<36608041790011

<36608041790011

Bayer. Staatsbibliothek

H. Nat. 94. (3, 1
~~N. 102~~

Hist. nat. Syst. 203.
~~N.° 411.~~

Herrn von Buffons
Naturgeſchichte
der
vierfüßigen Thiere.

Erſter Band.

Mit k. k. Hofcenſurfreiheit.

Troppau,
gedruckt bei Joſeph Georg Traßler, und im
Verlage der Kompagnie.

1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn von Buffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere.

I. Band.

Von den zahmen

oder

Hausthieren.

Dem Menſchen wurde das große Vorrecht bewilliget, den natürlichen Zuſtand der ihm unterworfenen Thiere verändern, ſie zu ſeinem Gehorſam zwingen und ſich ihrer nach ſeinem Gutbefinden bedienen zu können. Ein Hausthier iſt als ein Sklave zu betrachten, der uns die Zeit vertreiben und unſere Vergnügungen befördern helfen muß; wir ſind gewohnt, von zahmen Thieren allerlei Gebrauch, aber noch mehreren Mißbrauch zu machen, ſie aus ihrem Vaterland, von ihrer gewöhnlichen Koſt und natürlichen Lebensart gänzlich

lich zu entwöhnen. Sie ſind völlig dem Willkühr und Eigenſinn der Menſchen ausgeſetzet; wenn indeſſen die wilden Thiere der gütigen Natur allein gehorchen, und von keinen andern Geſetzen wiſſen, als welche Bedürfniß und Freiheit ihnen vorſchreiben. Die Geſchichte von einem wilden Thier iſt alſo nur auf eine geringe Anzahl ſolcher Begebenheiten eingeſchränket, wobei die einfache Natur ganz allein im Spiel iſt. In die Geſchichte jedes Hausthieres hingegen muß alles mit eingewebet werden, was die menſchliche Kunſt anwendet, es zahm zu machen und unter das Joch zu bringen. Da man indeſſen ſo genau noch nicht beſtimmen kann, wie ſtark der Einfluß des Beiſpieles, des Zwanges, der mächtigen Gewohnheit auf ſolche Thiere zu wirken, und wie ſehr dergleichen Umſtände ihre Bewegungen, ihre Beſtimmung und Neigungen zu verändern fähig ſind; ſo muß die Abſicht eines Naturforſchers vorzüglich dahin gerichtet ſeyn, durch die genaueſten Beobachtungen ſich in den Stand zu ſetzen, alle Vorfälle, die blos von ihren natürlichen Trieben abhängen, richtig von denenjenigen zu unterſcheiden, welche der Zucht allein beizumeſſen ſind; er muß einſehen lernen, was ihnen von Natur eigen

gen iſt, und was zu ihren angenommenen Kunſttrieben gehöret; er muß einen Unterſchied machen zwiſchen dem, was die Thiere für ſich thun würden und was der Menſch ſie zu thun gelehrt oder genöthiget hat; kurz, er muß nie das Thier mit dem Sklaven, oder das Laſtvieh mit dem Geſchöpfe Gottes verwechſeln.

Die Herrſchaft der Menſchen über die Thiere hat ſoviel Rechtmäßiges zum Grunde, daß keine Veränderung der Umſtände fähig iſt, ihr Abbruch zu thun. Sie beſteht in der Herrſchaft des Geiſtes über die Materie. Sie iſt alſo nicht allein ein Recht der Natur, eine durch unveränderliche Geſetze beſtätigte Gewalt, ſondern auch ein Geſchenke Gottes, welches den Menſchen jeden Augenblick an den Adel ſeines Weſens erinnern kann. Er iſt Beherrſcher der Thiere, nicht weil er unter ihnen das vollkommenſte, das ſtärkſte oder das gegeſchickteſte vorſtellet; — denn wenn er nichts weiter, als nur das erſte Geſchöpf in eben der Ordnung wäre, ſo würde das zweite Geſchlecht ſich vereinigen, um ihm die Herrſchaft ſtreitig zu machen, — ſondern weil das Regieren und Gebiethen unter die natürlichen Vorrechte des Menſchen gehöret. Er denket, und das macht ihn

ſchon allein zu einen Herrn über gedankenloſe Weſen. *)

Der Menſch iſt Herr über alle rohe Körper, die ſeinem Willen ſonſt nichts entgegen zu ſetzen haben, als einen ohnmächtigen Widerſtand oder unbiegſame Härte, die ſeine Hand allemal überwinden und beſiegen kann, wenn er einen gegen den andern wirken läßt. Seine Herrſchaft breitet ſich auch über die Gewächſe aus. Durch ſeinen geſchäftigen Fleiß kann er die Pflanzen vergrößern und verkleinern, erneuern und verändern, zerſtören oder ins Unendliche vervielfältigen. Die Thiere ſind ſeiner Herrſchaft unterworfen, weil er mit ihnen nicht blos Bewegung und Empfindung gemein, ſondern vor ihnen das Licht der Vernunft noch voraus hat, weil er Abſichten und Mittel erkennet, ſeine Handlungen alle nach gewiſſen Abſichten beſtimmen und nach richtigen Planen wirken, ſeine Bewegungen abmeſ-

*) Ob wir uns gleich hier auf das berufen können, was wir in den einzelnen Anmerkungen zum vorigen ſiebenten Band geſagt haben, ſo können wir doch nicht umhin, uns zu verwundern, daß Herr von Buffon hier die Thiere gar unter die gedankenloſen Weſen zu zählen ſcheint. Eine Meinung, die ſo leicht niemand ihm abzuborgen in Verſuchung gerathen wird! M.

meſſen, die fehlende Kräfte durch Verſtand erſetzen, und vermittelſt eines guten Gebrauchs der Zeit, die Geſchwindigkeit ſelbſt überwinden kann.

Indeſſen ſcheinen unter den Thieren ſelbſt einige viel geſelliger, einige wilder, einige zahmer, und einige grauſamer, als andere, zu ſeyn. Man vergleiche die gelehrige Folgſamkeit eines Hundes mit der trotzigen Wuth eines Tigers. Wird man den erſten nicht für einen Freund, und den letzten für einen Feind des menſchlichen Geſchlechtes halten müſſen? Folglich kann der Menſch wohl nicht ein unumſchränkter Beherrſcher aller Thiere ſeyn. Wie viele Gattungen wiſſen nicht, ſowohl durch die Schnelligkeit ihres Fluges, als durch die Geſchwindigkeit ihres Laufes, durch die Verborgenheit ihres Aufenthaltes, oder durch die Entlegenheit des Elementes, worin ſie leben, gänzlich der menſchlichen Gewalt auszuweichen? Wie viele bleiben nicht, um ihrer Kleinheit willen, vor dem Menſchen verborgen? Wie viel giebt es endlich nicht ſolcher Thiere, welche, ſtatt ihn als ihren Beherrſcher zu huldigen, ihn mit offenbarer Gewalt angreifen? Und könnten wir nicht hier auch das Ungeziefer anführen, welches durch ſeine beſchwerliche

Stiche ihm läſtig wird; oder die Schlangen, welche durch ihren Biß Gift und Tod unter den Menſchen verbreiten; oder unzählig viel andere, unreinliche, beſchwerliche, unnütze Thiere, welche blos darum geſchaffen zu ſeyn ſcheinen, um hinlängliche Abwechslungen zwiſchen dem Guten und Böſen in der Welt zu erhalten und den Menſchen recht nachdrücklich an die Entehrung zu erinnern, die er, nach ſeinem Fall, erlitten?

Hier lernet man die unumſchränkte Macht und Herrſchaft Gottes von der Herrſchaft des Menſchen unterſcheiden. Gott, als der Schöpfer aller Weſen, iſt allein Herr der Natur. Der Menſch vermag wenig oder nichts über die Geſchöpfe, nichts über die Bewegungen der himmliſchen Körper, nichts über die Umwälzungen des Erdballes, den er bewohnet, nichts überhaupt betrachtet, weder über die Thiere, noch über die Pflanzen und Mineralien. Seine Gewalt erſtreckt ſich nicht über die Arten, ſondern blos über einzelne Dinge: denn die Arten überhaupt, oder die Materie im Ganzen, ſind ein Eigenthum der Natur, oder ſie ſind vielmehr die Natur ſelbſt. Alles entſtehet und geſchiehet, alles erfolget und vergehet, alles erneuert und bewegt ſich

durch

durch eine Macht, der ſich nichts widerſetzen kann. Der Menſch ſelbſt wird vom Strome der Zeit mit hingeriſſen, ohne das Ziel ſeiner eignen Dauer beſtimmen zu können. Mit ſeinem Körper an die Materie gefeſſelt und in den Wirbel körperlicher Weſen mit eingemiſchet, kann er unmöglich eine Ausnahme von dem allgemeinen Geſetze ſeyn. Er gehorcht eben der Macht, wird geboren, wächſet und vergehet (in Anſehung des Körpers) wie alles, was ihn umgiebt.

Nur allein der göttliche Stral, welcher den Menſchen belebet, macht ſeinen Adel aus, welcher ihn über alle körperliche Weſen erhebet. Nur dieſe geiſtige Subſtanz, welche der Materie keinesweges unterworfen iſt, hat ſich des hohen Vorrechtes zu rühmen, die Materie zum Gehorſam zu bringen. Wenn ihre Herrſchaft ſich nicht über die ganze Natur verbreitet, ſo erſtreckt ſie ſich doch auf unzählig viel beſondere Weſen. Die einzige Quelle des Lichtes und der Vernunft, Gott allein, regieret die ganze Welt und alles, was darinnen iſt, mit einer unendlichen Macht. Der Menſch hingegen, der nur mit einem Stral dieſes göttlichen Verſtandes erleuchtet iſt, hat auch nur eine ſehr eingeſchränkte Macht

über

über einen kleinen Theil der Materie, und ſich blos einer Herrſchaft über einzelne Dinge zu rühmen.

Blos durch die vorzüglichen Gaben des Geiſtes konnte ſich der Menſch die Thiere unterwürfig machen. Weder ſeine Stärke noch die übrigen Eigenſchaften der Materie konnten hierzu etwas beitragen. In den erſten Zeiten wußten die Thiere überhaupt nichts von einer Unterwürfigkeit. Der Menſch, ſo bald er ſtrafbar und wild geworden, hatte wenig Fähigkeiten, ſie zahm und folgſam zu machen. Es wurde viel Zeit erfordert, ehe man es wagen konnte, ſich ihnen zu nähern, ſie kennen zu lernen und eine Wahl unter denjenigen zu treffen, die man zu bändigen hoffen durfte. Der Menſch mußte ſelbſt erſt geſittet werden, bevor er ſich einfallen laſſen konnte, Thiere abzurichten und ſich eine Herrſchaft über ſie zu erwerben; denn überhaupt konnte die Herrſchaft über die Thiere, wie alle übrige Arten der Herrſchaft ehe nicht ſtatt finden, bis erſt Geſellſchaften oder geſellige Verbindungen geſtiftet waren.

Durch die Geſellſchaft wurde der erſte Grund zu aller menſchlichen Macht geleget. Nur ihr hat er die Verbeſſerung ſeiner

Ver=

Vernunft, die Übung ſeines Verſtandes, und die Vereinigung ſeiner Kräfte zu verdanken. Vorhero mochte der Menſch vielleicht das wildeſte, zugleich aber am wenigſten furchtbare Thier vorſtellen. Dem nackenden, unbewafneten, unter freiem Himmel ſich aufhaltenden Menſchen war die Erde blos eine mit ſolchen Ungeheuern bevölkerte Wüſte, denen er öfters zur Beute dienen mußte. Aus der Geſchichte wiſſen wir ſo gar, daß die erſten Helden, lange nachher, weiter nichts, als muthige Würger bezwinglicher Thiere geweſen.

Weil ſich indeſſen mit der Zeit das menſchliche Geſchlecht weiter ausgebreitet und ſtark vermehret hat, weil der Menſch durch Hilfe neu erfundner Künſte und häufig errichteter Geſellſchaften, mit ſtarker Macht auf die Eroberung der Welt ausgehen konnte; ſo hat er die wilden Thiere nach und nach in die Enge getrieben, die Erde von jenen rieſenartigen Geſchöpfen gereiniget, deren ungeheure Gerippe wir noch hin und wieder in der Erde finden, und alle Gattungen von ſchädlichen Raubthieren, bis auf eine geringe Zahl einzelner ſolcher Thiere, verheeret. Er hat ſich des Vortheils bedienet, eine Art von Thieren zu Bekämpfung einer andern zu brauchen. Nachdem

er ferner einige durch bloße Geſchicklichkeit, andere mit Gewalt unter das Joch gebracht oder zerſtreuet, und ſie alle durch vernünftige Mittel überraſchet hatte, gelang es ihm, ſeine Sicherheit zu befeſtigen und ſich eine Herrſchaft zu ſtiften, deren Grenzen blos in unüberſteigbaren Oertern, entlegenen Einöden, brennenden Sandwüſten, Eisgebirgen und finſtern Höhlen zu ſuchen ſind, welche der geringern Anzahl unbändiger Thiere noch zu einer Freiſtadt übrig gelaſſen worden.

Beſon-

Beſondere Geſchichte der vierfüßigen Thiere.

Das Pferd. *)

Der Menſch hätte unter allen Thieren, worüber er ſeine Herrſchaft beſtätiget, nicht leicht eine größere Eroberung machen können, als durch Zähmung dieſes edlen, ſtolzen und flüchtigen Thieres, welches die Be-

*) Linn. S. Nat. Ed. XII. p. 100. Equus, Caballus caudâ undique ſetoſâ. Ejusd. Faun. Suec. 1761. p. 15 n. 47 Idem. Nom. Geſn. Quadr. p. 132. Equus, Caballus, Equa. Aldrov. Quadr. *p.* 12. Equus. Iohnſt. Quadr. p. 1. Tab. I — V. Charlet. Onom. 2. Raj. Quadr. *p.* 4. Equus domeſticus, cicuratus. Gr. Ἵππος. Ἱππάδα Rzac. Hiſt. Nat. Polon. p. 240. Sloane Nat. Hiſtory of Jam. Vol. II. p. 327. Franz. Cheval. (der Wallach) Cheval hongre, (die Stute) Jument, (das Füllen) Poulain. Hebr. Sus. Suſah. Chald. Suſuatha. Arab. Baiel. Perſ. Asbecha. Span. und Ital. Cavallo. Böhm. Kun. Illyr. Kobyla. Pohln. Kon. Engl. Horſe. In Flandern. Peert Heinſt. (Wallach.) Rugn. (Stute) Merri. Schwed.

Beſchwerden ſo wohl und Gefahren des Krieges, als den Ruhm des Triumphs zu theilen willig iſt. So unerſchrocken, als der Held, den es trägt, ſieht es die Gefahr und trotzet ihr. Es ſtürzt ſich mitten in das Geräuſch der Waffen, findet einen Wohlgefallen daran und belebt ſich mit eben dem Feuer, welches in der Heldenſeele ſeines Herren auflodert. Mit gleicher Bereitwilligkeit theilet es die heroiſchen Ergötzungen ſeines Beherrſchers auf der Jagd, bei Ritterſpielen und Wettlaufen. Sein Anſehen iſt glänzend und ſeine Augen funkeln. Eben ſo gelehrig, als muthvoll, läßt es ſich nicht ganz von ſeinem Feuer hinreißen. Es hat ſeine Bewegungen mäſſigen gelernt. Es ſchmieget ſich nicht allein

Häſt. Jo. Elias Ridingers Entwurf einiger Pferde, nach ihrem unterſchiedlichen Alter und Gebrauch, nach dem Leben gezeichnet. Mit beigefügten Anmerkungen IV. Th. Augsbg. 1755. Fol. 22 Kpf. Hallens Nat. Geſch. der Thiere. 1 B. p. 227 — 245. Briſſ. Regn, animale T. I. Quadr. Lugd. Bat. 1762 8vo *p*. 79. Equus auriculis brevibus, erectis, jubâ longâ. Le Cheval. Vall. de Bom. Dict. d'Hiſt. Nat. Tom. III. *p*. 69. — 102. Encyclop. Oecon. Vol. V. p. 3 — 136. D. Merkleins Thierb. Nürnb. 1751 8vo. p. 160 — 172.

M.

lein unter die Hand ſeines Führers, ſondern es ſcheint ſich ganz nach deſſen Wünſchen zu bequemen. Beſtändig folgſam, bei allen Eindrücken, die es von ihm erhält, läuft es bald ſchnell, bald langſam, bald ſtehet es ſtille, wie es der Wink ſeines Herrn zu fordern ſcheint. Das Pferd iſt eins von den Geſchöpfen, die ſich ſelbſt verleugnen, um blos dem Willen eines andern Weſens gehorſam zu ſeyn und ſeinem Verlangen immer zuvor zu kommen, dem es, durch ſeine geſchwinde und abgemeſſene Bewegungen vollkommen Genüge leiſtet. Es iſt gerade ſo fühlbar, als man wünſchet und leiſtet nicht mehr, als man verlanget. Indem es ohne Ausnahme, ſich zu allen möglichen Dienſten bereit finden läßet, ſtrenget es alle Kräfte zum Dienſte ſeines Herrn an, und überſchreitet oft ſo ſehr das Maß ſeiner Kräfte, daß es, aus allzu großem Gehorſam, zuweilen des Todes iſt.

So iſt ein Pferd beſchaffen, deſſen Naturgaben ſich in ihrem ganzen Lichte zeigen, weil die Kunſt ſeine natürlichen Eigenſchaften zur möglichen Vollkommenheit erhöhet, und das von Jugend auf ſorgfältig gepflegt, hernach wohl geübet und ſo zum Dienſte der Menſchen abgerichtet wor-

den. *) Die Erziehung eines Pferdes fängt mit dem Verluſt ſeiner Freiheit an und endiget ſich mit dem Zwange. Die Sklaverei oder die Hausgenoſſenſchaft dieſer Thiere iſt ſchon ſo allgemein, daß wir ſie nur höchſt ſelten in ihrem natürlichen Zuſtande beobachten können. Bei allen in ihren Arbeiten ſind ſie beſtändig aufgeſchirret. Niemals, nicht einmal zur Zeit ihrer Ruhe, ſind ſie von allen Banden frei. Wenn ſie auch zuweilen auf der Weide frei herum irren können, ſo tragen ſie doch wenigſtens, auch hier, gewiſſe Merkmale der Knechtſchaft an ſich und ſind beſtändig mit grauſamen Abdrücken der Arbeit und des Schmerzes bezeichnet. Das Maul iſt durch die vom Gebiß verurſachete Falten entſtellet; die weichen Seitentheile des Leibes pflegen entweder vom Geſchirr kahl und wund gerieben oder von den Sporen verwundet und zerkratzt, die Hufe aber durchaus mit Nägeln durchbohret zu ſeyn. Der beſtändige Druck des gewöhnlichen Geſchirres ertheilet ihrem Körper eine gezwungene Stellung. Man würde

*) Die vorzüglichſten Werke, welche theils die Kenntniß der Wartung, theils die Abrichtung und Erhaltung der Pferde hinlänglich beſchreiben, haben wir am Ende dieſes Artikels angeführet.

de dieſe von Jugend auf gewohnte Feſſeln ihnen vergeblich abnehmen, ſie würden darum nicht freier ſeyn. Selbſt diejenigen, welche in einer gelindern Sklaverei leben, die man blos zum Staat oder zur Pracht unterhält, und denen man güldene Feſſeln, mehr zu Befriedigung der Eitelkeit ihrer Herrn, als zu ihrer Zierde, anleget, werden durch ihren Kopfputz, durch ihre geflochtne Mähnen, durch die goldnen und ſeidenen Decken mehr, als durch ihre Hufeiſen, entehret.

Die Natur übertrift alle Kunſt an Schönheit. In den freien Bewegungen aber eines belebten Weſens beſtehet eigentlich die ſchöne Natur. Man betrachte die Lebensart jener wilden Pferde, die ſich im ſpaniſchen Amerika, bei völliger Freiheit, ſo ſtark vermehret haben. Welch ein freier, unabgemeſſener Gang! wie flüchtig! welche Sprünge! Stolz auf ihre rühmliche Unabhängigkeit, fliehen ſie die Gegenwart jedes Menſchen, und verachten ſeine eigennützige Pflege; ſie ſuchen und finden, ohne Anweiſung, Unterhalt und Nahrung. Froh genießen ſie ihrer Freiheit und irren und ſpringen auf unüberſehbaren grünen Ebenen herum, welche ihnen freiwillig den ungeſtörten Genuß der nahrhaften Reichthümer

eines immer wiederkehrenden Frühlings anbiethen. Ohne einen beſtimmten Aufenthalt zu haben, ohne anderes Obdach, als welches ihnen ein reiner, heiterer Himmel gewähret, athmen ſie eine weit reinere, weit geſundere Luft ein, als in den gewölbten Palläſten, wo man ihnen einen engen abgetheilten Raum zu ihrem Aufenthalt anweiſet. Aus dieſem Grunde ſind auch alle wilde Pferde weit ſtärker, flüchtiger und nervichter, als die meiſten zahmen. Sie erhalten aus der freigebigen Hand der Natur, Stärke und edlen Anſtand. Den zahmen kann die Kunſt nichts, als eine gefällige Geſchicklichkeit ertheilen.

Die Pferde haben in ihrer Gemüthsart nichts Grimmiges, nichts Grauſames. Blos muthig und wild erſcheinen ſie in ihrer Freiheit. An Stärke ſind ſie zwar den meiſten Thieren überlegen; ſie bedienen ſich aber dieſes Vorzuges nie, um andere anzufallen. Sind andere ſo verwegen, ſich feindſelig an ſie zu wagen, ſo greifen ſie zu einem von den drei Mitteln ihrer Rache. Sie verachten, verjagen oder tödten ihre Feinde. Sie ziehen heerdenweiſe herum und vereinigen ſich blos um des Vergnügens willen, das ihnen die Geſelligkeit gewähret. Aus Furcht hätten ſie nicht nöthig, es zu thun.

Es

Es geſchieht blos aus gegenſeitiger Zunei-gung. Unter ihren Tritten wachſen mehr Kräuter und Pflanzen empor, als die bloße Befriedigung ihres Hungers nothwendig er-fordert. Nach dem Fleiſch der Thiere ſind ſie niemals lüſtern. Daher pflegen ſie we-der mit andern Thieren, noch unter ſich ſelbſt Krieg führen. Um des Unterhaltes willen ha-ben ſie keine Streitigkeiten untereinander nö-thig. Die Gelegenheiten, ſich eine Beute ab-zujagen, oder ein fremdes Eigenthum an ſich zu bringen, können ſich nie bei ihnen ereignen. Bei fleiſchfreſſenden Thieren ſind dieſes die gewöhnlichſten Quellen alles Zankes und Streites. Die Pferde hingegen leben in ei-nem beſtändigen Frieden, weil ſie bei ihrem einfachen und gemäßigten Appetit, immer Nahrung genug haben, um ſich nicht benei-den zu dürfen.

Wer dieſes unwahrſcheinlich finden ſoll-te, der beobachte doch einmal junge Füllen, die man zuſammen erziehet und heerden-weiſe auf die Weide bringet, wie ſchmeichel-haft, wie geſellig ſie da mit einander umge-hen! Sie geben von ihrer Stärke und ju-gendlichen Feuer kein'e weitern Beweiſe, als aufmunternde Zeichen der Nacheiferung. Sie bemühen ſich ſcherzend, eines vor dem an-dern einen Vorſprung zu gewinnen, ſich ſelbſt

der Gefahr, durch einen Fluß oder über einen Graben zu ſetzen, muthwillig blos zu ſtellen und ſich dazu aufzumuntern. Die Füllen, welche bei dieſen natürlichen Uibungen die erſte Veranlaſſung geben, und ſich allenthalben an der Spitze befinden, können ohnſtreitig für die muthigſten und beſten, und, wenn ſie einmal zahm gemacht ſind, für die gelehrigſten und folgſamſten gehalten werden.

Einige alte Schriftſteller thun der wilden Pferde ſowohl Erwähnung, als der Gegenden, wo ſie ſich aufhalten. An den Ufern des Hypanis, heißt es beim Herodot, findet man weiße, im nördlichen Theil Thraciens noch andre wilde Pferde, deren ganzer Körper mit fünf Finger langen Haaren beſetzt iſt. Ariſtoteles nennet Syrien, Plinius die nördlichen Länder, Strabo die Alpen und Spanien, unter den Oertern, wo ſich wilde Pferde aufhalten. Kardanus unter den Neuern, behauptet eben dieſes von Schottland und den Orkaden. *) Olaus von Moſkau; Dapper von der Inſel Cypern, wo es, nach ſeiner Ausſage, **) ſehr ſchöne ſtarke,

*) S. Aldrovandus de Quadrupedibus Solipedibus Lib. I. S 19.

**) Man ſehe deſſen Beſchr. der Inſeln des Archipelagus. S. 50.

ſtarke, flüchtige wilde Pferde geben ſoll; Struys *) von der Inſel May am grünen Vorgebirge, wo er ſie beſonders klein angetroffen; Leo Afrikanus **) von den afrikaniſchen und arabiſchen Wüſten. Er hat ſelbſt in den Einöden Numidiens ein weißes Füllen mit krauſen Mähnen geſehen. Marmol a) verſichert, zur Beſtätigung des struyſiſchen Berichts, daß es in den Wüſten Arabiens und Lybiens kleine, aſchgraue, auch weiße Pferde mit kurzen borſtigen Haaren und Mähnen gebe, die es den Hunden und zahmen Pferden in der Hurtigkeit ihres Laufes weit zuvor thäten. In den erbaulichen Briefen b) wird auch von China behauptet, es fänden ſich daſelbſt viel kleine wilde Pferde.

Weil heut zu Tage ganz Europa, in allen ſeinen Theilen, bevölkert und gleich ſtark bewohnet iſt, ſo würde man daſelbſt vergeblich wilde Pferde ſuchen. Die amerikaniſche frei herumirrende Pferde ſind eigentlich zahme, von europäiſcher Abkunft. Die

*) S. Les Voyages de Jean Struys. Rouen. 1719 Tom. I. p. 11.

**) In Deſcriptione Africae Pars II. Vol. 2. p. 750 — 51.

a) S. L' Afrique de Marmol. à *Par.* 1667. T. I. p. 95.

b) S. Lettres édifiantes. Recueil XXVI. p. 371.

Spanier hatten ſie dahin gebracht, und ſie haben ſich dann in den ungeheuren Wüſten dieſer unbewohnten und unbevölkerten Länder vermehret. In der neuen Welt gab es ehemals gar keine Thiere dieſer Art. Aus dem Erſtaunen und Schreck der Einwohner von Mexiko und Peru, bei Erblickung der Pferde und Reiter, konnten die Spanier den ſichern Schluß ziehen, daß in dieſen Himmelsſtrichen die Pferde ganz unbekannte Geſchöpfe wären. Sie ließen alſo eine große Menge dahin bringen, theils um ſich derſelben auf eine vortheilhafte Art zu bedienen, theils auch um die Vermehrung derſelben in daſigen Gegenden zu befördern. In der letzten Abſicht ertheilten ſie vielen, ſowohl auf unterſchiedenen Inſeln, als auf dem feſten Lande, die Freiheit, wodurch die Pferde ſich daſelbſt, wie andre wilde Thiere, vermehret haben. *)

Herr

*) In der That giebt es in Amerika viel Pferde, die daſelbſt nicht ſo viel Krankheiten, als in Europa, zu dulden haben. Ihre Füllen werden auch ſchöner, als die alten, man ſagt von den Wilden, daß ſie ungemein gern reiten, weil ſie ſich alle für Edelleute halten. S. Hamb. Mag. VI B. p. 592. M.

Herr de la Salle *) hat 1685 von dieſen Pferden im nördlichen Amerika, bei Sankt Ludwigs Bai, viele auf den Wieſen herumirren und weiden geſehen. Sie waren ſo wild, daß man es, ohne Gefahr nicht wagen konnte, ſich ihnen zu nähern. Der Verfaſſer der Geſchichte von den Begebenheiten der amerikaniſchen Seeräuber **) ſaget: „Auf der Inſel St. Domingo trift „man zuweilen ganze Heerden, von mehr „als fünfhundert Pferden beiſammen an. „Sie ſchwärmen daſelbſt frei herum und „ſtehen gleich ſtille, ſobald ſie einen Men„ſchen erblicken. Der Anführer der Heer„de nähert ſich auf eine gewiſſe Weite, „ſchnaubet entſetzlich durch die Naſe, nimmt „alsdann die Flucht und die ganze Heerde „folget ihm nach. Er iſt ungewiß, ob „er dieſe Thiere für ausgeartete, wild„gewordene Pferde halten ſoll, weil er ſie „zwar von der Art, aber nicht ſo ſchön, „als die ſpaniſchen, gefunden. Sie ha„ben, fährt er fort, große Köpfe, dicke

„und

*) S. Les dernieres decouvertes dans l' Amerique Septentrionale de Mr. de la Salle, miſes au jour par Mr. le Chevalier Tonti. à Par. 1697 p. 250.

**) S. Hiſtoire des Avanturies Flibuſtiers par Oexmelin. à Paris 1686. Tom. I. p. 110. 111.

„ und überdies noch höckerichte Beine, lan-
„ ge Ohren und einen langen Hals. Die
„ Einwohner des Landes können ſie, ohne
„ viel Mühe zahm machen und zur Arbeit
„ gewöhnen. Die Jäger bedienen ſich ih-
„ rer Hilfe zu Fortſchleppung ihrer Thier-
„ häute. Die Art, wie ſie gefangen wer-
„ den, iſt ganz einfach. Man legt Schlin-
„ gen und Stricke an Oerter, wo ſie oft
„ hinzukommen pflegen. Sie weichen die-
„ ſen Fallen eben nicht ſorgfältig aus.
„ Wenn ſie aber eine um den Hals fühlen,
„ ergurgeln ſie ſich ſelbſt, wofern ſie nicht
„ bald aus derſelben befreiet werden. Man
„ faßet ſie beim Leibe und Beinen, feſſelt
„ ſie mit Stricken an Beinen an, und läßt
„ ſie in dieſer Stellung zween Tage lang
„ hungern und dürſten. Dieſer erſte ſtrenge
„ Verſuch, ſie zahm zu machen, thut ſeine
„ Wirkung vollkommen. Mit der Zeit wer-
„ den ſie ſo gelehrig, daß man gar keine
„ Spur ihrer vorigen Wildheit mehr an
„ ihnen wahrnehmen kann. Wenn ſie,
„ durch einen ohngefähren Zufall, auch
„ wirklich ihre Freiheit gänzlich wieder be-
„ kommen, ſo nehmen ſie zum zweitenmal
„ ihre Unbändigkeit nicht wieder an. Sie
„ kennen beſtändig ihren Herrn. Er darf
„ ſich ihnen ungehindert nähern, und ſie,

„ wann

„ wann es ihm beliebet, wieder anhalten „ und ſangen *).

Ein ſicherer Beweis der natürlichen Sanftmuth und der Neigung dieſer Thiere, ſich unter den Menſchen aufzuhalten! Wer hat auch

*) Herr von Garſault giebt ein ander Mittel an die Hand, wilde Pferde zahm zu machen „ Wenn „man, ſagt er, die Füllen in ihrer erſten Jugend „nicht zahm gemacht hat, ſo pflegt ihnen die „Annäherung und das Anrühern eines Menſchen „oft ſo ſchreckhaft vorzukommen, daß ſie, durch „beſtändiges Beißen und Schlagen, es unmög„lich machen, ſie putzen oder ihren Huf mit Eiſen „belegen zu können. Wo ſchon Geduld und Gelin„digkeit vergeblich angewendet worden, da müß „man ſich zu ihrer Bändigung des Mittels be„dienen, wodurch man in der Falkenierkunſt ei„nen Vogel, der erſt gefangen worden, zahm zu „machen und zur Beute abzurichten pfleget. Man „hält ihn ſo lange vom Schlaf ab, daß er endlich „für Mattigkeit hinfällt. Geräde ſo muß man bei „unbändigen Pferden verfahren. Wenn man es „mit dem hintern Theil nach der Krippe ſtellet „und einen Menſchen Tag und Nacht vor ſeinem „Kopfe ſtehen und ihm von Zeit zu Zeit eine „Hand voll Heu vorhalten läßet, ohne zu ge„ſtatten, daß es ſich niederlege, ſo wird man ver„wundernd ſehen, wie geſchwind ein ſolches Pferd „von ſeiner Unbändigkeit abläßt. Doch giebt es „Pferde, welche dieſen harten Verſuch wohl 8 Tage lang aushalten, ehe ſie ſich bequemen. S. Nouveau parfait Maréchal p. 89. oder Herrn von Garſault Unterricht für Liebhaber der Pferde und Reiter. A. d. Franz. überſ. v. D. J. G. Krünitz. Berlin 1770 8vo S. 99. 100.

auch wohl jemals geſehen, daß ein Pferd unſre Häuſer verlaſſen, um in Wälder und Wüſten zu fliehen? Aeußern ſie nicht vielmehr ein ſichtbares Verlangen, wieder in ihre Ställe zu kommen? Und doch finden ſie daſelbſt nur ein grobes und immer einerlei Futter, das noch überdies mehr nach wirthſchaftlichen Abſichten, als nach ihrem Appetit, eingerichtet und abgemeſſen wird. Allein die Gemächlichkeit, welche ſie genießen, erſetzt ihnen auf der einen Seite alles, was ihnen auf der andern abgehet. Wenn ſie vorher bis zur Entkräftung, ſich anſtrengen mußten, ſo iſt alsdann der Ort, wo ſie hoffen können, wieder auszuruhen, für ſie ein Ort voller Annehmlichkeiten, den ſie ſchon von weitem merken, und mitten in großen Städten zu finden wiſſen. Uiberhaupt ſcheinen ſie durchgängig die Sklaverei der Freiheit vorzuziehen. Die Gewohnheiten ſogar, wozu man ſie gezwungen und denen ſie ſich einmal unterworfen haben, pflegen bei ihnen zur andern Natur zu werden. Man weiß ja, daß Pferde, die man frei in Waldungen laufen ließ, durch beſtändiges Wiehern ihre Gegenwart zu erkennen gegeben und der Stimme jedes Menſchen entgegen gelaufen ſind. Noch mehr, ſie ſind (in dieſer ungewohnten Einſamkeit)

bei

bei einem Uiberfluß abwechſelnder Nahrung, dermaßen abgezehret, daß ihr Leben in kurzer Zeit in Gefahr gerathen.

Das Betragen und die Sitten der Pferde ſind faſt gänzlich das Werk der Erziehung, welche mehr Sorgfalt und Mühe vorausſetzet, als der Menſch an irgend ein anderes Thier verwendet, wofür er aber, durch die beſtändigen und willigen Dienſte der Pferde hinlänglich entſchädigt wird. Im erſten Alter dieſer Thiere pflegt man die Füllen gleich von ihrer Mutter zu entfernen, wenn ſie vorhero fünf, ſechs oder höchſtens ſieben Monate geſogen haben. Die Erfahrung hat gelehret, daß diejenigen, welche zehn oder eilf Monate die Muttermilch genoſſen, lange nicht ſo gut, als andere gerathen, die man früher abſetzet, ob ſie gleich dadurch mehr Fleiſch auf dem Leibe zu ſetzen pflegen. Sobald ein Füllen ſechs oder ſieben Monate hindurch die Muttermilch allein genoſſen, wird es hernach zu einer dichtern Nahrung gewöhnet. Es bekömmt alsdann zweimal des Tages Kleie und etwas Heu und zwar allmählig immer etwas mehr, je älter ſie werden. So lange ſie noch einige Sehnſucht nach der Mutter ſpüren laßen, behält man ſie im Stalle. Wenn ſich aber keine Merkmale dieſer Unruhe

ruhe mehr äußern, bringet man ſie, bei gutem Wetter, auf die Weide. Nur muß man ſich hüten, ſie nüchtern weiden zu laſſen. Eine Stund vorher, ehe ſie aufs Gras kommen, müſſen ſie erſt etwas Kleie genoſſen und einmal geſoffen haben. Bei ſtarker Kälte oder im Regen darf man ſie ja nicht lange in Freiheit laſſen. Sie können beides noch nicht wohl ertragen. Dies iſt ohngefähr das Verhalten, welches man im erſten Winter mit ihnen zu beobachten hat. Im folgenden Mai kann man ſie nicht allein täglich auf die Weide gehen, ſondern auch den ganzen Sommer hindurch, bis zu Ende des Oktobers, unter freiem Himmel auf der Weide ſchlafen laſſen. Die einzige Vorſicht muß man aber nicht verabſäumen, ſie nie auf das Grummet (oder Nachheu) zu bringen; denn wenn ſie dieſes zartere Futter einmal gewohnt ſind, würden ſie beim Heu nicht gern anbeißen, welches doch, nebſt Kleie mit gemahlner Gerſte oder Haſer vermiſchet, den 2ten Winter ihre vorzüglichſte Nahrung ausmachen muß. Auf dieſe Art läßet man ſie die erſten vier Jahre hindurch im Winter nur des Tages, im Sommer aber Tag und Nacht weiden, bis man ſie von der Weide nehmen und mit Heu erhalten kann. Dieſe Veränderung des Futters

ters erfordert einige Vorſichtigkeit. In den erſten acht Tagen dürfen ſie nichts als Stroh genießen, und man wird ſehr wohl thun, wenn man ihnen zugleich einige Tränke wider die Würmer giebt, welche durch unverdaute rohe Kräuter vielleicht erzeuget worden. Herr von Garſault, welcher dieſes Verfahren eigentlich für das beſte hält, *) wird es ohnſtreitig in der Erfahrung bewährt gefunden haben. Indeſſen wird man wahrnehmen, daß der Magen aller Pferde zu allen Zeiten und in jedem Alter mit einer ſo ungeheuren Menge von Würmern angefüllet iſt, als ob ſie einen weſentlichen Theil derſelben ausmacheten. Wir haben ſie in geſunden ſo häufig, als kranken Pferden, in Graspferden ſowohl, als in Stallpferden, die lauter Hafer und Heu freſſen, durchgängig bemerket. Auch die Eſel, welche unter allen Thieren der Natur der Pferde noch am allernächſten kommen, beherbergen in ihrem Magen eine nicht minder große Menge von Würmern, ohne davon einige Beſchwerden zu dulden. Kann man alſo wohl die Würmer, von welchen hier die Rede iſt, als eine zufällige, von einem ro-

*) S. Le Nouveau parfait Maréchal par Mr. de Garſault. à Paris 1746 p. 84. 85.

rohen unverdauten Kraut verurſachete Krankheit betrachten? Sind ſie nicht vielmehr als eine Wirkung der Nahrung und gewöhnlichen Verdauung dieſer Thiere anzuſehen?

Bei Abſetzung eines jungen Füllens hat man vornämlich darauf zu denken, daß man ſie in einen tauglichen, reinen, und nicht allzu warmen Stall bringet, ſonſt würden ſie aus erkünſtelter Weichlichkeit gegen die Eindrücke der Luft allzu empfindlich werden. Man muß nicht vergeſſen, ihnen oft friſche Streue zu geben, ſie beſtändig reinlich zu halten, und von Zeit zu Zeit mit einem Lappen oder Strohwiſch ihnen den Staub abreiben. Das Anlegen oder Striegeln können ſie nicht wohl ehe dulden, bis ſie wenigſtens zwei und ein halbes, oder drei Jahre alt ſind. Sie würden ein ſo ſcharfes Reiben der Striegeln in der That mit Schmerzen empfinden, und, weil ihre Haut noch zu zärtlich iſt, es zu dulden, viel eher eingehen, als gedeihen. Auch dürfen weder die Raufe noch Krippe zu hoch angebracht seyn. Die Nothwendigkeit, den Kopf immer nach dem Futter in die Höhe zu recken, könnte zu einer Gewohnheit werden, und einen ſchlechten Anſtand des Halſes veranlaſſen. Wenn ſie erſt ein Jahr

und

oder achtzehen Monate alt ſind, kann man ihnen den Schwanz beſchneiden, wodurch die von neuem treibende Haare ſtärker und dichter werden *). Sobald ſie das zweite Jahr vollendet haben, muß man ſie trennen, und die männlichen zu den Hengſten, die weiblichen aber zu den Stuten geſellen; weil ohne dieſe Vorſicht die jungen Hengſtfüllen ſich unausbleiblich bei den Mutterfüllen abmatten, und vergebens entkräften würden.

Sobald ſie drei Jahre oder ein halbes Jahr darüber ſind, muß man darauf bedacht ſeyn, ſie abzurichten und gelehrig zu machen. Anfänglich muß man ihnen einen leichten und bequemen Sattel auflegen, und ſie täglich zwo bis drei Stunden darunter ſtehen laſſen. Zugleich pflegt man ihnen ein leichtes Gebiß ins Maul zu geben, die Füße aufheben zu laſſen, und einige Schlä-

*) Der Verf. des Eſſai ſur les Haras à Turin 1769 macht hierbei die Anmerkung, daß dieſes erzwungene Wachsthum des Haares im Schweife nur auf Unkoſten des Wachsthums und der Kräfte eines Füllens überhaupt geſchehen könne; weil er geſehen, daß die Pferde mit ungewöhnlich ſtarken Schweifen und eben ſo dicken Mähnen gemeiniglich die ſchwächſten und weichlichſten geweſen.

M.

ge auf den Huf zu thun, als ob man ſie beſchlagen wollte, damit ſie bei Zeiten hierzu gewöhnet werden. Will man ſie zu Kutſchenpferden oder Zugpferden abrichten, ſo muß man ihnen abwechſelnd Geſchirr und Gebiß, anfänglich aber keinem von beiden einen Zaum anlegen. Hernach läßt man ſie ohne Reuter auf einer Ebene mit einem Kappzaum, Sattel oder Geſchirr an einer Leine herum traben. Merkt man, daß das geſattelte Pferd ſich leicht herumdrehet, und willig auf denjenigen losgehet, welcher die Leine hält, ſo muß man verſuchen aufzuſteigen, und auf eben der Stelle gleich wieder abſteigen, ohne das Füllen ehe mit ſeinem Reiter gehen zu laſſen, bis es erſt vier Jahre alt geworden; denn vor dieſer Zeit iſt es noch zu ſchwach, das Gewicht eines Reiters ohne überläſtige Beſchwerde tragen zu können. Nach dem vierten Jahr kann man aber ſicher aufſitzen, und es abwechſelnd, aber nie lange hinter einander, bald im Schritt, bald im Trabe gehen laſſen *).

Wenn

*) Man ſehe die Elemens de Cavallerie de Mr. de la Gueriniere. à Par. 1741. Tom I. p. 140. &c.

Wenn ein Kutſchenpferd ſchon gewöhnet iſt, Geſchirr auf ſich zu leiden, ſo ſpannet man es neben ein anderes bereits abgerichtetes Zugpferd, legt ihm einen Zaum an, und führet es an einer durch den Zaum gezognen Leine, bis es anfängt ſich beim Zuge gut und geduldig anzuſtellen. Hierauf muß der Kutſcher verſuchen, es rückwärts gehen zu lehren. Er bedienet ſich dazu eines Gehilfen, der vor dem Pferde ſtehen, und es mit Gelindigkeit zurücke treiben, auch wohl einige kleine Stöße geben muß, um es zum Weichen zu nöthigen. Alles dieſes muß noch vor der Zeit geſchehen, ehe die jungen Pferde ander Futter, als jedes Füllen bekommen. Denn wenn ſie erſt mit Körnern und Hexel gefüttert werden, ſo weiß man ſchon aus Erfahrungen, daß ſie in eben der Maße, wie ſie an Kräften zunehmen, auch minder folgſam und ſchwerer abzurichten ſind *).

Gebiß und Sporne ſind als bloße Zwangmittel zum Gehorſam erfunden worden; das erſte, um ſie zu abgemeſſenen, die letztern um ſie zu hurtigern Bewegungen zu nöthigen. Zwar ſchien die Natur das

*) S. Le Nouveau parfait Maréchal par Mr. de Garsault. p. 86.

Maul nur zu den Eindrücken des Geſchmackes und Appetits beſtimmet zu haben. Bei den Pferden wird man auch in der That eine ſo groſe Fühlbarkeit im Maule gewahr, daß man darum, weil ſie hier empfindlicher, als an Augen und Ohren ſind, vorzüglich das Maul zu dem Werkzeug wählete, wodurch man den Pferden von ſeinem Willen einen verſtändlichen Wink geben kann. Die kleinſte Bewegung, der kleinſte Druck des Gebißes iſt hinlänglich, das Thier nach unſerm Willen zu lenken. Der einzige Fehler dieſes empfindlichen Werkzeuges beſteht in ſeiner Vollkommenheit ſelbſt. Sein allzu hoher Grad von Empfindlichkeit erfordert außerordentlich viel Schonung. Der geringſte Mißbrauch verdirbet das Maul eines Pferdes, und benimmt ihm das Gefühl der Eindrücke des Gebißes. (Oder macht ſie zu ſogenannten hartmäuligen Thieren.) Geſicht und Gehör würden freilich zu einer ſolchen Veränderung gar nicht fähig, und ſo leicht nicht auf ſolche Weiſe ſtumpf zu machen geweſen ſeyn. Allein man hat unſtreitig viel Schwierigkeiten dabei gefunden, wie man die Pferde durch dieſe ſinnlichen Werkzeuge regieren ſollte. Uiberhaupt wirken die Zeichen, die man einem Thier verſtändlich machen

will,

will, viel ſtärker auf daſſelbe durchs Gefühl, als durch die Augen und Ohren. Darzu kömmt noch, daß ein Reiter oder Kutſcher in der Stellung, die ſie auf oder hinter einem Pferde nehmen müſſen, gar nicht verſtattet, ſie durch die Augen zu regieren; denn die Pferde ſehen vor ſich hin, und würden die Zeichen, die man ihnen geben wollte, nicht anders bemerken, als wenn ſie eben den Kopf rückwärts dreheten. Obgleich das Ohr einer von den Sinnen iſt, wodurch man ſie zuweilen aufzumuntern und anzuführen pfleget, ſo ſcheint man doch nur bei plumpen Pferden von dieſem Sinne Gebrauch zu machen. Denn auf der Reitbahn, als der eigentlichen hohen Schule der Pferde, redet man ſie faſt gar nicht an, und es darf auch nicht einmal das Anſehen haben, als ob man ſie regierte. Bei einem ſchulrechten Pferd iſt auch wirklich der geringſte Druck der Schenkel, die leichteſte Bewegung des Gebißes zureichend, ſie zu leiten. Der Sporn wird entweder gar nicht, oder nur in den Fällen gebraucht, wenn man heftige Bewegungen von ihnen zu erzwingen ſucht. Geſchieht es zuweilen, daß ein ungeſchickter Reuter beim Anſpornen zugleich den Zügel anhält, ſo fühlt es auf der einen Seite

 den

den Reiz, auf der andern einen eben ſo ſtarken Widerſtand, es kann alſo nicht umhin, einen Sprung aufbäumend zu thun, ohne ſich aus der Stelle zu bewegen.

Man gewöhnet ein Pferd vermittelſt des Zügels den Kopf mit Anſtand in die Höhe zu tragen. Man richtet ihn, wie man ihn haben will. Es bedarf nur das mindeſte Zeichen, die kleinſte Bewegung des Reiters, um das Pferd aus einem ſeiner gelernten Gänge in den andern zu bringen. Der natürlichſte Gang iſt wohl das Traben; Schritt und Galop ſind aber für den Reuter am bequemſten, daher man ſich auch die ernſtlichſte Mühe giebt, in dieſen beiden Gängen die Pferde am ſtärkſten zu üben. Wenn ein Pferd ſeinen Vorderfuß zum Fortſchreiten aufhebet, ſo verlangt man, daß dieſe Bewegung frei ſey und leicht geſchehen ſoll. Das Knie muß genugſam gebogen, und der aufgehobne Schenkel gleichſam einen Augenblick in der Höhe gehalten, der Fuß aber auf der Erde feſt und gerade aufgeſetzet werden, ohne daß der Kopf des Pferdes von dieſer Bewegung den mindeſten Eindruck erhalte. Wenn das Pferd den Schenkel plötzlich niederſinken läßet, ſo hat dieſes gemeiniglich die Erleichterung des andern Schenkels zur Abſicht, welcher die

ganze Laſt des Körpers nicht lange allein zu ertragen vermag. Das iſt ein eben ſo beträchtlicher Fehler, als wenn ein Pferd ſeinen Schenkel aus- oder einwärts wirft, weil er in eben derſelben Richtung wieder wieder herabſinket. Wenn ein Pferd ſich auf den Stral des Fußes (Talon *) ſtützet, hat man es als ein Zeichen ſeiner Schwäche zu halten; wenn es hingegen mit dem Schuße oder dem vordern Rande des Hufes (Pince) auftritt, ſo iſt dieſes eine ſehr erzwungene abmattende Stellung, die kein Pferd lange aushalten kann.

Der Schritt, als der langſamſte unter allen Gängen eines Pferdes, muß dennoch beſchleunigt werden; er muß aber weder zu weit ausgreifen, noch zu kurz abgemeſſen, und mit einer Leichtigkeit im Auftritt begleitet ſeyn. Dieſe Leichtigkeit gründet ſich blos auf die Freiheit der Schultern, und iſt am beſten aus der Art, wie das Pferd im Gange ſeinen Kopf zu tragen pfleget, zu beurtheilen. Hält es dieſen hoch und

*) Wir folgen hier dem gelehrten Herrn D. Krünitz, welcher in des Herrn von Garſaults Unterricht für Liebhaber der Pferde ꝛc. Berl. 1770 p. 12. das Wort Talon durch Stral überſetzet.

ſteif, ſo hat man es für ein raſches leichtes Pferd zu halten. Fehlt es aber den Schultern an hinlänglicher Freiheit, ſo pflegen ſich die Schenkel nicht genugſam zu heben, das Pferd ſelbſt aber pflegt alsdann oft Fehltritte zu thun, und über alle Ungleichheiten des Erdbodens hinweg zu ſtolpern. Hat es überdies noch enge Schultern, ohne daß die Bewegung der Schenkel davon abzuhängen ſcheinet, ſo wird es gleich müde, ſtürzet oft, und iſt gar nicht zum Dienſte zu brauchen. Ein gutes Pferd muß völlig bewegliche Schultern haben, es muß im Gange die Schultern heben, und die Hüften ſinken laſſen, auch den Schenkel hoch und lange genug halten können. Hält es ihn aber allzulange in der Höhe, und läßt ihn allzu langſam wieder niederſinken, ſo verliert es allen Ruhm und Vortheil der Leichtigkeit. Es wird ſchwer, und weiter zu nichts tauglich, als zur Parade vor einer Kutſche.

Die Leichtigkeit iſt noch nicht alles, was man von den Bewegungen eines guten Pferdes fordern kann. Sie müſſen auch, wenn das Pferd ſowohl ſeine Vorder- als Hinterſchenkel fortſetzet, eben ſo gleich und einförmig ſeyn. Denn die Bewegung eines ſchwankenden Kreuzes, zu der Zeit, in welcher

cher die Schultern ſich in die Höhe halten, pflegt einem Reiter durch beſtändige Stöße ſehr beſchwerlich zu fallen. Das geſchiehet auch, wenn ein Pferd mit dem Hinterſchenkel zu weit und bis über den Ort vorſchreitet, wo der Vorderfuß geſtanden. An kurz gebauten Pferden tadelt man gemeiniglich dieſen Fehler. Pferde, welche ihre Schenkel oft über einander oder an einander ſchlagen, haben einen ſehr unſichern Gang *). Uiberhaupt ſind allemal die langgebauten Pferde für einen Reuter die bequemſten, weil er ſich bei ſolchen am weitſten von den Schultern und Hüften, als den beiden Mittelpunkten der Bewegung, entfernt, und allen Eindrücken oder Stößen am wenigſten ausgeſetzt findet.

Ge-

*) Dieſes iſt ein gewöhnlicher Fehler ſolcher Pferde, deren Schultern ſchmal und enge ſind; weil das Gelenk am untern Theil des Schulterblattes und am obern Theil des Vorderfußes, welches nach den Ribben der Bruſt gehet, ſelbige ſtark einſchnüret und enger macht. Bei ſolchen Pferden ſtehen die Vorderſchenkel oben, nach innen ſo nahe an einander, daß ſie ſich faſt berühren. Dadurch werden ſie am Vordertheile ſchwach, und ſind, wenn ſie gehen, in Gefahr, die Schenkel über einander zu ſchlagen und zu fallen. S. von Garſaults Unterricht ꝛc. p. 8.

M.

Gemeiniglich pflegen die vierfüßigen Thiere in ihrem Gange zu gleicher Zeit ein Vorder- und ein Hinterbein fortzuſetzen, und dem rechten Vorderbein erſt ſogleich das linke Hinterbein, hernach aber dem linken Vorderbein zugleich das rechte Hinterbein folgen zu laſſen u. ſ. w. Inſofern ſich ihr Körper auf vier Punkte ſtützet, die ein länglichtes Viereck ausmachen, ſo können ſie wohl nicht leicht eine bequemere Bewegung annehmen, als wenn zwei übereckliegende Bewegungspunkte auf einmal ſo verändert werden, daß der Mittelpunkt der Schwere des thieriſchen Körpers nur eine kleine Bewegung machet, und beſtändig faſt in einerlei Richtung der beiden Unterſtützungspunkte bleibet, die nicht in Bewegung ſind. Dieſe Regel wird bei allen drei natürlichen Bewegungen des Pferdes, dem Schritte, dem Trab und Galop beſtändig aufs genaueſte befolgt. Nur mit einigem Unterſchied. Beim Schritte bemerkt man vier abwechſelnde Zeitpunkte der Bewegung. Wenn der rechte Vorderſchenkel zu erſt und einen Augenblick darauf der linke Hinterſchenkel fortgeſetzt wird, ſo iſt alsdann die Reihe am linken Vorderſchenkel, und gleich darauf am rechten Hinterſchenkel. Erſt wird alſo der rechte Vorderfuß und nach ihm der linke

Hin-

Hinterfuß, dann drittens der linke Vorderfuß und auf dieſen viertens der rechte Hinterfuß die Erde berühren. Hieraus entſteht eine Bewegung von vier Zeitpunkten und von drei Zwiſchenzeiten, deren erſte und letzte kürzer, als die mittelſte, ſind. Im Trabe können mehr nicht als zween Zeitpunkte der Bewegung ſtatt finden. Mit dem rechten Vorderfuß wird ohne die mindeſte Zwiſchenzeit allemal der linke Hinterfuß und hernach mit dem linken Vorderfuß zugleich der rechte Hinterfuß auf gleiche Art fortgeſetzet. Folglich hat eigentlich die Bewegung des Trabes nicht mehr als zween Zeitpunkte und eine Zwiſchenzeit; weil allemal erſt der rechte Vorder- und linke Hinterfuß, hernach aber der linke Vorder- und rechte Hinterfuß zu gleicher Zeit auf die Erde geſetzt werden. Beim Galop werden gemeiniglich drei Zeitpunkte beobachtet. Weil aber in dieſer Bewegung, als einer Art von einem Sprung, die vordern Theile des Pferdes anfänglich keine eigenthümliche Bewegung machen, ſondern vielmehr durch die Kraft der Hüften und Hintertheile fortbeweget werden, ſo muß das Pferd, wenn von beiden Vorderſchenkeln der rechte weiter, als der linke, gehen ſoll, den linken Hinterfuß erſt auf die Erde ſetzen, und

ihn zum Ruhepunkte dieſer ſpringenden Bewegung machen. Der linke Hinterfuß macht alſo den erſten Zeitpunkt der Bewegung, indem er zuerſt auf dem Erdboden angeſtämmet wird. Hierauf erhebt ſich der rechte Hinterfuß zugleich mit dem linken Vorderfuß, und beide fallen zu gleicher Zeit wieder auf die Erde. Der rechte Vorderfuß, der ſich einen Augenblick nach dem linken Vorder- und dem rechten Hinterſchenkel erhebet, kömmt endlich zuletzt wieder auf die Erde, und hierdurch wird der dritte Zeitpunkt vollendet. Die Bewegung im Galop hat alſo drei Zeitpunkte und zwo Zwiſchenzeiten, in deren erſten ſich, wenn die Bewegung recht geſchwinde gemacht wird, ein Augenblick entdecken läßt, wo ſich alle vier Schenkel zu gleicher Zeit in der Luft befinden, und alle vier Hufeiſen auf einmal zu ſehen ſind. Wann das Pferd geſchmeidige Hüften und Kniebeugungen hat, wenn es dieſe geſchwind und fertig beweget, ſo erhält hierdurch der Galop eine deſto größere Vollkommenheit, und wird alsdann nach vier Zeitpunkten abgemeſſen. Das Pferd ſetzt nämlich den linken Hinterfuß zuerſt auf; darinne beſteht der erſte Zeitpunkt. Der Rückfall des rechten Hinterfußes macht hierauf den zweiten; das bald

dar-

darauf erfolgende Aufſetzen des linken Vorderfußes den dritten, und endlich das Aufſtützen des rechten Vorderfußes, welches zuletzt geſchiehet, den vierten Zeitpunkt der Bewegung aus.

Die Pferde fangen ihren Galop meiſtentheils mit dem rechten Fuß an, den ſie auch bei ihrem Schritt und beim Trabe zuerſt vorzuſetzen pflegen. Sie greifen auch im Galopiren zuerſt mit ihrem rechten Vorderſchenkel aus, der immer weiter, als der linke, vorangehet. Eben ſo verfähret auch ein Pferd, ſo lange es galopiret, mit dem rechten Hinterſchenkel, welcher ſich unmittelbar nach dem rechten Vorderſchenkel in Bewegung ſetzet, und gleichfalls weiter, als der linke vorausgehet. Dahero wird auch der linke Schenkel, weil er die ganze Laſt des Körpers tragen und forttreiben muß, am ſtärkſten angegriffen. Es würde deswegen ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn man die Pferde zu einem wechſelsweiſen Galop, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß gewöhnete, wodurch ſie vermögend würden, dieſe heftige Bewegung länger auszuhalten. Auf der Reitbahn pflegt man dieſes auch wirklich, aber vielleicht aus einem ganz andern Grunde, zu thun. Weil ſie nämlich daſelbſt oft die Hand verändern,

oder

oder einen Zirkel umſchreiben müſſen, deſſen Mittelpunkt bald zur rechten Hand, bald aber zur linken iſt, ſo werden ſie dadurch in die Nothwendigkeit geſetzet, bald rechts, bald links zu galopiren.

Beim Schritt pflegen die Schenkel ſich nicht ſonderlich zu heben, und die Füße ziemlich nahe am Fußboden hinzuſtreichen. Beim Trabe ſind ſie ſchon höher aufgehoben, und weiter von dem Erdboden entfernet. Am höchſten werden die Schenkel beim Galop erhoben, und die Füße ſcheinen hüpfend auf den Erdboden zu ſtampfen. Zu einem guten Schritt wird erfordert, daß er hurtig, leicht, ſanft und ſicher; zu einem Trabe, daß er flüchtig, raſch und gleichförmig ſey. Das Hinterroß muß das Vorderroß ordentlich forttreiben, das Pferd aber im Trabe den Kopf hoch und die Lenden gerade tragen. Denn wenn ſich bei jedem Zeitpunkte des Trabes die Hüften wechſelsweiſe bald erheben, bald niederſinken, wenn das Kreuz wanket, und das Pferd ſich wieget, ſo iſt ſicher eine gewiſſe Schwäche die Urſache dieſes ſchlechten Trabes. Ein anderer Fehler der Pferde beſtehet darin, wenn es die Vorderſchenkel nach außen wirft, welche von rechtswegen mit den Hinterſchenkeln Eine Linie halten, und dieſe beſtändig de-

decken oder verbergen müßten. Wenn der eine Hinterſchenkel gleichſam geſchleudert und auf eben dieſer Seite, der Vorderſchenkel ein wenig zu lange auf einer Stelle erhalten wird, ſo entſtehet aus dieſem Widerſtand eine härtere Bewegung. Man ſiehet hieraus, warum die Zeit zwiſchen den beiden Zeitpunkten der trabenden Bewegung kurz ſeyn muß. Indeſſen mag dieſe Zwiſchenzeit ſo kurz ſeyn, als nur immer möglich iſt, der Widerſtand iſt in dieſem Gange doch immer groß genug um ihn härter, als den Schritt und Galop zu machen; denn beim Schritte ſind alle Bewegungen beſſer mit einander zuſammenhängend, ſanfter, und mit geringerem Widerſtand begleitet; im Galop iſt aber faſt gar kein horizontaler Widerſtand, als der einzige, welcher dem Reiter beſchwerlich fällt, wahrzunehmen; weil ſich die Gegenwirkung der bewegten Vorderſchenkel faſt gänzlich von unten hinauf, in einer ſenkrechten Richtung äußert.

Zur Bewegung des Galops muß die Schnellkraft ſowohl der Kniebeugungen, als der Nieren oder Lenden, das ihrige beitragen. Indem die letztern ſich anſtrengen, um das Vorderroß zu heben und fortzutreiben, zeigt die gebogene Kniekehle ih-

re Federkraft, und verhindert zu gleicher Zeit Stoß und Erſchütterung. Je einförmiger und gelinder die Kniekehle ſich ausdehnet, um ſo viel ſaufter wird allemal die Bewegung des Galopes, deſto hurtiger aber und raſcher, je kräftiger die Kniekehlen ſind, und deſto gewiſſer, jemehr ſich das Pferd auf den Hüften trägt, und jemehr die Schultern durch die Stärke der Lenden unterſtützet werden. Uibrigens darf man die Pferde, welche die Vorderſchenkel am ſtärkſten heben, ja nicht für die beſten Springer halten; denn ſie kommen in ihrem Galop lange nicht ſo weit, als die andern, und werden viel eher müde. Sie thun es auch gemeiniglich aus keiner andern Urſach, als wenn ſie nicht völlig freie, bewegliche Schultern haben.

Die gewöhnlichſten und natürlichſten Bewegungen der Pferde pflegen ſich dennoch in den Schritt, in den Trab und Galop einzuſchränken. Doch giebt es Pferde, welche von Natur einen ſonderbaren Gang haben, der einen Mittelgang zwiſchen dem Trab und Schritt ausmachet und von den Franzoſen l'Amble, von den meiſten Deutſchen der Paß, genennet wird. Außer daß er von den gewöhnlichen Gängen ſehr abweichet, ſcheint er, beim erſten Anblick,

ſogar, wider die mechaniſche Geſetze zu lau-
fen und für das Pferd ungemein ermüdend
zu ſeyn, ob gleich das Pferd bei dieſem
Gange ſo hurtig noch lange nicht, als beim
Trab und Galop, von der Stelle kömmt.
Der Huf ſtreichet in dieſem Falle noch nä-
her an der Erde hinweg, als im Schritt
und an ſich iſt auch der Gang viel geſtreck-
ter. Was uns aber vorzüglich befremdend
ſcheinen muß, iſt vornämlich der Umſtand,
daß bei einem Schritte die beiden Schenkel
der einen Seite, z. B. der rechte Vorder-
und Hinterſchenkel, zugleich ſich fort bewe-
gen, und daß hernach die beiden linken
Schenkel im Fortſchreiten den zweiten Schritt
ausmachen u. ſ. w. Fehlt es auf ſolche Art
den beiden Seiten des Körpers nicht wech-
ſelsweiſe an einem Ruhepunkt und an Ge-
legenheit ſich einander im Gleichgewichte zu
erhalten? Und muß dieſes ein Pferd nicht
ungemein abmatten, wenn es ſich in der
Nothwendigkeit befindet, ſich durch eine ſo
ſchnelle Bewegung, wobei es faſt gar nicht
von der Erde kömmt, in einem erzwunge-
nen Gleichgewichte zu erhalten? Denn in
der That, wenn es bei dieſem Gange die
Schenkel eben ſo hoch, als beim Trabe,
oder auch nur bei einem guten Schritt,
aufheben wollte, ſo würde gewiß ein ſo

 ſtar-

ſtarkes Schwanken daraus entſtehen, daß der Umſturz eines ſolchen Pferdes nach der Seite ganz unvermeidlich wäre. Denn blos durch die ſehr nahe Berührung des Erdbodens und durch die ungemein ſchnell abwechſelnde Bewegung erhält es ſich, ohne ſeitwärts zu fallen in einem Gange, wobei nicht allein der Hinterſchenkel zugleich mit dem Vorderſchenkel der einen Seite fortgerückt, ſondern auch einen oder anderthalb Fuß weiter über den Ort hinaus geſetzt werden muß, wo der letzte vorher geſtanden. Je weiter nun ein ſolches Pferd mit ſeinem Hinterſchenkel dem Vorderſchenkel vorgreifet, deſto beſſer hält es den ſogenannten Paß oder Mittelgang zwiſchen Trab und Schritt, und deſto hurtiger geht alsdann die ganze Bewegung von ſtatten. Es giebt alſo bei dieſem Gange, wie beim Trabe, nur zween Zeitpunkte der Bewegungen und es herrſchet zwiſchen beiden Gängen kein anderer Unterſchied, als daß im Trabe beide zugleich fortgeſetzte Schenkel einander überzwerg entgegen geſetzet ſind, beim erwähnten Mittelgang aber beide Schenkel auf einerlei Seite, zu gleicher Zeit ſich fort bewegen. Dieſer Gang, welcher die Pferde ſehr abmattet, und den man ihnen blos auf glatten Ebenen erlau-

ſen darf, iſt für den Reiter ungemein bequem. Er ſtößet lange nicht ſo ſehr, als der Trab wegen des Widerſtandes ſtoßen muß, den der vordere Schenkel thut, indem der hintere ſich hebet. Denn hier geſchiehet das Aufheben des vordern und hintern Schenkels zugleich auf einerlei Seite; beim Trabe hingegen bleibt der Vorderſchenkel der einen Seite in Ruhe und widerſtehet dem Antriebe ſo lange, als der Hinterſchenkel in Bewegung bleibt.

Die Pferdekenner behaupten, alle Pferde, welche ſich von Natur zu einem ſolchen Mittelgang oder zum Paße gewöhnt hätten, pflegten faſt nie zu traben und immer viel ſchwächlicher, als andre zu ſeyn. Von den Füllen weiß man, daß ſie wirklich dieſen Gang leicht annehmen, beſonders wenn ſie zu einem ſchnellen Lauf gezwungen werden, und noch nicht Stärke genug zum Traben und Galopiren beſitzen. Man hat auch ſchon bei den meiſten guten Pferden, die zu ſtark angeſtrenget werden, die Bemerkung gemacht, daß ſie, wenn ſie anfangen ſtumpf zu werden, dieſen Gang von ſelbſt annehmen, ſobald man ſie zwinget, eine ſchnellere Bewegung, als der Schritt iſt, zu machen. *)

 Ob

*) Man ſehe Mr. de la Gueriniere Ecole de Cavalerie. à Par. 1741. Fol. p. 77.

Ob alſo gleich der Paß für den Reiter ungemein bequem iſt, ſo hat man ihn doch, in Anſehung des Pferdes ſelbſt allerdings für einen fehlerhaften Gang zu halten, weil er nicht allein etwas Ungewöhnliches und nur wenigen Pferden eigen zu ſeyn ſcheinet, ſondern, weil faſt alle Paßgänger viel ſchwächlicher, als andere Pferde ſind, und weil die ſtärkſten unter ihnen durch dieſen Gang viel eher, als durchs Traben und Galopiren, zu Grunde gerichtet werden.

Es giebt auch außerdem noch zween andere Gänge, den Antritt, *) und den kurzen Galop, **) welche die ſchwachen oder in der Arbeit übertriebenen Pferde von ſelbſt anzunehmen pflegen. Sie ſind noch fehlerhafter, als der Paß, und haben daher die Benennung der abgebrochnen, unordentlichen und zuſammengeſetzten Gänge ***) von Pferdekennern erhalten. Der Antritt iſt ein Mittelgang zwiſchen dem Schritt und Paß, der kurze Galop aber, zwiſchen dem Trab und ordentlichen Galop. Beide haben ihren Grund in übertriebenen und anhaltenden Ermüdungen oder in einer natürlichen Schwäche der Lenden. Uiberladene

*) Entre — pas.

**) Aubin.

***) Trains rompus, deſunis & compoſés.

ne Landkutſchenpferde gehen, ſtatt eines Trabes, den Antritt, ſobald ſie anfangen, den Verfall ihrer Kräfte zu fühlen, und verdorbne Poſt- oder Courirpferde fallen in einen kurzen Galop, ſobald ſie angetrieben werden, ordentlich zu galopiren.

Unter allen Thieren iſt ohnſtreitig das Pferd, bei ſeiner lang geſtreckten Leibesbeſchaffenheit, an allen Theilen ſeines Körpers am regelmäßigſten und zierlichſten gebauet. Man vergleiche nur einmal die Thiere mit demſelben, die nach der Ordnung der Natur unmittelbar über oder unter ihm ſtehen. Wie ſchlecht iſt nicht, in Vergleichung mit einem Pferde, der Eſel gebauet! Was hat nicht der Löwe für einen ungeheuren Kopf! und der Ochſe? Was für dünne, kurze Füße, zu ſeinem großen, plumpen Körper! Wie häßlich fällt nicht die Geſtalt eines Kamels in die Augen! Und ſind nicht jene große Laſten der Erde, die Naſenhörner und Elephanten, gleichſam bloße ungeſtaltete, von Fleiſch und Knochen zuſammengehäufte Klumpen? In der großen Verlängerung der Kinnladen beſtehet der vorzüglichſte Unterſchied zwiſchen der Figur der Köpfe von Menſchen und vierfüßigen Thieren, und zugleich der unedelſte Charakter unter allen übrigen.

Ob indeſſen gleich das Pferd mit ſehr langen Kinnbacken verſehen iſt, ſo hat man ihm doch weder die blödſinnige Mine des Eſels, noch das tumme Anſehen des Ochſen vorzuwerfen. Die regelmäßigen Verhältniſſe der Theile ſeines Kopfes geben ihm ein freies, lebhaftes Anſehen, welches durch die Schönheit ſeines Halſes noch mehr erhöhet wird. Es ſcheint als ob das Pferd, indem es den Kopf in der Höhe trägt, ſich über den Rang der vierfüßigen Thiere hinauszuſetzen beſtrebe. In dieſer edlen Stellung ſieht es den Menſchen gerade ins Geſicht. Seine lebhafte Augen öfnen ſich in verhältnißmäßige Weite. Die Ohren haben ihren gehörigen und regelmäßigen Bau. Sie ſind weder zu kurz, wie bei dem Ochſen, noch zu lang, wie bei dem Eſel. Indem der Haarbüſchel über der Stirne ſeinem Kopf, und die Mähne dem Hals zu wahren Zierde gereichet, ſcheinen dieſe Zierrathen zugleich Stärke, Muth und Stolz anzukündigen. Nichts konnte den hintern Theil des Pferdes vortheilhafter decken und endigen, als der lange, ſchleppende, dickhaarige Schweif, welcher der kurzen Blume des Hirſches, dem kurzen Bürzel des Elephanten, u. ſ. w. dem kahlen Schwanz des Eſels, Kamels,

Rhi-

Rhinoceros und anderer Thiere, im Anſehen ſo weit vorzuziehen iſt. Den Pferdeſchwanz bildet ein Schweif dicker und langer Haare, welcher gleich aus dem Kreutze herausgewachſen zu ſeyn ſcheinet, weil die Haare nur an einer ganz kurzen Schwanzriebe feſtſitzen. Das Pferd kann zwar ſeinen Schwanz nicht, wie der Löwe, in die Höhe werfen, indeſſen giebt ihm der herabhängende Schweif ein deſto vorzüglicheres Anſehen. Da ihm außerdem eine freie Bewegung des Schwanzes nach allen Seiten verſtattet iſt, ſo weiß es denſelben ſehr vortheilhaft zu Verjagung der Fliegen zu gebrauchen, wovon es oft beunruhiget wird. Denn ob es gleich mit einer feſten, allenthalben ſtark mit Haaren bewachſenen Haut bedecket iſt, ſo pflegt es doch an dieſer ſtarken Haut außerordentlich empfindlich zu ſeyn.

Das edle Anſehen eines Pferdes iſt mehr in der Art, wie es Kopf und Hals zu tragen pfleget, als in der Stellung aller übrigen Theile ſeines Körpers, zu ſuchen. Der obere Theil des Halſes, woran die Mähne ſitzet, muß an der Stelle, wo er aus dem Vorderroß entſpringet, ſich in gerader Linie heben, hernach aber, näher am Kopf, einen Bogen, wie der Hals ei-

eines Schwanes, bilden. Der untere oder vordere Theil des Halſes muß gar keinen Bogen machen. Seine Richtung muß von der Bruſt bis an die Kehle gerade, doch etwas vorwärts gebogen ſeyn. Einen unterwärts völlig ſenkrechten Hals würde man für einen Fehler zu halten haben. Außerdem verlanget man von einem wohlgebildeten Halſe, daß der obere Theil ſchmal und nicht ſehr fleiſchicht an der Mähne, von dieſer aber, daß ſie nicht allzuſtark mit langen, feinen Haaren beſetzet ſey. Obgleich ein ſchöner Pferdehals lang und erhaben ſeyn ſoll, ſo muß er doch mit der ganzen Leibesgeſtalt in einem genauen Verhältniß ſtehen. Lang und dünnhälſige Pferde pflegen gern Kopfſtöße zu geben und Pferde mit kurzen fleiſchigen Hälſen, ſich ſchwer lenken zu laſſen. Die vortheilhafteſte Richtung des Kopfes iſt, wenn die Stirne ſenkrecht nach dem Horizonte ſteht.

Der Kopf muß nicht allzulang, er muß aber mager und dünne, die Ohren müſſen nicht weit von einander entfernet, klein, gerade, unbiegſam, enge, zart und recht oben auf dem Kopf angebracht; die Stirne muß ſchmal und erhaben, die Augengruben wohl ausgefüllet, die Augenlieder dünne, die Augen ſelbſt helle, voll eines leb-

lebhaften Feuers, groß und bis zur Fläche des Kopfes hervorragend, der Stern groß, die Kinnlade mager und nicht zu dicke; die Naſe muß etwas gebogen, die Naſenlöcher weit offen und wohl geſpalten, die Scheidewand beider Naſenlöcher dünne, die Lefzen zart und das Maul nicht allzuweit geſpalten ſeyn. Ferner verlanget man an wohlgebauten Pferden ein hohes, ſcharfes Vorderroß, trokne, platte, nicht allzuſchmale Schultern, einen gleichen, ebenen der Länge nach unmerklich gebogenen, an beiden Seiten des eingedrückten Rückgrads erhobnen Rücken, ausgefüllte kurze Flanken oder Dünnungen, ein rundes ſtarkes Kreuz, fleiſchichte Hüfte, eine dicke, feſte Schwanzriebe, große, fleiſchichte Oberſchenkel, vornher ganz runde Knie, weite, ausgeſchweifte Kniekehlen, vorn dünne, an den Seiten aber breite Röhren, bloßliegende Flechſen, kleine Kugeln, nicht ſtark behaarte Köhden, dicke, nicht allzulange Feſſeln, nicht ſonderlich erhabne Kronen, ſchwarzes, glatt und glänzendes Horn, einen hohen Huf, runde Quartiere, einen breiten mittelmäßig erhabnen Strahl, eine dünne ſpitzige Gabel, dicke und ausgehölte Sohle.

Es

Es iſt natürlich, daß nur bei ſehr wenigen Pferden alle dieſe Vollkommenheiten zuſammen angetroffen werden. Die Augen ſind unterſchiedenen Fehlern unterworfen, die man ſogleich nicht erkennen wird. In einem geſunden Auge muß man durch die Hornhaut zween oder drei rusfarbige Flecken über dem Stern wahrnehmen können; das iſt aber nur bei einer hellen, reinen, durchſichtigen Hornhaut möglich. Wenn aber dieſe Haut entweder trübe oder von ſchlechter Farbe iſt, zeigt es ein ſchlechtes Auge an. Eben dieſes pflegt man auch von einem kleinen, ſchmalen oder mit einem weißen Ring umgebnen Stern zu ſagen. Die blaulicht grüne Farbe des Sternes iſt ein zuverläßiges Merkmal eines ſchlechten Auges und trüben Geſichtes.

Die umſtändlichere Nachricht von den Fehlern eines Pferdes wird unten, bei Erzählung aller Theile deſſelben mit beigefüget werden. Jetzo will ich nur einige Bemerkungen anführen, welche, nebſt dem Vorhergehenden uns in den Stand ſetzen können, von den meiſten Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eines Pferdes ein richtiges Urtheil zu fallen. Von den Bewegungen der Ohren kann man gar wohl auf die natürliche Beſchaffenheit und auf

den

den wirklichen Zuſtand eines Pferdes ſchließen. Im Gehen muß es die Spitzen der Ohren vorwärts richten; denn hängende Ohren ſind ein Kennzeichen ſehr abgematteter Thiere. Falſche und böſe Pferde ſpielen mit den Ohren ſo, daß immer abwechſelnd eines vorwärts, das andere hinterwärts gerichtet iſt. Die Ohren gegen die Seite zu richten, wo ſich ein Geräuſche hören läßt, iſt allen Pferden eigen. Wenn man aber ein Pferd auf den Rücken oder auf das Kreutz klopfet, ſo pflegt es die Ohren vorwärts zu ſchlagen. Pferde, deren Augen tief im Kopfe liegen oder von ungleicher Größe ſind, haben gemeiniglich ein ſchlechtes Geſicht, und die trockenmäuligen ſind lange nicht von ſo gutem Temperament, als die friſchmäuligen, die unter dem Zügel ſchäumen.

Ein Reitpferd muß mit platten, beweglichen und leichten, ein Zugpferd aber mit ſtarken, runden und fleiſchigen Schultern verſehen ſeyn. Wenn ſie aber an einem Reitpferd allzu mager ſind, und wenn die Knochen ſtark unter der Haut hervorragen, ſo iſt es ein Beweis, daß ein ſolches Pferd verwachſene Schultern hat und keinen ſchweren Ritt auszuhalten vermag. Eine zu-

weit hervorragende Bruſt und weit zurückſtehende Vorderſchenkel ſind ebenfalls ein wichtiger Fehler eines Reitpferdes; denn ſolches Pferd pflegt, im Galopiren, mit ſeinen Vorderſchenkeln zu hart aufzuſtoßen, ofte zu ſtolpern und leichte zu ſtürzen. Die Länge der Schenkel muß billig mit der Taille des Pferdes in gutem Verhältniß ſtehen. Allzulange Schenkel verurſachen einen unſichern Gang, allzu kurze Schenkel aber machen, daß es dem Reiter ſchwer an der Hand werden muß. Man hat bemerket, daß faſt alle Stuten vorn etwas niedriger, als die Hengſte, und daß dieſe durchgängig mit einem dicken Hals verſehen ſind.

Das Alter eines Pferdes genau beurtheilen zu können, iſt einer der wichtigſten Punkte für einen Pferdkenner *). An alten Pferden wird man gemeiniglich tiefe Augengruben gewahr. Indeſſen pflegen dieſe nur ein ſehr zweideutiges Merkmal des Alters auszumachen, weil eben dieſer Fehler auch an

*) Man kann hierüber das 11te Kapitel in Herrn von Garſaults Unterricht ꝛc. Berl. 1770 p. 19. von der Kenntniß des Alters eines Pferdes, oder den Anhang zur Geſchichte des Pferdes, oder die Erklärung der 3ten Kupferpl. nachleſen.

M.

an jungen Pferden, die von alten Hengſten erzeugt worden, ſchon bemerket wird. Von den Zähnen kann man die ſicherſten Anzeigen des Alters hernehmen. Vierzig Zähne laſſen ſich in einem Pferdemaul zählen. Vier und zwanzig Backzähne, vier Hundszähne und zwölf Schneidezähne. Die Stuten haben entweder gar keine, oder nur ſehr kurze Hundszähne. Die Backzähne können zur Kenntniß des Alters gar nichts beitragen; es wird erſt blos nach den Vordern und in der Folge nach den Hundeszähnen geſchätzet. Die vordern zwölf Zähne pflegen gleich vierzehn Tage nach der Geburt hervorzutreten, rund, kurz und nicht ſonderlich dichte zu ſeyn, auch einigemal auszufallen und durch andere wieder erſetzt zu werden. Von den vier mittelſten Vorderzähnen verliert ein junges Pferd in einem Alter von dritthalb Jahren, zuerſt zweene oben und zweene unten; ein Jahr nachher vier andere, nämlich einen auf jeder Seite der erſtern, die nun wieder gewachſen ſind. Ohngefähr nach einem Alter von vier und einem halben Jahr fallen wieder vier andere, beſtändig an der Seite derjenigen aus, die ſchon einmal ausgefallen und wieder gewachſen ſind. An der Stelle dieſer

vier

vier Milchzähne kommen wieder vier andere zum Vorſchein, die lange nicht ein ſo ſchnelles Wachsthum haben, als diejenigen, welche die Stelle der acht erſten erſetzen mußten. Dieſe vier letzten ſogenannten Eckzähne, die ſtatt der vier letzten Milchzähne hervorwachſen, ſind eigentlich die wahren Merkmale, woraus man das Alter der Pferde beurtheilet. Man erkennet ſie ohne Mühe, weil ſie oben ſo wohl, als unten, von der Mitte des äußerſten Endes vom Kinnbacken gerechnet, allemal die dritten ſind. Außer der Höhlung, welche man in dieſen Zähnen bemerket, haben ſie auch in derſelben einen ſchwarzen Fleck. In einem Alter von vier und einem halben oder fünf Jahren ragen ſie kaum ſichtbar über das Zahnfleiſch hervor, die Vertiefung aber iſt ungemein deutlich zu ſehen. Nach dem ſechſten und einem halben Jahr fängt ſie an, ſich auszufüllen; das Mal beginnet von Zeit zu Zeit immer kleiner zu werden, bis nach ſieben und einem halben oder nach acht Jahren, wo die Höhlung ganz ausgefüllet und das ſchwarze Mal verloſchen iſt. Weil man indeßen, nach dem achten Jahr, aus dieſen Zähnen das Alter gar nicht mehr beurtheilen kann; ſo bemüht man ſich alsdann es nach den Hundszähnen oder Haken zu

ſchä-

ſchätzen. Dieſe vier Zähne ſtehen an der Seite der vier angezeigten Milchzähne, und pflegen ſo wenig, als die Backzähne, Vorgänger zu haben, die erſt wieder ausfallen müßten. Die zween untern Backzähne treiben gemeiniglich in einem Alter von 3 und einem halben Jahr, die beiden obern aber nach dem 4. Jahr. Bis ins 6. Jahr behalten ſie oben ihre Spitzen, nach dem 10. Jahr aber pflegen die oberſten ſchon ſtumpf, abgenutzt und lang zu erſcheinen, weil ſich, mit dem zunehmenden Alter, das Zahnfleiſch immer weiter von ihnen ablöſet und zurücke weicht. Ein Pferd iſt alſo deſto älter, in je größerm Grade die angezeigten Merkmale an den Backzähnen ſichtbar werden. Zwiſchen dem zehnten bis zum dreizehnten oder vierzehnten Jahr iſt es ſchwer, ein Kennzeichen des Alters anzugeben; nach dieſem Zeitpunkt aber ſieht man gemeiniglich einige Haare der Augenbraunen ſich weiß färben. Dieſes Merkma, iſt aber nicht minder zweifelhaft, als die eingefallnen Augengruben; weil man aus Erfahrung weiß, daß Pferde, die von alten Hengſten gezeuget und von alten Stuten gefallen ſind, ſchon im neunten oder zehnten Jahr ihres Alters graue Haare auf ihren Augenbraunen gezeiget haben. Einige Pferde haben Zähne,

die ſich wegen ihrer vorzüglichen Härte, gar nicht abnutzen können und ihr ſchwarzes Mal nie verlieren. Allein dergleichen Pferde welche bei den Franzoſen mit einem Wort Beguts oder Baigus heißen, kann man an der gänzlich verwachſnen und ausgefüllten Höhlung und an der Länge der Hundszähne gar leicht erkennen *). Uibrigens hat man beobachtet, daß viel mehr Stuten, als Hengſte, mit ſo harten, verwachſenen Zähnen vorkommen. Die Furchen des Gaumes gehören auch unter die Merkmale, woraus man das Alter eines Pferdes, weil ſie mit dem zunehmenden Alter eines Pferdes immer mehr vergehen, zwar beurtheilen, aber nicht ſicher beſtimmen kann.

Die Fähigkeit, ſeines Gleichen hervorzubringen, äußert ſich bei den Pferden in einem Alter von zwei, oder zwei und einem halben Jahre; doch bei den Stuten, wie bei allen andern weiblichen Thieren, früher, als bei den Hengſten. Allein von ſo jungen Pferden hat man nichts, als Füllen zu erwarten, die ſchlecht gebaut und von

*) S. l'Ecole de Cavalerie de Mr. de la Gueriniére p. 25 &c.

von ſehr mittelmäßiger Leibesbeſchaffenheit ſind. Wenigſtens muß ein Hengſt vier bis fünftehalb Jahr alt ſeyn, ehe man ihn zu einer Stute läßt; und doch gilt eigentlich dieſes nur von Zugpferden oder andern groſſen Arten, die gemeiniglich ihr völliges Wachsthum etwas früher, als andere Pferde von feinerer Art, zu erreichen pflegen. Den letztern muß man bis ins ſechſte, und den ſchönen ſpaniſchen Hengſten wohl bis zum ſiebenten Jahre Zeit laßen. Die Stuten können wohl ein Jahr früher zu ihrer Beſtimmung gebraucht werden. Im Frühling empfinden ſie gemeiniglich vom Ende des Märzes bis zu Ausgang des Junius einen ſtarken Trieb zur Paarung. Das ſtärkſte Gefühl deſſelben pflegt aber kaum über vierzehn Tage bis drei Wochen zu dauern, und man muß dieſe Zeit genau zu beobachten ſuchen, wenn man ihr den Hengſt zulaſſen will. In der Wahl des letztern, hat man darauf zu ſehen, daß er auserleſen ſchön, wohlgebaut, vorne hoch, raſch, überall geſund, beſonders aber aus einem Lande ſey, welches durch vorzügliche Pferde berühmt iſt. Wer ſchöne, feine, wohlgebaute Reitpferde ziehen will, muß zu ihrer Zeugung ausländiſche Hengſte wählen. Die arabiſchen, türkiſchen, barbariſchen, und

andaluſiſchen ſind in dieſer Abſicht allen an-
dern vorzuziehen. Im Nothfall erſetzen eng-
liſche, wohl ausgeſuchte Pferde die Stelle
der vorigen, weil ſie Abkömmlinge von die-
ſen und wegen der vortreflichen Futterung und
beſtändigen Sorgfalt der Engländer, die Gat-
tungen zu erneuern, gar nicht ſonderlich
ausgeartet ſind. Von den italiäniſchen,
beſonders neapolitaniſchen Hengſten, wel-
che zu eben der Abſicht gebraucht werden
können, hat man ſich den doppelten Vor-
theil zu verſprechen, daß ſie mit feinen
Stuten feine Reitpferde, mit gut ausge-
wachſenen und wohlgeſtallteten Stuten aber
ſchöne Kutſchpferde zeugen.

Man will bemerkt haben, daß in Frank-
reich, England und andern Orten die ara-
biſchen und barbariſchen gemeiniglich grö-
ßere, die ſpaniſchen aber lauter kleinere
Pferde, als ſie ſelbſt ſind, erzeugen. Wer
ſeine Abſicht auf gute Kutſchenpferde gerich-
tet hat, muß zu Hervorbringung derſelben
ſich der neapolitaniſchen, der däniſchen oder
ſolcher Hengſte bedienen, welche aus gewiſ-
ſen Gegenden Deutſchlandes, oder Hollan-
des, zum Beiſpiel aus den Hollſteiniſchen
oder Friesländiſchen, genommen ſind. Sol-
che Hengſte müſſen von gutem Gewächſe
ſeyn, oder als Reitpferde, vier Fuß und

8.

8. 9 bis 10 Zoll, als Kutſchpferde hingegen wenigſtens fünf Fuß, haben. Von einem guten Hengſt wird auch ein gutes Haar gefodert, es mag nun entweder pechſchwarz, ſchön grau, ſchwarzbraun, fuchsroth, oder hochiſabellfarbig, mit Eſelsſtreifen und ſowohl an den Mähnen, als an den Enden der Glieder, ſchwarz ſeyn. Alle Pferde, die ein verbleichtes mattfarbiges Haar tragen, oder an den Enden der Glieder weiß gefärbet ſind, müſſen aus guten Stutereien verbannet werden. Das vortreflichſte äußere Anſehen muß an einem vollkommenen Hrngſt gleichſam die Ankündigung aller innern guten Eigenſchaften, des feurigen Muthes, der Gelehrigkeit und ſchnellen Munterkeit ſeyn. Man fordert außerdem auch von ihm noch ein empfindliches Maul, freie Schultern, Sicherheit auf den Schenkeln, gelenke Hüften, am ganzen Körper ſtark geſpannte Sehnen, beſonders an den Kniekehlen; und wo möglich einigen Unterricht und Uibung auf einer guten Reitbahn. Mit den Pferden hat man, unter allen übrigen Thieren, die meiſten und genaueſten Beobachtungen angeſtellet und gefunden, daß es faſt alle gute und ſchlimme, natürliche oder durch Kunſt erhaltne Eigenſchaften auf

 ſei-

ſeine Nachkommen erblich machet. Ein von Natur tückiſches, ſcheues u. ſ. w. Pferd wird allemal Füllen von gleicher Gemüthsart hervorbringen. Und weil bekantermaßen die Fehler der Bildung und der Säfte viel gewiſſer, als die Eigenſchaften des Naturels fortgepflanzet werden, ſo hat man deſto ſorgfältiger dahin zu ſehen, alle mißgebildete, rotzige, haarſchlechtige, mondſüchtige und dergleichen Pferde gänzlich von den Stutereien zu entfernen.

Zur Schönheit eines Füllen pflegt in unſern Himmelsſtrichen die Stute ſo viel nicht, als der Hengſt, beizutragen; vielleicht hat es aber der Mutter deſto mehr von ſeinem Temperament und Wuchs zu danken. Daher müßen die Stuten vollſtändig, recht gut bei Leibe und mit hinlänglicher Nahrung für ein Füllen verſehen ſeyn. Zu feinen Pferden wählet man ſpaniſche und italiäniſche, zu Kutſchpferden aber vor allen die Stuten aus England und aus der Normandie. Indeſſen mögen die Stuten her ſeyn, aus welchem Lande ſie wollen, ſo hat man ſich, mit guten Hengſten, von ihnen allemal ſchöne Pferde zu verſprechen, wenn ſie ſelbſt wohl gebauet und von guter Art ſind. Denn wenn ſie von einem ſchlechten Hengſt beleget werden, ſo fallen von ihnen

auch wieder eben ſo ſchlechte Pferde. Die Nachkommenſchaft dieſes Thiergeſchlechtes gleichet oft wie bei den Menſchen, ihren Vorfahren våterlicher und můtterlicher Linie; ob es gleich das Anſehen hat, als ob das Weibchen bei den Pferden wohl nicht vǒllig ſo viel, als bei den Menſchen, zur Zeugung beitrage. Der Sohn hat viel ǒfter eine Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter, als ein Hengſtfůllen mit der Seinigen. Wenn ja zuweilen ein Fůllen der Stute, von welcher es fiel, åhnlich ſiehet, ſo findet ſich dieſe Aehnlichkeit mehrentheils an den vordern Theilen des Kǒrpers, ingleichen am Kopf und am Halſe.

Wenn man inzwiſchen ein richtiges Urtheil von der Aehnlichkeit einiger Kinder mit ihren Aeltern fållen wollte, ſo můßte billig die Vergleichung nicht in den erſten Jahren geſchehen, ſondern das Alter abgewartet werden, in welchem ſich, nach vollkommner Ausbildung aller Theile, zuverlåßiger eine ſichtbarere Vergleichung anſtellen låßet. Ohne die Entwickelung beim Wachsthum in Rechnung zu bringen, wodurch bei den Pferden die Form, das Verhåltniß der Theile unter einander und die Farbe der Haare merkliche Verånderungen leiden, gehet auch zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit,

eine ſo plötzliche, ſo ſchleunige Entwickelung vor ſich, welche mehrentheils andere Züge, einen andern Wuchs und eine veränderte Haltung der Schenkel u. ſ. w. hervorbringet. Das Geſicht wird länger, die Naſe dick und groß, die Kinnbacken werden hervortretend und ſchwer, der Wuchs oder die Taille hoh und gebogen, die Knie biegen ſich einwärts, die Schenkel verlängern ſich, und werden ſo dünne, wie die Stäbe. Bei Menſchen können dieſe Veränderungen der Geſichtsbildung und Leibesgeſtalt ſo beträchtlich ſeyn, daß es gar wohl möglich wäre, eine Perſon, die man vor der Mannbarkeit ſehr gut gekennet, aber erſt nach dieſer Zeit wieder zu Geſichte bekäme, wenigſtens beim erſten Anblick, gänzlich zu verkennen. Folglich muß man dieſes Alter erſt vorüber gehen laßen, ehe man eine Vergleichung zwiſchen einem Kind und ſeinen Aeltern waget, weil man ehe gar kein richtiges Urtheil über die Aehnlichkeit zwiſchen beiden, fällen kann. Alsdann erſt entdecket man bei den Menſchen oft eine Aehnlichkeit zwiſchen dem Sohn und ſeinem Vater, zwiſchen der Tochter und ihrer Mutter. Noch öfter pflegen ſie allen beiden auf einmal zu gleichen und etwas Aehnliches

von

von dem einen ſowohl, als von der andern, an ſich zu haben. Dies geht ſo weit, daß man gar zuweilen Aehnlichkeiten zwiſchen Enkeln und Großältern, zwiſchen ihnen und Vater= oder Mutter= Brüder und Schweſtern oder Onkeln und Tanten, wahrnimmt. Kinder von einerlei Vater und Mutter ähneln ſich unter einander ſelbſt weit ſtärker, als ihren Aeltern und Vorfahren. Sie pflegen insgeſammt ein gewiſſes Familienanſehen unter einander gemein zu haben.

Da nun aber bei den Pferden der Hengſt allzeit mehr, als die Stute zur Zeugung beiträgt, ſo werfen die leztern ſehr oft Füllen, welche dem Hengſt faſt ganz allein, wenigſtens allemal ſtärker, als der Mutter gleichen. Zuweilen geſchieht es, daß einige Füllen ſogar eine größre Aehnlichkeit mit ihrem Großvater, als mit ihrer Mutter, zeigen. Hat etwa die Mutter ſelbſt ihr Daſeyn einem ſchlechten Hengſt zu danken, ſo kann es ſich zutragen, daß, wenn ſie gleich von einem ſchönen Hengſte belegt worden, und ſelbſt ein gutes Anſehen hat, ſie dennoch ein Füllen wirft, welches in ſeiner erſten Jugend vielleicht beim erſten Anblick ſchön und wohl gebauet ausſiehet, bei zunehmendem Wachsthum

aber ſehr aus der Art ſchläget. Von einer Stute aus einer guten Art läßt ſich das Gegentheil ſagen. Sie wirft Füllen, die anfänglich ein ſchlechtes Anſehen haben, deren Schönheit aber mit den Jahren in beſtändiger Zunahme bleibt.

Ob indeſſen gleich alle mit den Stuten, in Anſehung der Zeugung, angeſtellte Beobachtungen offenbar zu beweiſen ſcheinen, daß bei den Pferden der Hengſt einen weit weit größern Einfluß auf die Jungen haben müſſe, als die Stute ſelbſt oder das Mutterpferd; ſo getraue ich mir doch zu behaupten, daß eben dieſe Beobachtungen erſt noch viel weiter müßten getrieben werden, wofern man in einer ſo wichtigen Sache alle Zweifel aus dem Grunde heben wollte. Vielleicht würde ſich es ausweiſen, daß zwar dieſe Beobachtungen an ſich ganz richtig wären, den Stuten aber dennoch, überhaupt betrachtet, ein eben ſo ſtarker Einfluß auf die Leibesfrucht, als den Hengſten, eingeräumet werden müßte. Mir kömmt es gar nicht befremdend vor, wenn Hengſte, die allzeit unter einer groſſen Menge von Pferden ausgeſuchet, gemeiniglich aus warmen Ländern herbei geholet, mit überflüßiger Nahrung beſorget, mit größter Aufmerkſamkeit gewartet und

gepfleget worden, mehr zur Bildung eines jungen Füllen beitragen, als gemeine Stuten, die aus einem kalten Himmelsſtrich abſtammen und überdies noch ſtark zur Arbeit angehalten werden. Da nun die erwähnten Vorzüge der Hengſte, bei der Zeugung, in Stutereien immer bald in ſtärkerem, bald in geringerem Grade bemerket werden; ſo läßt ſich gar wohl begreifen, daß ein Hengſt blos aus angeführten Gründen, faſt immer einen ſtärkern Einfluß, als die Stute, bei dem Werk ihrer Zeugungen habe. Iſt es denn aber nicht eben ſo glaublich, daß ſchöne vorzügliche Stuten aus warmen Ländern, von gemeinen, ſchlechten Hengſten beleget, vielleicht noch einen weit größern Einfluß auf die Eigenſchaften ihrer Füllen, als dieſe, haben und folglich, überhaupt genommen, eine Gleichheit, in Anſehung des Einflußes beiderlei Geſchlechtes, auf ihre Nachkommenſchaft ſtatt finden könnte? Mir wenigſtens ſcheint dieſes gar natürlich und um ſo viel wahrſcheinlicher zu ſeyn, je öfter man, beſonders in Stutereien, die Beobachtung gemacht, daß faſt eine gleiche Zahl von Hengſt- und Mutterfüllen gefallen ſind. Ein ſicherer Beweis, daß der Einfluß der Stute, wenigſtens in Abſicht auf das Geſchlecht,

eben ſo beträchtlich, als der Einfluß des Hengſtes, ſey.

Doch wir wollen hier von den Betrachtungen abbrechen, die uns von unſerm Hauptgegenſtand allzuweit abführen würden. Wenn die Wahl eines tauglichen Hengſtes getroffen und die Anzahl von Stuten, die von ihm belegt werden ſollen, verſammlet iſt; ſo muß man, zu Ausſpürung der hitzigen Stuten, auch noch einen andern Hengſt bei der Hand haben, welcher ſie durch ſeine Anfälle zugleich noch ſtärker in Hitze bringet. Nun läßt man eine Stute nach der andern vor dem brünſtigen und oft wiehernden Hengſte vorbei führen. Er wird ſeinen Angriff bei allen wagen, von den unerhitzten aber abgewieſen und nur bei den hitzigen willkommen ſeyn. Indeſſen läßt man dieſen Spürhengſt nicht zur Büſſung ſeiner Begierden gelangen, ſondern man bringet ihn wieder bei Seite, um an ſeiner Stelle den eigentlichen Zuchthengſt herbei zu holen. Man darf nicht glauben, daß dieſe Probe blos zum Zeitvertreibe erfunden worden. Sie hat ihren ungemeinen Nutzen, den rechten Zeitpunkt einer hitzigen, beſonders einer ſolchen Stute auszuforſchen, welche zum erſtenmal beleget werden ſoll. Denn die ſchon gefoh-

let

let haben, pflegen gemeiniglich neun Tage nachher wieder in Hitze zu gerathen. Man kann ſie alſo, gleich von dieſem Zeitpunkt an, wieder von einem zugeführten Hengſte belegen laſſen. Neun Tage darauf pflegt man durch einen Spürhengſt, auf eben beſchriebene Weiſe, noch einmal zu verſuchen, ob nun ihre Hitze gekühlet ſey? Findet man das Gegentheil, ſo wird ſie noch einmal, und zwar alle neun Tage ſo lange beſprungen, bis man keine Spur der Erhitzung mehr an ihr wahrnimmt. Sobald ſie völlig beleget ſind, pflegt ihre Hitze ſich allmählig zu verlieren und in wenigen Tagen gänzlich zu verſchwinden.

Indeſſen werden allerdings viel Koſten, Aufmerkſamkeit und Vorſicht erfordert, wenn alle dieſe Anſtalten leicht, bequem und mit nützlichem Erfolge von ſtatten gehen ſollen. Die Stutereien müſſen in einer ausgeſuchten Gegend und an einem ſchicklichen Orte angeleget werden, welcher aufs genaueſte der Menge von Zuchtſtuten und Hengſten, die man daſelbſt halten will, angemeſſen iſt. Ein ſolcher Strich Landes muß vielfältig abgetheilt, jede Abtheilung aber mit Pfälen, Graben und Zäunen wohl verwahret werden. Den belegten und ſäugenden Stuten werden die fetteſten

teſten Theile der Weide angewieſen, die unbelegten aber abgeſondert und mit den jungen Füllen auf einen magern Weideplatz gebracht, damit ſie nicht allzu fett und zur Zeugung untüchtig werden. Den magerſten und unebenſten Theil des Platzes überläßt man den Hengſtfüllen und Wallachen, um ihnen, durch die Nothwendigkeit an Hügeln oft auf- und abzuſteigen, zu einer nöthigen Beweglichkeit ihrer Schenkel und Buchen oder Schultern behilflich zu ſeyn. Der für die Hengſtfüllen beſtimmte Raum muß ungemein ſorgfältig von dem Behältniß der Stuten abgeſondert ſeyn, damit jene nicht etwa durchbrechen und ſich mit jungen Stuten entkräften können. Wenn es die Größe des Raums erlaubet, aus jeder einzelnen Abtheilung eine doppelte zu machen, und ſie wechſelsweiſe, ein Jahr um das andere, bald für die Pferde, bald für die Ochſen zu beſtimmen, ſo befördert man dadurch einen viel dauerhaftern Grund zur Weide, als wenn er beſtändig von Pferden kahl gefreſſen wird; denn ein Ochſe verbeſſert allemal die Weide, die ein Pferd ganz auszehret. In jeder Abtheilung ſind auch gewiſſe Lachen oder Pfützen unentbehrlich, weil die ſtehende Waſſer den Pferden viel beſſer, als die fließenden, bekommen,

von welchen letztern ſie ôfteres Bauchkrûm-
men empfinden. Die Bâume, welche man
auf einem zur Stuterei beſtimmten Strich
Landes findet, muß man ja nicht ausrot-
ten. Die Pferde pflegen ſich, bei grôße-
rer Hitze, unter dem wohlthâtigen Schat-
ten ſolcher Bâume vortreflich wohl zu be-
finden. Große Stubben oder hohe Wur-
zeln von abgehauenen Bâumen, oder Gru-
ben und Lôcher ſind auf einem ſolchen
Platze gar nicht zu dulden. Die erſtern
mûſſen ausgerottet und die letztern ange-
fûllet und eben gemacht werden, um alle
widrige Fâlle zu verhûten. Den Sommer
hindurch kônnen dieſe Weiden der Stute-
rei zur Fûtterung dienen. Im Winter mûſ-
ſen die Stuten auf den Stall gebracht und
mit Heu, wie die jungen Fûllen, gefûttert
werden. Doch iſt es bei den letztern gar
wohl erlaubt, ſie bei recht heitern Winter-
tagen zuweilen auf die Weide zu fûhren.
Die Zuchthengſte mûſſen beſtândig im Stal-
le, mehr mit Stroh, als mit Heu gefût-
tert, und bis zur Belegezeit, welche meh-
rentheils vom Anfang des Aprils bis zu
Ende des Junius dauert, in einer mâßi-
gen Uibung erhalten werden. Wâhrend
dieſer Zeit aber verſchonet man ſie mit allen
Arten von Uibungen und giebt ihnen reich-
lich,

lich, doch nur von ihrem gewöhnlichen Futter, zu freſſen.

Wenn man den Zuchthengſt einer Stute zuführen will, iſt es nöthig, ihn, durch vorhergehendes Striegeln und Putzen, gewiſſermaßen zur Hitze zu reitzen. Auch die Stute muß bei dieſer Gelegenheit reinlich und ihrer hintern Hufeiſen entledigt ſeyn; denn es giebt unter den Stuten ſehr kützliche Thiere, die bei Annäherung des Hengſtes gewaltſam hinten ausſchlagen. Die Stute wird von einem dazu beſtellten Menſchen an der Halfter gehalten, der Hengſt aber durch zween andere, an zwo Leinen, derſelben zugeführet. Wenn er ſich in ſeiner gehörigen Stellung befindet, ſo ſucht man ſein Geſchäfte ihm auf alle Weiſe zu erleichtern. Man bringt ihn ſelbſt in die gehörige Richtung, und räumet den Schweif der Stute aus dem Wege; weil ein einzig dazwiſchen kommendes Haar vermögend ſeyn würde, den Hengſt gefährlich zu verwunden. Zuweilen trägt es ſich zu, daß der Hengſt, vor vollendeter Sache, von der Stute wieder abläßt. Man muß daher genau Acht haben, ob der Hengſt mit dem obern Theil des Schwanzes, nahe am Kreuz, in den lezten Augenblicken der Paarung eine ſchwankende Bewegung machet, welche

be-

beſtändig mit der Ausgießung der Samenfeuchtigkeit verbunden zu seyn pfleget. Hat er dieſe wirklich von ſich gelaſſen, ſo darf er nicht noch einmal ſpringen. Er muß vielmehr gleich wieder in den Stall gebracht und bis über den morgenden Tag daſelbſt eingehalten werden. Denn ob es gleich für einen guten Zuchthengſt nicht eben zu viel iſt, binnen den drei Monaten der Belegezeit, einmal alle Tage zu ſpringen; ſo pflegt man ihn doch, zu ſeiner Schonung, lieber nur alle zween Tage zu einer Stute zu bringen. Bei dieſer eingeſchränkten Verſchwendung, hat man ſich mehr Füllen, als im entgegengeſetzten Fall, von ihm zu verſprechen. In den erſten ſieben Tagen läßt man ihm alſo nach und nach vier unterſchiedene Stuten zu; den neunten Tag wird er wieder zu der erſten und hernach, in voriger Ordnung, zu den drei übrigen gebracht, ſo lange noch eine von ihnen hitzig iſt. Sobald er aber die Hitze derſelbigen befriediget hat, wählt man eine andere an der Stelle der letzten, und läßt auch zu dieſer, wenn die Reihe an ſie kömmt, alle neun Tage den Hengſt bringen. Da nun viele Stuten beim erſten, zweiten oder dritten Beſuche des Hengſtes be-

befruchtet worden, ſo rechnet man, daß ein Hengſt, welcher auf ſolche Art geleitet und angeführet wird, in den drei Monaten der Belegezeit, funfzehn bis achtzehn Stuten belegen und zehn bis zwölf junge Füllen zeugen kann. Dieſe Thiere haben und ergießen bei dieſer Gelegenheit eine große Menge vorräthiger Samenfeuchtigkeit. Bei den Stuten wird man ebenfalls, während ihrer ganzen Brunſtzeit, ein beſtändiges Abtröpfeln der Samenfeuchtigkeit gewahr; denn ſie verlieren beſtändig etwas von einer weißlichen, klebrigen Feuchtigkeit, welcher man den allgemeinen Namen der Hitze beigeleget hat. Sobald ſie völlig beleget ſind, verſiegen alsbald alle dieſe tröpfelnde Quellen, aus welchen ſich eigentlich diejenige Feuchtigkeit ergießet, welche die Griechen Ι'ππόμανες der Stute nannten und vorgaben, es ließen ſich Tränke daraus verfertigen, wodurch man, beſonders ein Pferd für Brunſt ganz raſend machen könnte. Dieſer Hippomanes iſt ganz etwas anders, als die Feuchtigkeit, welche ſich in den Häutchen des Füllens befindet. Die letzte hat Hr. Daubenton zuerſt erkannt und ſowohl ihre Natur und Urſprung als ihre Lage ſehr deutlich be-

ſchrie-

ſchrieben. *) Das gewiſſeſte Merkmal einer hitzigen Stute nimmt man aus dieſer von ihr abgehenden Feuchtigkeit. Indeſſen kann man eben dieſes auch an der Anſchwellung unten am Geburtsglied oder an dem ſogenannten Wurf und an dem öftern Wiehern, als an einem Beweis erkennen, daß die Stute zu ſolcher Zeit ein Verlangen träget, ſich dem Hengſte zu nähern.

Sobald eine Stute beleget worden, ſo darf ſie nur, ohne weitere Maßregeln der Vorſichtigkeit, auf die Weide gebracht werden. Das erſte Füllen einer Stute pflegt nie ſo gut und vollſtutzig, als die folgenden zu ſeyn. Man muß alſo dafür Sorge tragen, ihr das erſtemal einen größern Hengſt zu geben, um hierdurch den Mangel des Wachsthums durch die Größe der Taille zu erſetzen. Eine vorzügliche Sorge muß auch auf den Unterſchied und auf die gegenſeitige Verhältniſſe der Geſtalten, ſowohl des Hengſtes, als der Stute, gerichtet ſeyn, damit den Mängeln des einen durch die Vollkommenheiten des andern abgeholfen werde. Paarungen von unſchicklichem Verhältniſſe, z. B. eines kleinen

*) S. die Mem. de l'Academie Royale des ſciences Année 1751.

nen Hengſtes mit einer groſsen Stute, oder eines groſsen mit einer kleinen, dürfen gar nicht vorfallen. Die Frucht einer ſolchen Begattung würde jedesmal ein kleines unproporzionirtes Füllen ſeyn. Wenn man ſich Mühe geben will, der ſchönen Natur etwas näher zu kommen, ſo muſs man durch Vermiſchungen einen Verſuch machen. Man könnte z. B. eine zu dicke Stute mit einem zwar völligen, aber doch feinen Hengſte, eine kleine, mit einem etwas höhern, eine vorn fehlerhafte, mit einem Hengſte zuſammen bringen, welcher mit einem prächtigen Kopf und edlem Hals u. ſ. w. gezieret wäre.

Man hat beobachtet, daſs in Stutereien, die auf trocknem und leichten Boden angelegt werden, lauter genügſame, flüchtige, muntre Pferde mit ſennichten Schenkeln und hartem Horne; in feuchten Gegenden aber und auf den fetteſten Weiden, faſt lauter Füllen mit ſchweren dicken Köpfen, dicken Leibern, ſchweren Schenkeln, ſchlechtem Horn und platten Hufen fallen. Ein Unterſchied, der, wie man leicht begreifet, blos von der Unterſchiedlichkeit des Himmelsſtriches und der Nahrung abhänget! Die Nothwendigkeit, beſtändig mit den Arten (Races) abwechſeln zu

müſ-

müſſen, wenn man dem Ausarten der Pferde vorbauen will, iſt am ſchwereſten zu begreifen, zugleich aber wichtiger und nothwendiger, als alles, was wir vorher geſaget haben.

Bei jedweder Art von Geſchöpfen giebt es in der Natur ein gewiſſes allgemeines Urbild, wornach jedwedes einzelne Thier geformet wird, welches aber, wenn es zur Wirklichkeit gekommen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ſich zu verſchlimmern oder vollkommner zu werden ſcheint. In Abſicht auf gewiſſe Eigenſchaften herrſchet alſo, dem Anſehen nach, in der Folge der nach und nach entſtehenden einzelnen Weſen, außer einer ſeltſamen Mannigfaltigkeit, auch etwas Unveränderliches, welches uns bei der ganzen Art, die wahreſte Bewunderung ablocket. So war z. B. das erſte Pferd allerdings das erſte äußere Muſter, und die erſte innere Form, wornach alle Pferde, die jemals vorhanden geweſen, die gegenwärtig leben, und künftig entſtehen werden, gebildet und geformet werden müſſen. Indeſſen war dieſes Muſter, wovon uns blos die Abbildungen bekannt ſind, indem es ſeine Forme mittheilete und ſich vervielfältigte, ſowohl einer Verſchlimmerung als einer Verbeſſerung fähig. Ob aber gleich Millionen davon vorhanden ſind, ſo iſt doch kein einzi-

ges in allen Stücken einem andern einzelnen Geſchöpfe dieſer Art, folglich kein einziges dem Muſter, deſſen Abdruck es an ſich trägt, vollkommen ähnlich. Dieſer Unterſchied iſt ein ſtarker Beweis, daß die Natur weit davon entfernet ſey, etwas Unveränderliches hervorzubringen, und daß in allen ihren Werken unbeſchreiblich viel Schattirung und Abänderungen zu herrſchen pflegen. Man ſieht es ja deutlich an dem Geſchlechte der Menſchen, an allen Geſchlechtern der Thiere, der Pflanzen und aller Weſen, die vermögend ſind, ihres Gleichen hervorzubringen.

Das allerſonderbarſte hierbei iſt unſtreitig, daß das eigentliche Muſter des Schönen und Guten auf dem ganzen Erdboden ausgebreitet zu ſeyn, und daß in jedem Himmelsſtriche ſich nur ein Stück davon aufzuhalten ſcheinet, welches allemal ausartet, wofern es nicht mit einem andern Stück aus einer entlegenen Gegend vereiniget wird. Dies geht ſo weit, daß man, wenn uns an gutem Getreide, ſchönen Blumen u. dgl. gelegen iſt, vorher mit dem Samen umwechſeln, und ihn ja niemals wieder in ſeinem urſprünglichen Lande ausſäen muß. Eben dieſe Regel gilt auch in dem Fall, wenn unſre Abſicht auf ſchöne

Pfer-

Pferde, gute Hunde u. dgl. gerichtet iſt. Man muß, um dieſe zu erreichen, allemal die inländiſchen Stuten und Hündinnen mit ausländiſchen Thieren, und ſo umgekehrt, mit einander zu vereinigen ſuchen. Vernachläßiget man dieſe Vorſicht, ſo werden zuverläßig nebſt dem Getreide die Blumen und Thiere ausarten, oder vielmehr ſich nach dem Himmelsſtrich dermaßen verändern, daß die Materie über die Form die Oberhand gewinnet, und alles zu verſchlimmern ſcheinet, nur den Abdruck nicht, welcher allemal bleibet, und blos nach ſeinen unweſentlichen Zügen verändert wird. Wenn man aber die Arten mit einander vermiſchet, oder beſtändig durch ausländiſche Arten erneuert, ſo hat es das Anſehen, als ob dadurch die Forme vollkommner und die Natur ſelbſt wieder in den Stand geſetzt würde, das beſte von dem, was in ihren Kräften ſtehet, hervorzubringen.

Allgemeine Gründe dieſer Wirkungen würden hier am unrechten Orte angebracht seyn. Wir wollen hier blos der beim erſten Anblick in die Augen fallenden Muthmaſſungen gedenken. Es iſt längſt aus Erfahrungen bekannt, daß Thiere ſowohl als Pflanzen, wenn ſie aus einem entfernten Himmelsſtrich in einen andern geſetzt werden,

 oft=

oftmals in kurzer Zeit, das iſt, in einer geringen Zahl von Fortpflanzungen entweder ausarten, oder zuweilen zu größerer Vollkommenheit gelangen. Iſt es aber nicht ungemein begreiflich, daß die Urſache dieſer Wirkung in nichts anders, als in der Unterſchiedlichkeit des Himmelsſtriches und der Nahrung beſtehen kann? Nothwendig muß der Einfluß dieſer beiden Urſachen die Pferde mit der Zeit von gewiſſen Zufällen oder Krankheiten entweder ganz frei, oder auch wohl ſie darzu fähig machen, und in ihrem Temperament allmählig eine Veränderung hervorbringen. Eben ſo muß auch die Entwickelung der Form, bei welcher ſehr vieles auf die Beſchaffenheit der Nahrung und der Säfte ankömmt, bei jeder Fortpflanzung eine Veränderung dulden, die zwar freilich bei der erſten Fortpflanzung kaum zu merken ſeyn kann, weil beide Thiere, das Männchen und Weibchen, die wir als den Stamm dieſer Art annehmen, ihre Form und Beſtandweſen ſchon in gehöriger Vollkommenheit beſaſſen, ehe ſie aus ihrem Vaterland geführet wurden, und weil der veränderte Himmelsſtrich und die neue Nahrung zwar in der That ihr eigen Temperament verändern, aber doch nicht einen ſo ſtarken Einfluß auf

ihre feſten und organiſchen Theile haben kann, wodurch in ihrer Forme ſelbſt eine Veränderung möglich wäre, beſonders wenn ihr Körper ſchon ſein vollkommnes Wachsthum erreichet hat. Folglich wird in der Zeugung keine Veränderung und bei der erſten Nachkommenſchaft ſolcher Thiere noch keine Ausartung zu ſpüren, der Abdruck der Forme wird völlig rein, und im Augenblicke der Geburt gar noch kein Stammfehler ſichtbar ſeyn. Allein das junge Thier iſt ſchon im zärteſten und ſchwächeſten Alter den Einflüßen des Himmelsſtriches bloßgeſtellet, welche ſchon weit ſtärker auf ſeinen Körper als auf den Körper des Vaters und der Mutter wirken müſſen. Auch die Nahrung wird, beſonders zur Zeit des Wachsthums, einen ſtärkern Einfluß auf die organiſchen Theile zeigen, in ihrer urſprünglichen Bildung eine Veränderung machen, und in ihnen die Keime des Mangelhaften zuerſt hervorbringen, wovon in der zwoten Zeugung ſchon ſichtbarere Spuren erſcheinen werden. Denn bei dieſer hat ja der Nachkömmling nicht allein ſchon ſeine ihm eigenthümliche Fehler, die von ſeinem Wachsthum herkommen, ſondern auch ſchon die Fehler des zwoten Stammes an ſich, deren Entwickelung hier ſchon weit un-

ungehinderter von ſtatten gehet. Bei der dritten Zeugung fallen die vom Einfluß des Himmelsſtriches und der Nahrung abhängende Fehler des zweiten und dritten Stammes, vereiniget mit den Fehlern des gegenwärtigen wirklichen Einflußes, auf das Wachsthum des dritten Abkömmlings, ſchon ſo deutlich in die Augen, daß die Merkmale des erſten Stammes durch die Fehler des dritten gänzlich verloſchen werden. Dergleichen Thiere vom ausländiſchen Stamme verlieren auf ſolche Art alles fremde Anſehen, und werden in allen Stücken unſern Landthieren ähnlich. So verwandeln ſich z. B. ſpaniſche oder barbariſche, auf ſolche Art fortgepflanzte Pferde, oftmals bei der zwoten, am gewiſſeſten aber bei der dritten Zeugung, in inländiſche Pferde. Aus dieſem Grunde muß man die Arten vielmehr zu vermengen, als beizubehalten ſuchen. Man erneuert aber die Art bei jeder Zeugung, wenn man barbariſche oder ſpaniſche Pferde herbeiſchaffet, und mit inländiſchen Stuten zuſammen bringet. Da indeſſen eine dergleichen Erneuerung der Art gleichſam nur zur Hälfte geſchiehet, ſo iſt es höchſt merkwürdig, daß ſie gleichwohl beſſere Wirkungen, als eine vollkommene Erneuerung hervorbringet. Von einem ſpa-

niſchen Hengſt und einer ſpaniſchen Stute hat man ſich in Frankreich lange nicht ſo ſchöne Pferde, als von einem ſolchen Hengſt und einer einheimiſchen Stute zu verſprechen. Man begreifet es gar leicht, wenn man erwäget, daß durch die Vereinigung eines männlichen und weiblichen Thieres die Mängel des einen und des andern die nöthige Vergütigung erhalten. Jeder Himmelsſtrich ertheilet ſowohl durch den Einfluß der Nahrung, als durch ſeinen eignen, dem Thiere eine gewiſſe Bildung, woran ſich immer ein Fehler, entweder des Uiberflußes oder des Mangels, entdecken läßt. In einem warmen Himmelsſtrich aber würde das vielleicht im Uiberfluße ſeyn, woran es in einem kältern fehlte; und ſo muß es auch umgekehrt ſich verhalten. Iſt es alſo nicht nothwendig, durch die Vereinigung gewiſſer Thiere aus entgegengeſetzten Himmelsſtrichen das Uiberflüßige und Mangelhafte des einen und des andern in ein beſſeres Verhältniß und Gleichgewicht zu ſetzen? Da nun dasjenige nothwendig in der Natur das Vollkommenſte ſeyn muß, was die wenigſten Fehler hat; da man ferner diejenigen Formen für die vollkommenſten halten muß, woran ſich die wenigſte Unförmlichkeit entdecken läßt, ſo iſt wohl nichts na-

tür-

türlicher, als daß die Frucht zweier Thiere, deren eines die Mängel des andern genau erſetzte, das vollkommenſte Geſchöpfe dieſer Art ſeyn würde. Dieſe Aufhebung der gegenſeitigen Mängel gehet aber deſto beſſer von ſtatten, je weiter die Länder von einander entfernet, oder je mehr die Himmelsſtriche einander entgegengeſetzt ſind, aus welchen man die beiden Geſchlechter ſolcher Thiere zuſammen bringet. Das Zuſammengeſetzte, was daraus entſpringet, iſt alsdann deſto vollkommner, je gerader das Uiberflüßige oder das Mangelhafte an der Leibesbeſchaffenheit des Vaters den Fehlern oder dem Uiberfluß an der Leibesbeſchaffenheit der Mutter entgegen ſtehet.

In Frankreichs gemäßigtem Himmelsſtriche müßte man demnach, um ſchöne Pferde zu erhalten, entweder aus den heiſſeſten oder aus den kälteſten Himmelsſtrichen die Hengſte herbeiſchaffen *). Am beſten ſchicken ſich hierzu die arabiſchen und barbariſchen, wenn man ſie haben kann;

wo

*) Von den Eigenſchaften der Hengſte und einer guten Wahl derſelben zu Verſchönerung der Arten lieſet man in Eſſai ſur les Haras &c. die unvergleichlichſten Vorſchriften.

M.

wo nicht, ſo müßten es wenigſtens ſpaniſche oder neapolitaniſche ſeyn. In kältern Himmelsſtrichen werden entweder die däniſche, oder nebſt ihnen die hollſteiniſche und friesländiſche Pferde den übrigen billig vorgezogen. Alle dieſe Arten würden in Frankreich mit inländiſchen Stuten ſehr gute, und zwar deſto beſſere Pferde zeugen, je weiter die Beſchaffenheit ihres vaterländiſchen Himmelsſtriches von der Beſchaffenheit des franzöſiſchen abweichet. Nach dieſer Vorausſetzung werden allemal die arabiſchen den barbariſchen, dieſe den ſpaniſchen Hengſten vorzuziehen, und von däniſchen viel beſſere Zucht, als von friesländiſchen zu erwarten ſeyn. Den unüberwindlichen Mangel an Pferden aus viel kältern oder heißen Himmelsſtrichen würden im Nothfall Hengſte aus Engelland oder Deutſchland oder auch wohl aus den mittäglichen Provinzen Frankreichs in den mitternächtlichen Provinzen deſſelben erſetzen können. Mit einem Worte, der Vortheil iſt allemal ſehr beträchtlich, wenn inländiſche Stuten von ausländiſchen Hengſten beleget werden, der Nachtheil aber nicht minder einleuchtend, wenn man auf einer Stuterei Pferde von einerlei Art beiſammen läßt. Man

kann

kann ſicher glauben, daß ſie allemal, und zwar in ſehr kurzer Zeit, ausarten.

Die Urſache, warum der Himmelsſtrich und die Nahrung auf die Menſchen lange nicht einen ſo merklichen Einfluß, als auf die Thiere haben, iſt gar nicht ſchwer zu errathen. Der Menſch pflegt ſich viel mehr, als die Thiere, vor allen Ungemächlichkeiten der Witterung in Acht zu nehmen, ſeine Wohnungen und Kleidungen genau nach Beſchaffenheit der Jahreszeiten, ſeine Koſt aber ſo mannigfaltig, als möglich, einzurichten. Können alſo Himmelsſtrich und Nahrung wohl einerlei Einfluß auf unterſchiedene Menſchen haben? Und muß das von dieſen Urſachen entſtehende Fehlerhafte oder Uiberflüßige, das bei den Thieren ſo gewiß und ſichtbar erfolget, bei den Menſchen wohl nicht in weit geringerm Grade ſich äußern? Da indeſſen ganze Völkerſchaften ſchon oft aus einem Land ins andere gezogen ſind, da ganze Völkerſchaften ſich mit einander vermiſchet, da viele Menſchen große Reiſen gethan, und ſich bis auf den heutigen Tag in allerlei Weltgegenden ausgebreitet haben; wie könnte man ſich noch verwundern, wenn die Menſchen vom Einfluß des Himmelsſtriches nur wenig oder gar keine Veränderung zu dulden haben,

und

und in allen Ländern ſtarke, geſunde und geiſtvolle Menſchen anzutreffen ſind? Doch kann man ſicher glauben, daß ehemals die Menſchen aus längſt vergeſſenen Erfahrungen das Uibel gar wohl gekannt haben mögen, das bei Vereinigungen der nächſten Blutsverwandten unvermeidlich iſt; weil ſogar unter den ungeſittetſten Völkern die Verheurathung eines Bruders mit ſeiner Schweſter beinahe durchgängig verboten geweſen. Ob wir gleich eine ſolche Heurath als ein göttliches Verbot betrachten, ſo kann ſie doch bei ungeſitteten Völkern blos zu den politiſchen Abſichten gerechnet werden, und ihren Grund hauptſächlich in der angeführten alten Erfahrung haben. Ohne die nöthige Beihilfe der Naturlehre läßt ſich keine recht allgemeine und unumſchränkte Staatslehre gedenken. Sobald aber die Menſchen einmal durch die Erfahrungen überführet worden, daß die Ausartung allemal unvermeidlich war, wenn ſie blos durch ihre Familie ohne weitere Vermiſchung ſich vervielfältigen wollten, mögen ſie wohl die Verheurathungen mit fremden Familien als ein unverletzliches Geſetz der Natur angeſehen, und ſich endlich darüber vereiniget haben, daß unter ihren Kindern keine Verheurathung mehr ſtatt finden ſollte. Die

Aehn-

Aehnlichkeit rechtfertigt auch wirklich die Vermuthung, daß in den meiſten Himmelsſtrichen, die Menſchen ſo gut, als die Thiere, nach einer gewiſſen Anzahl von Fortpflanzungen ausarten würden.

Eine zwote Folge vom Einfluß des Himmelsſtriches und der Nahrung iſt unſtreitig in den mannigfaltigen Veränderungen der Farben auf den Häuten der Thiere zu ſuchen. Die wilden Thiere pflegen ſich immer in einerlei Himmelsſtrich aufzuhalten; daher bleibt ihre Farbe ſich immer ähnlich, wenn man die Kleinigkeit ausnimmt, daß der Unterſchied in den Jahreszeiten ſie bald etwas heller, bald etwas dunkler machet. An allen Thieren aber, die unter mancherlei Himmelsſtrichen ſich aufhalten, bemerkt man auch eine große Verſchiedenheit ihrer Farben. Bei zahmen oder Hausthieren pflegen die Veränderungen der Farben bis zum Erſtaunen abzuwechſeln. Daher giebt es Pferde, Hunde u. dgl. die mit allen Arten von Farben prangen. An Hirſchen, Haſen u. a. d. Thieren wird man immer einerlei Farben gewahr *). Die be-

*) Allgemein läßt ſich dieſes wohl nicht behaupten. Denn es iſt bekannt genug, daß es, obwohl ſparſam, auch weiße Bären, Hirſche, Ha-

beſtändige Gleichförmigkeit alſo in der Ungemächlichkeit des Himmelsſtriches und in der Nahrung iſt natürlicher Weiſe der Grund einer beſtändigen Einförmigkeit unter den wilden Thieren. Bei zahmen Thieren kann die Veränderung der Farben gar leicht aus der Sorgfalt der Menſchen für dieſelben, aus ihrem bequemen Aufenthalt, aus der Unterſchiedlichkeit ihrer Nahrung und zugleich aus der Vermiſchung fremder Arten erkläret werden; es müßte dann ſeyn, daß man durch beſondere Wahl der Farben eines Männchens und Weibchens eine beſtimmte Miſchung von Farben zu erzielen ſuchte, wodurch man allerlei ſonderbare Veränderungen hervorbringen kann. Ein Beiſpiel hiervon ſind unter den Pferden die ſogenannten Schäcken, an welchen man die ſeltſame Vermiſchung des Weißen mit dem Schwarzen bewundern muß, weil es gegen einander ſo künſtlich und angenehm abſticht, daß man es nicht ſowohl für ein Werk der Natur, oder vielmehr für das will-

Haſen ꝛc. giebt, und daß die Natur faſt in keinem Stücke nach einer unveränderlichen Regel handelt.

M.

willkührlichſte Kunſtſtück eines geſchickten Malers halten ſollte.

Bei der Wahl der Pferde, die ſich durch einander vermehren ſollen, muß man alſo das Haar ſowohl, als den Wuchs des Leibes in Betrachtung ziehen, die Figuren mit guter Beurtheilung gegen einander halten, beſtändig Pferde aus einander entgegengeſetzten Himmelsſtrichen zuſammen bringen, und niemals eine Paarung zweier Pferde aus einerlei Stuterei geſtatten. Das ſind lauter weſentliche Bedingungen. *) Es giebt

*) Von den vortheilhaften Einrichtungen der Stutereien, von ihrem Nutzen, und allem, was dabei zu wiſſen unumgänglich nöthig iſt, können folgende Schriften mit Vortheil nachgeleſen werden.

1) Herrn J. E. Zehentners Unterricht von der Pferdezucht, 8. Berl. 1754.

2) Des Herrn von Oebſchelwitz Abh. von der Stuterei, Füllen = und Pferdezucht — in ſeinem holländiſchen Stallmeiſter ꝛc. gr. 8. Leipz. 1766.

3) In des Freih. v. Sind vollſt. Unterricht eines Stallmeiſters ꝛc. Fol. G. 1770. 1. Th. V. und VI. Abſchnitt. p. 24. ꝛc.

4)

giebt aber auch noch einige Nebenumſtände, welche man eben ſo wenig vernachläßigen

4) Wilh. Herzogs von Neukaſtel neueröffnete Reutbahn ꝛc. Fol. Nürnb. 1764. I. Th. IV. Kap. §. 16 — 18. Tab. X. XI.

5) Beſchreibung des ſogenannten Senner Geſtütes in der Grafſchaft Lippe von J. G. Pritzelius, 8. Lemgo 1770. 96. S.

6) Balance zwiſchen den Nutzungen eines Vorwerks und einer daraus zu machenden Stuterei, am Beiſpiel der churſächſiſchen Stuterei zu Graditz und Döchten bei Torgau. S. D. Schrebers Samml. verſchiedener Schriften II. Th. p. 374. ꝛc. Eines der ſchönſten und ſchätzbarſten Werke dieſer Art iſt unſtreitig:

7) L'Eſſai ſur les Haras ou examen methodique des moyens propres pour établir, diriger & faire proſperer les Haras &c. à Turin 1769. Dieſem iſt an die Seite zu ſetzen:

8) Mémoire ſur les Haras par M. L. B. D. C. à Utrecht 1770.

ſollte. Wenigſtens hat man ſie als Regeln der Vorſicht anzuſehen. So iſt es z. B. ein Fehler in einer Stuterei, Stuten mit abgeſtutzten Schweifen zu halten. Sie haben kein Mittel in ihrer Gewalt, ſich der Fliegen zu erwehren, ſie werden alſo mehr, als die langgeſchweiften Pferde, von dieſen hungrigen Gäſten geplaget. Das unaufhörliche Schmeißen nach den Fliegen, deren Stich ihnen ſehr empfindlich iſt, pflegt eine Verminderung der Milch zu veranlaſſen. Ein Umſtand, welcher auf das Temperament und auf den Wuchs des Füllens einen ſichtbaren Einfluß hat! denn es mögen übrigens die Umſtände ſo gut ſeyn, als ſie wollen, ſo wird ein Füllen doch allemal deſto munterer und ſtärker ſeyn, je mehrere und beſſere Nahrung es von ſeiner Mut-

Liſez Journ. Encycl. 1770. Tom. I. p. 189. und 1771. Tom. VI. p. 61. ꝛc. Wer mit Bedacht alle hier angezeigte, beſonders die zwei letzten Schriften geleſen hat, dem wird nicht leicht etwas zu wünſchen übrig bleiben, was er in dieſem Fache wiſſen möchte.

M.

Mutter zu erwarten hat. Ferner hat man in einer Stuterei auf lauter zur Weide von Jugend auf gewöhnte Stuten zu ſehen, die nie mit Arbeit überladen worden. Stuten, welche im Stall bei trocknem Futter gehalten worden, und hernach auf die Weide kommen, pflegen ehe nicht fruchtbar zu ſeyn, bis man ihnen Zeit gelaſſen, ſich an dieſes neue Futter zu gewöhnen.

Die Stuten pflegen zwar gemeiniglich vom Anfange des Aprils bis zu Ende des Junius hitzig zu ſeyn. Indeſſen finden ſich unter der Menge doch öfters einige, welche ſchon vor dieſer Zeit in Hitze gerathen. In dieſem Fall thut man am beſten, wenn man, ohne ſie zu dem Hengſt zu bringen, dieſe Zeit verſtreichen läßt; denn ein ſolches Füllen würde gerade im Winter fallen, der rauheſten Jahreszeit blos geſtellet ſeyn, und ſich nur einer ſchlechten Milch zu erfreuen haben. Eben dieſes Verfahren ſollte man auch bei ſolchen Stuten beobachten, die erſt nach dem Junius ihre Hitze fühlen; denn weil ſie alsdann mitten im Sommer werfen müßen, ſo würde das Füllen in der kurzen Zeit nicht Kräfte genug ſammlen können, den Beſchwerlichkeiten des bevorſtehenden Winters zu trotzen.

Viele haben die Gewohnheit, den Hengſt nicht zur Stute, welche belegt werden ſoll, zu führen, ſondern ihn in die Horte, worin die Stuten eingeſchloſſen ſind, hineinlaufen, und ihm die freie Wahl unter den Stuten zu laſſen, die ſeiner Gegenwart benöthiget ſind, ohne ſeinen Eifer in Befriedigung derſelben einzuſchränken. Mit dieſem Verfahren ſind zwar die Stuten ſehr wohl zufrieden, und ſcheinen ſogar ſicherer, als bei der andern Manier, zu fohlen. Allein der Hengſt entkräftet und verdirbet ſich auf dieſe Art binnen ſechs Wochen viel mehr, als er bei mäßigem Verhalten, wenn er auf oben beſchriebne Weiſe zur Stute geführet wird, in vielen Jahren verderben könnte *).

So=

*) Der Verf. des Eſſai ſur les Haras iſt hier ebenfalls anderer Meinung. Man muß, wie er ſagt, eine glückliche Mittelſtraße zwiſchen dem Vorſchlage des Herzogs von Neukaſtel, welcher den Hengſt in Freiheit mitten unter den Stuten wiſſen will, bis man Spuren der Sätigung an ihm wahrnimmt, und zwiſchen dem Rathe derjenigen treffen, welche verlangen, daß man die Stute bei der Paarung knebeln, und den Hengſt feſſeln müſſe. Das letzte kann der Natur unmöglich erlauben, etwas Vollkommenes zu Stande zu bringen. Etwas weniger Freiheit auf der einen und etwas weniger Zwang auf der andern Seite würde das rechte

Sobald der Leib einer belegten Stute ſchwer zu werden anfängt, muß man ſie von den andern entfernen, die nicht trächtig ſind, und ihr leicht Schaden zufügen könnten. Sie pflegt gewöhnlich eilf Monate und etliche Tage zu tragen, hernach aber ihr Füllen im Stehen zu werfen; da hingegen andere vierfüßige Thiere ſich allemal niederlegen, wenn ſie Junge zur Welt bringen ſollen. Wenn es einer Stute ſauer wird, ihr Füllen zu bekommen, leiſtet man ihr dabei die nöthige Hilfe, giebt dem Füllen mit Hilfe der Hand eine gehörige Lage, und ziehet es auch wohl, wenn es todt iſt, mit Stricken heraus. Das Füllen zeiget ſich, wie andre Thiere, gemeiniglich zuerſt mit dem Kopfe; indem es aus der Mutter herausdringet, zerreißt es ſeine Hüllen, und ſprenget die häufig darin enthaltenen Waſſer. Zu gleicher Zeit fällt eines oder es fallen mehrere von den Stücken heraus, welche ſich aus der verdickten Feuchtigkeit des Harnhäutchens (Allantois) zu-

rechte Mittel ſeyn, wodurch man die Natur in ihrem Geſchäffte weislich unterſtützte, die Kräfte des Hengſtes ſchonte, wenig unfruchtbare Stuten und lauter ſchöne Füllen zählen würde.

M.

zuſammengeſetzet hatten. Ein ſolches Stück, welches bei den Alten der Hippomanes oder Pferdegift des Füllens hieß, iſt nicht wie ſie vorgaben, ein am Kopf des Füllens angewachſenes Stück Fleiſch; es iſt vielmehr durch die Schafhaut von demſelben abgeſondert. Sobald das Füllen da iſt, beleckt es die Mutter mit vieler Sorgfalt. ohne das Pferdegift zu berühren; obgleich die Alten die irrige Meinung hegten, es würde von der Stute ſo gleich aufgefreſſen.

Der gemeine Gebrauch iſt, eine Stute neun Tage nachher, wenn ſie ein Füllen bekommen, wieder belegen zu laſſen. Dies geſchieht blos, damit man keine Zeit verlieren und ſeine Stuterei ſo gut, als möglich, nutzen möge. Indeſſen iſt nichts begreiflicher, als daß eine Stute, welche zu gleicher Zeit ein ſchon gebornes und noch ein in ihr verborgnes Füllen zu nähren hat, ihre Kräfte ſehr vertheilen müſſe, und folglich beiden zugleich unmöglich ſo viel Nahrung abgeben kann, als ein einziges von ihr erhalten würde. Wenn man alſo recht vorzügliche Pferde habe wollte, ſo wär es freilich weit beſſer, jede Stute nur ein Jahr ums andere belegen zu laſſen. Sie würden alsdann länger aushalten und gewiſſer trächtig werden. Denn auf gemei-

nen

nen Stutereien werden alle Jahre viele Stuten belegt, welche deswegen keine Füllen bringen. Wenn in einem Jahre die Hälfte oder zwei Drittel von belegten Stuten wirklich fohlen, ſo hat man Urſach, ſchon ſehr zufrieden zu ſeyn.

Zuweilen laſſen ſich auch ſchon trächtige Stuten noch einmal belegen; es erfolgt aber niemals eine neue Befruchtung (Superfoetatio). Ihre Fruchtbarkeit pflegen gemeiniglich bis zum vierzehnten oder funfzehnten Jahre, ſelbſt bei den munterſten und kräftigſten doch nicht über achtzehn Jahre, zu dauren. Wenn hingegen die Hengſte nur einigermaßen geſchonet werden, ſo bleiben ſie bis ins zwanzigſte Jahr und wohl noch länger tüchtig, muntre Stuten zu belegen. Es verhält ſich alſo in dieſem Fall bei den Thieren wie bei den Menſchen. Ein früher Gebrauch der Vermehrungsfähigkeiten pfleget bei allen beiden ein frühes Unvermögen anzukündigen. Die groſſen Pferde, welche früher, als die feinen, zu einem völligen Wachsthum gelangen, und welche ſchon vom vierten Jahr an die Stelle der Zuchthengſte bekleiden müſſen, werden gar bald unfähig zu dieſem Gebrauch und ſind gemeiniglich ſchon vor dem

funfzehnten Jahr unfähig, ihre Rolle weiter fortzuſpielen. *)

Die Lebensdauer der Pferde ſtehet, wie bei allen andern Thieren, mit der Dauer der Zeit ihres Wachsthums in einem richtigen Verhältniß. Der Menſch, deſſen Wachsthum vierzehn Jahre lang dauret **), kann ſein Leben ſechs bis ſieben mal ſo weit, folglich auf ſechs und achtzig bis hundert Jahre ausdehnen. Das Wachsthum eines Pferdes iſt in die Grenzen von vier Jahren eingeſchloſſen; es kann alſo, wenn es ungefähr ſechs oder ſiebenmal ſo lange lebet, fünf und zwanzig bis dreißig Jahre alt werden. Alle von dieſer allgemeinen Regel abweichende Beiſpiele kommen viel zu ſelten vor, als daß man ſie für Ausnahmen von beträchtlichen Folgen halten könnte. Inſofern alſo die großen Pferde in kür-

*) S. des Herrn von Garſault Nouveau parfait Marcchal. p. 68.

**) Herr von Buffon ſcheint hier nicht ſo wohl das Wachsthum des Körpers, ſeiner Höhe nach, welches allerdings bei vielen weit länger dauret, als vielmehr die vollkommne Ausbildung aller Theile des Leibes und folglich die Jahre zu verſtehen, in welchen ſich die Fähigkeiten zur Fortpflanzung des Geſchlechts zu äußern pflegen.

M.

kürzerer Zeit, als die ſeinen, ihr völliges Wachsthum erreichen, müſſen ſie freilich auch ein kürzeres Lebensziel haben und vom funfzehnten Jahr an wie alte Pferde zu betrachten ſeyn.

Beim erſten Anblick ſollte man glauben, der Wuchs der hintern Theile wäre bei Pferden und bei den meiſten andern vierfüßigen Thieren, anfänglich ſtärker, als an den vordern; da man hingegen bei den Menſchen an den untern Theilen anfänglich ein geringeres Wachsthum, als an den obern wahrnähme. Denn bei einem Kinde findet man die Dickbeine und Schienbeine, im Verhältniß mit dem ganzen Körper, lange nicht ſo groß, als bei erwachſenen Menſchen. Dagegen ſind bei jungen Füllen die Hinterſchenkel ſchon ſo lang, daß es ihnen leicht wird, mit dem Hinterfuß den Kopf zu erreichen, welches ein erwachſenes Pferd nicht mehr thun kann. Allein dieſer Unterſchied iſt nicht ſo wohl vom ungleichen Wachsthum der vordern und hintern Theile überhaupt, als vielmehr von der Ungleichheit der vordern und hintern Füße herzuleiten, welche in der ganzen Natur allgemein, und bei vierfüßigen Thieren am allerſichtbarſten iſt. Die Füße ſind am den Menſchen größer, als die Hände. Sie ge-

gelangen auch ehe zu einer vollkommenen Bildung. Bei den Pferden beſtehet ein großer Theil des Hinterſchenkels aus lauter Fuß, weil er blos aus den Knochen zuſammengeſetzet iſt, welche zur Fußwurzel, zum Mittelfuß (Tarſus, Metatarſus) u. ſ. w. gehören. Iſt es alſo wohl zu bewundern, daß dieſer Fuß eher größer wird und ſich früher entwickelt, als der Vorderſchenkel, deſſen ganzer untere Theil die Hand vorſtellet, weil es blos aus den Knochen der Handwurzel, der Mittelhand (Carpus, Metacarpus) u. ſ. w. beſtehet? Wenn ein Füllen erſt auf die Welt gekommen iſt, entdeckt man dieſen Unterſchied ohne Mühe. Die Vorderſchenkel ſcheinen und ſind, in Vergleichung mit den hintern, zu der Zeit in der That viel kürzer, als in der Folge. Darzu kömmt noch, daß die zunehmende Dicke des Leibes, ob ſie gleich nicht von den Verhältniſſen des Wuchſes in die Länge herrühret, wenigſtens die Entfernung der Hinterfüße vom Kopfe vergrößert und folglich dem Pferde, wenn es völlig erwachſen iſt, hinderlich wird, ſeinen Kopf mit dem Hinterfuße zu erreichen.

Die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche bringet unter allen Arten von Thieren etwas Unterſchiedenes hervor, deſſen allgemeine

meine Wirkungen die Mannigfaltigkeit der Arten ausmachen, welche wir nur an den ſtärkſten Abweichungen oder an denjenigen Thieren gewahr werden, die ſich am ſichtbarſten von einander unterſcheiden, ohne auf die darzwiſchen vorkommende kleine Abänderungen zu merken, welche hier, wie bei allen Sachen, ſich bis ins Unendliche zu erſtrecken pflegen. Wir ſelbſt haben zu noch häufigern Verwirrungen dadurch Anlaß gegeben, daß wir die Vermiſchung dieſer Arten beförderten, und gleichſam der Natur Trotz geboten, indem wir unſere Himmelsſtriche mit afrikaniſchen und aſiatiſchen Pferden bereicherten. Die franzöſiſchen Stammarten ſind unter der Menge beigeſchafter ausländiſcher Pferde aus allen Theilen der Welt, ganz verſchwunden oder unkennbar geworden. In der That iſt zum Unterſchied der Pferde nichts übrig geblieben, als einige leichte Merkmale, welche der Einfluß des Himmelsſtriches nothwendig hervorbrachte. Dieſe Merkmale würden viel deutlicher und jeder Unterſchied viel ſtärker in die Augen fallen, wenn die Arten jedes Himmelsſtriches, ſich ohne Vermiſchung daſelbſt erhalten hätten. Die kleinen Veränderungen würden weder ſo häu-

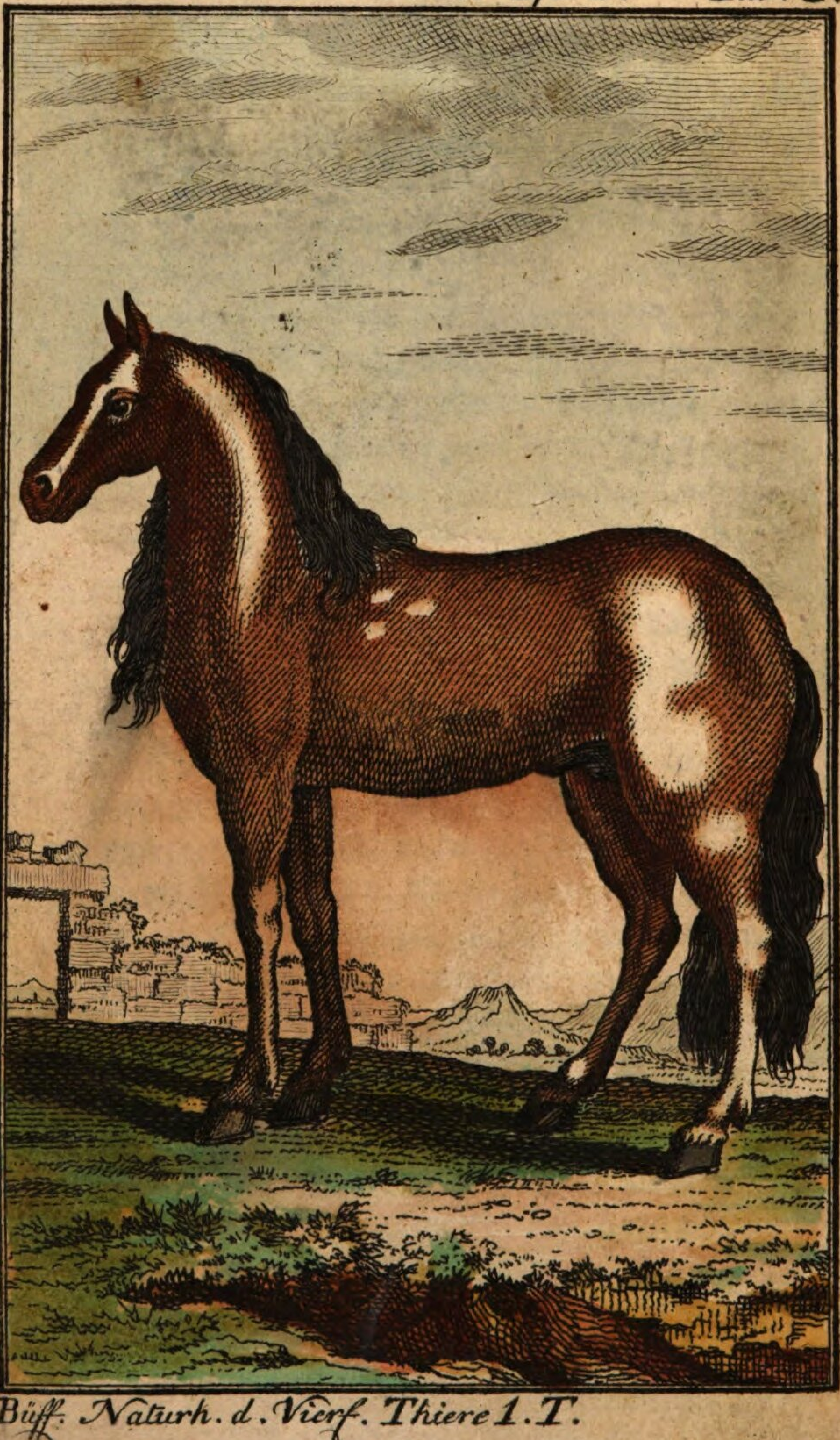
ſig, noch ſo unmerklich, die gröſſern aber in einer beſtimmten Anzahl deſto deutlicher und jedem deſto kennbarer ſeyn. Itzo gehört aber Uibung und ziemlich viel Erfahrung dazu, die Pferde von unterſchiedenen Ländern ſicher zu erkennen. Wir müſſen uns hierin ganz allein auf die Nachrichten verlaſſen, die wir in Reiſebeſchreibungen, in den Werken geſchickter Stallmeiſter, als der Herrn von Neukaſtel, von Garſault, de la Gueriniere und anderer, ingleichen in einigen Anmerkungen finden, die uns Herr von Pigneroles, königlicher Stallmeiſter und Oberhaupt der Akademie zu Angers, mitgetheilet.

Die ſchönſten Pferde, die man in Europa ſehen kann, ſind die arabiſchen. Sie ſind gröſſer und völliger, aber doch eben ſo wohl gebauet, als die barbariſchen. Da ſie aber in Frankreich unter die höchſt ſeltnen Erſcheinungen gehören, ſo haben die Bereiter über ihre Vollkommenheiten und Fehler keine vollſtändige Beobachtungen anſtellen können. *)

Die

*) S. Herr von Neukaſtels Reitbahn ꝛc. p. 9. §. 9. von Reizenſteins vollk. Pferdekenner ꝛc. p. 10. Ein wahrhaftes arabiſches Pferd wird über

Das Barbariſche Pferd. Tab. I.



Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.

Die barbariſche Pferde *) ſind nicht ſo ſelten. Ihr Vorzug beſteht in einem dünnen Hals und einer dünnen, aus dem Vorderroſſe zierlich hervorgewachsnen Mähne, in einem ſchönen, kleinen, gemeiniglich etwas krauſen Kopfe, ſchönen, wohlgeſtalteten Ohren, leichten und platten Schultern, dünnen und recht erhabenen Vorderroß, in kurzen und geraden Nieren, in Flanken und Ribben, die zwar eine zierliche Rundung, aber doch keinen Bauch bilden; in wohl verſteckten Hüften, einem gemeiniglich gedehnten Kreuz und etwas hoch angebrachten Schwanze; in wohlgebildeten, ſelten platten Oberſchenkeln, ſchönen, wohlgebauten, unbehaarten Unterſchenkeln; in gehörig entblößten Nerven, wohlgemachten Füßen, aber öfters etwas langen Feſſel.

Man

über 2 ja bis 3000 Piaſter geſchätzet und läuft in einem Tage wohl 80. ital. Meilen. Man hält ſie auch für ſehr gute Schwimmer und Jagdpferde. Herr von Reizenſtein hat ein ſolches auf der VIIten Tafel abgebildet.

M.

*) Dieſe werden im Neukaſtel p. 7. §. 2 ſehr gut beſchrieben und auf der VIIten Platte, unter dem Namen der ausbündigen oder das Muſter, ein Barber, Paragon, un Barbe, deutlich abgebildet.

M.

Man hat ſie zwar von allen Farben, die gewöhnlichſten aber ſind die grauen. Ihr Gang iſt ziemlich nachläßig. Es fehlt ihnen aber, wenn ſie gut bearbeitet werden, weder an Geſchwindigkeit, noch an Kräften. Ihrer Leichtigkeit wegen ſin ſie zu flüchtigen Läufern ungemein vortheilhaf zu gebrauchen. Sie ſcheinen vor andern geſchickt zu ſeyn, gute Arten von ihnen zu erziehen, und man würde noch größere Hofnungen auf ſie zu ſetzen haben, wenn ſie von größerer Taille wären. Die größten haben etwa vier Fuß, acht Zoll; ſelten daß man eines von vier Fuß und neun Zoll antrift. Indeſſen weiß man aus vielfältigen Erfahrungen, daß ſie in Frankreich, Engelland und andern Ländern Füllen zeugen, die weit größer werden, als ſie ſelbſt ſind. Unter den barbariſchen Pferden hält man diejenigen für die beſten, die aus dem Königreiche Marokko, nach ihnen aber diejenigen, die aus dem Gebirge kommen. Man ſetzet ſie weit über die türkiſchen, perſiſchen, armeniſchen und über diejenigen Pferde, welche im übrigen Theile von Mauritanien zu Hauſe gehören. Alle dieſe Pferde aus den warmen Ländern ſind mit einem kürzeren Haar, als andere bedecket.

Die türkiſchen Pferde *) zeigen lange nicht ein ſo vollkommnes Verhältniß aller Theile ihres Leibes, als die barbariſchen. Ihr Hals pflegt mehrentheils allzu mager und ſchmal, ihr Körper zu lang und ihre Schenkel gar zu dünne zu ſeyn. Dem ohnerachtet haben ſie, außer dem Vortheil eines langen Athems, viel Geſchicke zu beſchwerlichen Arbeiten. Man wird hierin nichts befremdendes finden, wenn man bedenket, daß in den warmen Ländern die Knochen der Thiere weit härter, als in kalten Himmelsſtrichen, zu ſeyn pflegen, und daß, aus dieſem Grunde, die erſtern immer kräftigere Schenkel, ob gleich dünnere Röhren, als die letztern haben.

Den ſpaniſchen Pferden **) hat man billig den zweiten Rang unmittelbar nach den barbariſchen, eingeräumet. Sie prangen mit

*) S. Neukaſtel ꝛc. l. cit. p. 9. §. 8. und die Abbild. Ibid. Tab. IX. ingleichen Herr von Reitzenſtein l. cit. Tab. VI.

M.

**) S. Neukaſtel l. cit. p. 6. und 7. §. 1. und Tab. VI. das ſtolze oder das ſpaniſche Pferd, Le Superbe Cheval d'Eſpagne. von Reitzenſtein l. cit. p. 9. und Tab. V.

M.

mit einem langen, dicken Halſe, mit ſtarken Mähnen, einem großen, zuweilen krauſen Kopfe, mit langen, aber wohlgeſtalten Ohren, feurigen Augen, einer edlen, ſtolzen Mine, dicken Schultern und breiter Bruſt. Die Nieren ſind mehrentheils etwas niedrig, die Seiten rund, oft etwas zu bauchicht. Bei den meiſten erblickt man ein rundes, breites, bei einigen etwas verlängertes Kreuz. Dabei haben ſie ſchöne, faſt unbehaarte Füße, ſauber entblößte Nerven, zuweilen, wie bei den barbariſchen Pferden, etwas zu lange Feſſeln, einen zu ſtark geſtreckten Fuß, wie bei den Mauleſeln, und öfters einen zu hohen Stral.

Die ſpaniſchen Pferde von guter Art ſind dick und wohl bei Leibe und nicht ſehr hoch. Sie unterſcheiden ſich durch die ſtarke Bewegungen in ihrem Gange, durch eine vorzügliche Geſchmeidigkeit, durch ein raſches Feuer und einen edlen Stolz. Ihr Haar iſt gemeiniglich ſchwarz oder dunkelbraun; doch findet man es auch von allerlei Farbe. Nur höchſt ſelten wird man an ihnen weiſſe Schenkel, oder Naſe, gewahr. Die Spanier haſſen dieſe Art von Zeichnung und ziehen keine Art von ſolchen Pferden. Sie dulden höchſtens nur einen Stern an der

Buff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.

Stirne und pflegen die Pferde, welche gar nichts Weißes an ſich haben, (Zains) eben ſo hoch zu ſchätzen, als wir ſie verachten. Beide Vorurtheile, ob ſie gleich einander völlig entgegen laufen, ſind vielleicht eines ſo wenig, als das andere, gegründet. Denn es giebt eben ſo wohl vortrefliche Pferde von allen Arten der Zeichnung, als prächtige Pferde, die gar keine Zeichnung haben. Kann wohl ein ſo kleiner Unterſchied auf der Haut eines Pferdes, auf irgend eine Weiſe das Werk ſeines Naturels oder ſeiner innern Leibesbeſchaffenheit ſeyn, da er wirklich von äußerlichen und noch darzu von ſo geringen Umſtänden abhänget, daß es nichts, als eine leichte Verletzung der Haut erfordert, um einen weißen Fleck hervor zu bringen. Die ſpaniſchen Pferde tragen übrigens alle, ſie mögen einfarbig oder gefleckt ſeyn, das eingebrennte Merkmal der Stuterei, woraus ſie gekommen, am rechten Vorderſchenkel. Die gewöhnlichen haben keinen ſonderlich großen Wuchs; doch pflegt man einige von 4 Fuß und neun bis zehn Zoll anzutreffen. Oberandaluſien liefert, wie man glaubt, die beſten, ob gleich nicht ſelten etwas zu langköpfige Pferde. Ihre übrigen ſeltnen Eigenſchaften ſind aber gar wohl

fähig, dieſen Fehler gänzlich zu verdunkeln. Man rühmt an ihnen vorzüglich den Muth, den Gehorſam, die Annehmlichkeit, den Stolz und eine geſchmeidige Biegſamkeit aller Glieder, worin ſie auch den barbariſchen den Vorzug ſtreitig machen. Durch dieſe ſchätzbaren Eigenſchaften haben ſie zum Kriege, zur Pracht und zur Reitbahn, ſich einen gegründeten Vorzug vor allen andern Pferden auf der Welt erworben.

Die ſchönſten engliſchen Pferde *) haben, in Anſehnng der Bildung viel Aehnlichkeit mit den arabiſchen und barbariſchen, von welchen ſie auch wirklich abſtammen. Sie haben zwar einen größern, aber wohl gemachten krauſen Kopf, längere, doch wohl geſtellte Ohren. Dieſe könnten ſchon allein ein zureichendes Merkmal abgeben, die engliſchen vor den barbariſchen Pferden zu erkennen. Im Wuchs zeigt ſich aber der Unterſchied am ſtärkſten. Die erſtern ſind vollſtützig und viel größer, als die letztern. Denn gemeiniglich pflegen die engliſchen Pferde die Höhe von 4 Fuß 10 Zoll, zuweilen wohl gar von 5 Fuß zu haben.

Sie

*) S. Neukaſtel l. cit. p. 7. 8. §. 3. Ingl. Herr von Reitzenſtein l. cit. S. 8. Tab. III

Das Englische Pferd. Tab. III.

Büff. Naturh. d. Vierſ. Thiere I. T.

Sie kommen von allen Arten von Farben und Zeichnungen vor, und ſind alle ſtark, muthig, kühn und fähig, die größten Beſchwerden zu dulden. Auf der Jagd und im Rennen machen ſie den meiſten andern den Vorzug ſtreitig. Doch fehlt ihnen der Vorzug der Annehmlichkeit und Geſchmeidigkeit. Uiberdies gehörte zu ihrer Vollkommenheit etwas weniger Härte und mehr Freiheit in den Schultern. *)

Das engliſche Pferderennen macht oft den Innhalt beluſtigender Geſpräche in Geſellſchaften aus. Es giebt wirklich in Engelland ausnehmend geſchickte Leute in dieſer Art von Ritterübungen. **) Es wird am beſten gethan ſeyn, wenn ich, um hiervon ei-

*) Allen engliſchen Pferden, ſagt Herr Kalm in ſeiner Reiſe nach dem nördlichen Amerika, ſind die Schwänze ohngefähr eine viertel Elle von der Wurzel des Schwanzes abgehauen. Als ich nach der Urſach fragte, gab man mir zur Antwort: es wäre die Gewohnheit des Landes. Allein ſollte man dieſes nicht als eine gelegentliche Urſache anſehen können, daß, da ſie alle nach der Reihe und nahe an einander angeſpannet werden, das vorhergehende Pferd, das nachfolgende nicht mit ſeinem kothigen Schwanze in die Angen ſchlagen oder ſolches ſtark beſudeln möge? M.

**) S. des Herrn von Oebſchelwitz holländ. Stallmeiſter ꝛc. Leipz. 1766.

einen Begriff zu geben, hier die ſchriftliche Erzählung eines vornehmen Mannes, deſſen ich ſchon im erſten Bande dieſes Werkes zu gedenken Gelegenheit hatte, nämlich des Mylords, Grafen von Morton, vom 18ten Februar 1748 wiederhole. „Herr Thornhill, Poſtmeiſter zu Stillton, that eine Wette, den Weg von Stillton bis nach London in fünfzehn Stunden dreimal hintereinander, oder in dieſer kurzen Zeit zweihundert und funfzehn engliſche (oder zwei und ſiebenzig franzöſiſche oder ohngefähr vier und fünfzig deutſche Meilen) auf unterſchiedenen Pferden zurück zu legen. Am 29ten April 1745 nach dem alten Stil, ritt er von Stillton ab, vollendete den erſten Ritt bis nach London in drei Stunden, ein und fünfzig Minuten, auf acht unterſchiedenen Pferden. Er nahm ſogleich den Rückweg und endigte den Weg von London bis Stillton in drei Stunden und zwei und fünfzig Minuten auf nicht mehr, als ſechs Pferden. Zur dritten Reiſe nahm er ſchon einmal gebrauchte Pferde beſtieg deren ſieben und endigte dieſen letzten Ritt in drei Stunden, neun und vierzig Minuten. Er hatte folglich nicht nur die Wette gewonnen, weil ihm fünfzehn Stunden zu dieſem dreifachen Weg eingeſtanden waren,

ſon-

ſondern ihn ſo gar viel früher, nämlich in eilf Stunden, zwei und dreißig Minuten, vollendet. Ich glaube kaum, daß in den olympiſchen Spielen jemals ein ſo ſchnelles Wettrennen, als Herr Thornhill gewonnen, vorgefallen ſeyn mag *).

*) Der Verf. der brittiſchen Zoology, Hr. Pennant, geſtehet zwar ſelbſt, Hr. von Buffon habe nichts wichtiges von dieſem edlen und ſtolzen Thiere zu ſagen übrig gelaſſen, indeſſen haben wir in Anſehung der engl. Pferde, noch unterſchiedenes gefunden, was uns einer weitern Bekanntmachung würdig ſchien. Die Arten der Pferde, ſagt Herr Pennant, welche in den unterſchiedenen Theilen von Großbrittannien angetroffen werden, ſind ſo vermiſcht, als die unterſchiedenen Familien der Einwohner. Die häufige Einführung ausländiſcher Pferde hat eine größere Anzahl unterſchiedener Arten derſelben hervorgebracht, als man irgend in einem andern Lande finden möchte. Jede dieſer Arten iſt daſelbſt, durch die gute Wartung und häufige Vermiſchungen, zu einer gewiſſen Vollkommenheit gebracht worden. Von der Geſchwindigkeit jener Pferde, welche die Engelländer zum Wettrennen brauchen, verſichert Herr Penannt, die newmarketſchen Tagebücher führten Beiſpiele von Pferden an, welche faſt in buchſtäblichem Verſtande geſchwinder waren, als der Wind. Er redet von einem damals noch wirklich vorhandenen Pferde, welches mehr als einmal einen Raum von 82 $\frac{1}{2}$ Fuß in einer Sekunde und beinahe tauſend Fuß in einer Minute durchlaufen hat.

Ehemals hatten die italiäniſchen Pferde in Anſehung der Schönheit, einen großen Vorzug vor den jetzigen; weil man, ſeit gewiſſen Jahren, die Stutereien ſehr vernachläſſiget hat. Indeſſen hat man doch nea-

Eben dieſes Pferd hat in ſechs Minuten und 40 Sekunden das geleiſtet, was man zu Newmarket eigentlich den Kreislauf nennet; oder es hat in der beſtimmten Zeit 4 Meilen weniger 400 Ruthen (die Meile 1760 Ruthen und die Ruthe 3 engl. Fuß durchrennet. Dieſe Geſchwindigkeit verhält ſich alſo, zur Geſchwindigkeit des flüchtigſten barbariſchen Pferdes, wie 4 zu 3. S. Hamb. Mag. XXI. B. p. 442. 443. Es entſpringt aber dieſe Gattung von Pferden aus Arabien, dem Vaterlande der ächteſten und edelſten Arten.

Die engliſchen Jagdpferde ſind eine Vermiſchung dieſer erſten Gattung mit einer andern, die mehr Stärke, aber weniger Geſchwindigkeit beſitzet. Dieſe Vermiſchung iſt nothwendig, weil die Strapazen der Jagd eben ſo viel Kräfte, als Hurtigkeit erfordern.

Die Engelländer haben Zugpferde von bewundernswürdiger Stärke. Man ſieht zu London Pferde, die auf einem ebenen und kurzen Platze allein 6000 Pfund fortzuſchleppen vermögend ſind, und welche die Hälfte dieſes Gewichtes, ohne ſich anzugreifen, eine beträchtliche Weite hinwegbringen würden. Die Stärke der Laſt oder Müllerpferde iſt noch viel außerordentlicher. Einige tragen wohl drei Maß, jedes wenigſtens 70 engl. Pfund ſchwer. Eine noch größere Laſt, als die kleine Gattungen von Kameelen tragen können!

Die

Das Neapolitaniſche Pferd. Tab. IV.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.

neapolitaniſche Pferde von vorzüglicher Schönheit, beſonders zum Geſpanne. *) Uiberhaupt betrachtet, beſtehet ihr Fehlerhaftes in einem großen Kopf, dicken Halſe und in einer Ungelehrigkeit, welche die Abrichtung derſelben ungemein beſchwerlich macht. Zur Entſchädigung für dieſe Fehler haben ſie uns einen vollkommnen Wuchs, einen Stolz und einen Anſtand in ihren Bewegungen anzubieten, der wenig ſeines Gleichen hat. Sie ſind alſo wegen ihres natürlichen Hanges zum Stolziren, ungemein geſchickt, Paradepferde von den Kutſchen abzugeben.

Die inländiſchen Arten engliſcher Pferde taugen gar nicht zum Kriege. Die von den Engelländern hierzu beſtimmte Pferde werden aus einer Vermiſchung der flandriſchen mit den deutſchen Arten erzeuget, welche durch Erdreich und gute Wartung verbeſſert worden. Durch den größen Ruf der engliſchen Pferde, iſt die Ausführung derſelben aus dem Lande zu einem großen Zweige der Handlung gediehen. S. Berl. Mag. I. B. S. 552. ꝛc. M.

*) Von dem neapolitaniſchen Läufer leſe und ſehe man im Herzog von Neukaſtel l. cit. p. 9. § 7. Tab. VIII. und Herrn von Reitzenſtein, l. cit. Tab. III. p. 8. M.

Der ſchöne vollſtützige Wuchs der däniſchen Pferde *) hat ihnen zu Geſpannen vor allen andern einen Vorzug verſchaffet. Vollkommen wohl gebildete Pferde trift man in Dännemark in ſehr geringer Anzahl. Den meiſten fehlt es an einer völlig regelmäßigen Bildung. Die Fehler eines dicken Halſes, großer Schultern, langer und niedriger Nieren und eines, in Vergleichung mit der Breite des Vordertheils, allzu ſchmalen Kreutzes, iſt faſt allen däniſchen Pferden eigen. Weil ſie aber alle durch ſchöne Bewegungen ſich hervorthun, ſind ſie doch überhaupt im Kriege und zu Geſpannen ſehr vortheilhaft zu gebrauchen. Man findet ſie von allen möglichen Farben. Die beſondere Farben, als Schäcken und Tiegerpferde, ſind faſt nirgends, als unter däniſchen Pferden anzutreffen. **)

Deutſch=

*) S. Neukaſtel l. c. p. 9. § 5. In Dännemark ſagt er, giebt es mehr Springer, als irgend in einem andern Theile der Welt. Cf. Herr von Reitzenſtein l. cit. p. 7. Die häufigſten kommen aus Jütland und die beſten aus der Landſchaft Tye. M.

**) Herr Halle in ſeiner Nat. Geſch. vierf. Thiere S. 230. ſagt von den däniſchen Pferden: Sie haben eine ſchöne völlige Taille, um deren Willen man ſie zum Geſpanne faſt allen andern vor=

vorziehet. Außerdem ſind ſie von dickem Halſe, ſtarken Schultern, zum Kriege und vor die Kutſchen ſehr tauglich: in Anſehung des Naturels gelaſſen, gelehrig und unerſchrocken. Sie werden aber leicht wieder verzagt. Sie wollen aufgemuntert ſeyn und geben auch geſchickte Schulpferde. „ Herr Savary beſchrei„ bet ſie im Dict. de Commerce Tit. Chevaux beinahe mit eben den Worten als Herr von Buffon. Die ausführlichſte Nachricht von ihnen findet man in Pontoppidans Nachr. von Dännemark. Kopenh 1765 4to p. 152. „Die „däniſchen Pferde haben von uralten Zeiten „her den Vorzug vor vielen andern gehabt. In der Geſchichte des wendiſchen Krieges reden die Scriptores medii aevi von den däniſchen Soldaten als von einem Volke, das ſeine größte Ehre in der Seefahrt und Reiterei ſuchte, wozu auch die Lage des Landes und gute Graſung Anleitung genug gaben. Auch Herr Vernon ſagt in ſeiner Voyage p. 542. Il n'y point de Cavallerie mieux montée et meilleure que celle de Dannemarc, "

Von den Stutereien ſagt der Prokanzler, ſie wären vor Zeiten häufiger, als jetzo geweſen, da man eingeſehen, daß der Ochſenhandel und die ſogenannten Holländereien einträglicher wären. Der Verf. verdienet über dieſen Punkt ſelbſt nachgeleſen zu werden. — In Anſehung des Haares pflegen ſie größtentheils kaſtanienbraun oder ſchwarz, zum Theil auch Apfelſchimmel, nur wenige aber gelb, fahl oder weiß zu ſeyn. Eines von den Dingen, welche die däniſchen Pferde beſonders anſehnlich machen, iſt ihr langer und vollſtändiger Schweif, welcher auch in guten Ställen nicht gekämmet, ſondern blos mit einen wollenen Lappen, des Schweißes wegen, abgetrocknet wird, und zwar eine Locke nach der andern. Vorzüglich hütet man ſich, ohne Noth ja nie ein Haar auszureißen. leg. Pontopp. M.

Deutſchland *) iſt mit ſehr ſchönen Pferden verſehen. Die ungewöhnliche Schwere und der Mangel eines ſtarken oder langen Athems pflegen ihre Hauptfehler auszumachen, ob ſie gleich meiſtentheils von türkiſchen oder arabiſchen, auch wohl ſpaniſchen und italiäniſchen Pferden abſtammen, womit man daſelbſt die Stutereien unterhält. Man kann ſie daher zur Jagd und zum geſchwinden Laufen ſo gut lange nicht, als andere gebrauchen. Die ungariſchen **) hingegen und ſiebenbürgiſchen ꝛc. Pferde ſind bei weitem nicht ſo ſchwer und als gute Läufer bekannt. Die Huſaren und Ungarn ſchlitzen ihnen die Naſenlöcher auf, und zwar, wie man glaubt, in der Abſicht, um ihnen mehr Athem zu geben und ihnen dadurch das Wiehern im Kriege zu verbieten. Denn man giebt vor, daß es Pferden mit aufgeſchlitzten Naſenlöchern unmöglich ſey, zu wiehern. Ich habe zur nähern Unterſuchung der Wahrheit dieſes Vorge-

*) Man leſe von den deutſchen Pferden den Neukaſtel l. c. p. 9. § 6. und Herr von Reitzenſt. l. c. p. 7. Tab. II. M.

**) Von den Pferden in Ungarn, Polen, der Ukräne, in der Moldau, der Wallachei, der Tartern und Kalmucken, S. Hr. von Reitzenſtein ꝛc. l. c. p. 9. M.

Das Frieſische Pferd. Tab. V.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. I. T.

gebens keine Gelegenheit gehabt: allein meines Erachtens könnte dieſes blos den Nachdruck im Wiehern ſchwächen. Man hat an den ungariſchen, kroatiſchen und polniſchen Pferden die Bemerkung gemacht, daß ſie nicht leicht ihre Zähne abnutzen und alſo von Natur darzu geneigt ſind, Beguts, oder Pferde von unkennbarem Alter vorzuſtellen. *)

Die holländiſchen Pferde ſchicken ſich beſonders gut vor die Kutſchen und ſind in Frankreich die gewöhnlichſten Kutſchenpferde. Die vorzüglichſten kommen aus der Provinz Friesland; **) doch pflegen auch die Lan-

*) Man pflegt im Franzöſiſchen, ein Pferd Begu oder Baigu zu nennen, welches die Zeichen ſeines Alters immerfort, zuweilen an allen Zähnen, behält, deſſen Alter folglich an den Zähnen gar nicht zu erkennen iſt. S. v. Garſaults Unterricht ꝛc. p. 22 und Dict. Encyclop. Tom. II. p. 585 Art. Bégu. M.

**) Da wir von den meiſten ausländiſchen Pferden in den hin und wieder angeführten Schriftſtellern gute Abbildungen angetroffen und angezeigt, von dem friſiſchen Pferd aber nirgend, als im Johnſtohn eine Zeichnung geſehen, ſo haben wir auf der 2ten Tafel die Abbildung deſſelben beifügen und unſern Leſer etwas näher mit dieſer Art bekannt machen wollen. Das friſiſche Pferd ſieht nicht ſo klug aus, als

Lande Jülich und Bergen gute Arten zu liefern. Die flanderiſche Pferde ſtehen weit unter den holländiſchen. Die meiſten von jenen ſind durch einen großen Kopf und platten Huf entſtellet. Sie bekommen leicht den wäßrigen Geſchwulſt an den Schenkeln. *) Zween weſentliche Mängel der Kutſchenpferde!

In

als das engliſche; allein es iſt in allen Fällen ungemein brauchbar. Der Herzog von Neukaſtle ſagt im angeführten Buche S. 8. es könne nicht leicht ein ander Pferd auf der Reitſchule, im Zweikampf und im Kriege nützlichere Dienſte leiſten, als ein friſiſches. Es iſt kühn, nähret ſich von allerhand Sachen, erträget eben ſo leicht Froſt, als Hitze. Es trägt ſeinen Reiter mit vielem Anſtand, iſt beherzt und ſeines Ganges gewiß. Bei aller Geſchicklichkeit in Uibungen, bei aller ſeiner Stärke und Geſchwindigkeit im Laufen, fehlt es ihm doch an der Dauer; denn es hat ſo viel Athem nicht, als ein barbariſches Pferd. Herr von Reitzenſtein l. cit. p. 8. beſchreibt ſie als die ſtärkſten, größten und beſten Kutſchenpferde, worauf man am päbſtlichen Hof jederzeit viel Koſten verwendet. Uibrigens pflegen ſie ungemein haarig, beſonders an den Füßen zu ſeyn. S. Tab. II. M.

*) Les eaux aux jambes. Dieſer Zufall äußert ſich durch eine ſtinkende Feuchtigkeit oder durch ein ſcharfes Eiter, welches, ohne die Theile anzufreſſen, durch die Oefnungen der Haut ſchwitzet und ſehr leicht in den Gliedſchwamm übergehet. Dict. Encyclop. l. VI. p. 430. Beſon-

In Frankreich hat man allerlei Arten von Pferden, die ſchönen machen aber nur die kleinſte Zahl derſelben aus. Die ſchönſten Reitpferde bekömmt man daſelbſt aus Limoſin. Dieſe haben mit den barbariſchen ziemlich viel Aehnlichkeit, und ſind auf der Jagd, wie dieſe, vortreflich zu gebrauchen; allein ihr Wachsthum geht ſehr langſam von ſtatten. Sie verlangen in ihrer Jugend außerordentlich viel Schonung und können vor dem achten Jahre nicht füglich zur Arbeit gebrauchet werden. Auch in Auvergne, in Poitou, in Morvant und Burgund fehlt es nicht an guten Kleppern. Nach Limoſin aber liefert ohnſtreitig die Normandie die ſchönſten Pferde, die zwar nicht ſo vorzüglich zur Jagd, aber ſehr wohl im Kriege zu brauchen ſind; beſonders da ſie völliger werden und ihr volles Wachthum früher erreichen. In der Niedernormandie und in Contentin ziehet man ſchöne Kutſchenpferde, die weit leichter und dauerhafter ſind, als die holländiſche Pferde. Aus Franche Comté, und Boulonis bekömmt man ſehr gute Zugpferde.

ſonders Herrn von Reitzenſteins vollkommner Pferdekenner ꝛc. Uffenheim 1764. 4to 2ter Th. p. 168 von dem Waſſer. M.

de. Allzugroße Schultern ſind eigentlich der allgemeine Fehler der franzöſiſchen Pferde; an den barbariſchen tadelt man die allzu nahe zuſammenliegende Schultern.

Dies wäre demnach die Liſte der bekannteſten Arten von Pferden. Jetzt wollen wir nur noch erzählen, was die Reiſenden von ganz fremden und weniger bekannten Pferden aufgezeichnet hinterlaſſen. Auf allen Inſeln des Archipelagus giebt es vortrefliche Pferde. Die kretiſchen Pferde *) hatten ſich bei den Alten durch ihre Behendigkeit und Geſchwindigkeit, einen groſſen Ruhm erworben. Indeſſen pflegt man ſich derſelben itzt in dieſem Lande ſelbſt nur wenig zu bedienen, weil es einen gar zu rauhen Boden und allenthalben zu viel Unebenheiten und Berge hat. Die ſchönſten Pferde dieſer Inſeln, ſogar die barbariſchen, ſind eigentlich von arabiſcher Herkunft. Die einheimiſchen Pferde des Königreiches Marokko ſind viel kleiner, als die arabiſchen, dabei aber ungemein leicht und munter. **) Herr Shaw ***) beſchreibet die

*) Man ſehe Dappers Beſchr. der Inſeln des Archipelagus (Franz. Ausg.) p. 462.

**) S. L' Afrique de Marmol. à Par. 1667. Tom. II. p. 124.

**) S. Les voyages de M. Shaw, traduits en franç.

die Vorzüge der egyptiſchen und tingitaniſchen Pferde ſehr deutlich. „Das Pferd, ſagt er, der Stolz und das unterſchei„dende Kennzeichen Numidiens iſt in den „neuern Zeiten ſehr ausgeartet; oder die „Araber haben vielmehr den Muth verlo„ren, viele Sorgfalt auf eine ſchöne Zucht „zu wenden, weil ſie alle Augenblicke in „Gefahr ſtehen, von den türkiſchen Offizie„ren beraubet zu werden. Heut zu Tage „ſtehen daher die Egyptier und Tingita„ner mit Recht allein in dem Rufe, daß „ſie die beſten Pferde zi:hen, den ſie vor „ohngefähr hundert Jahren, blos mit ih„ren Nachbaren theilen durften. Jetzo iſt „ein tüchtiges und wohl abgerichtetes bar„bariſches Pferd nicht zu Grunde zu rich„ten. Es ſteht ſtill und iſt ruhig, wenn „der Reiter abſteigt und den Zügel nach„läßt; es geht einen langſamen Schritt, „und in völligem Rennen iſt es ganz kurz „und mit leichter Mühe aufzuhalten. Die „erſte

franc. à la Haye 1748. Tom. I. p. 308. Wir haben ſeine eigne Worte, aus der deutſchen Überſetzung ſeiner Reiſe 1 Th. S. 147 hergeſetzt, weil ſie etwas ausführlicher, als Hrn. von Buffons Auszug war. M.

„erſte von dieſen Tugenden beweiſet die „Güte und Vortreflichkeit des Pferdes; die „letzte hingegen die Geſchicklichkeit und „Kunſt des Reiters. Andere Bewegungen „werden in dieſen Ländern weder geübet, „noch geſchätzet. Die Einwohner halten es „für unanſtändig, zu traben oder einen „Paß zu reiten. Doch haben die egyp„tiſchen Pferde mit Recht einen Vorzug „vor allen andern, ſowohl um ihrer „Größe als um ihrer Schönheit wil„len. Das kleinſte iſt meiſtens an ſechzehn „Fäuſte hoch, und, nach ihrer Art zu re„den, wie ein Antilop oder Gazelle geſtal„tet. Der gewöhnliche Preis des beſten „barbariſchen Pferdes iſt zwiſchen drei bis „400 Thalern." *)

Nach

*) D. Richard Pokock in ſeiner Beſchreibung des Morgenlandes, 2te Aufl. Erl. 1771. 4to p. 309 beſtätiget mit wenig Veränderungen, was Shaw von den egyptiſchen Pferden behauptet. „Die Pferde, ſagt er, ſind hier (in Egyten) „ſehr gut, beſonders die oberegyptiſchen, wel„che aus Arabien und aus Barbarien kommen. Sie haben aber dennoch einen großen Fehler, „daß nämlich ihre Hälſe gemeiniglich ſehr „kurz zu ſeyn pflegen. Die Egyptier ſchätzen „ihre Pferde, wie ihre Frauenzimmer, nach „der Größe. Sie laßen ſich ungemein gut ab„richten. Ihre vier Schenkel ſind allemal im „Stall und auf dem Felde gebunden. Es „ſcheint, als ob ſie gar nicht wüßten, daß ſie

hin

Nach Herrn Marmol *) oder vielmehr nach Leo dem Afrikaner **), welchen Marmol hier beinahe wörtlich ausgeſchrieben, ſind alle arabiſche Pferde Abkömmlinge der wilden Pferde in dem wüſten Arabien. Denn von dieſen waren in den älteſten Zeiten ſo viele Stutereien angelegt, daß endlich ganz Aſien und Afrika von Pferden wimmelte. Sie waren ſo leicht und flüchtig, daß einige von ihnen mit dem Strauß

„hinten ausſchlagen könnten. Sie haben einen „guten Schritt, traben niemals und galopi„ren ſehr geſchwinde. Sie wenden ſich ſchleu„nig und bleiben in einem Augenblick ſtehen. „Doch ſind ſie nur zu Spazierreiſen bequem. Sie „können keine ſonderlich weite Reiſen thun, und „bleiben gemeiniglich alle Stunden oder alle zwo „Stunden ſtehen, um ſich tränken zu laſſen. Man „füttert ſie ſelten und nicht mehr, als einmal des „Tages." Eben dieſes bekräftiget auch Thomſon in ſeinen Travels through Turkey in Aſia the Holy Land, Arabia, Egypt and other parts of the World, Wovon die Mannigfaltigkeiten. II. Jahr. B. 1771 p. 619 nachzuleſen. Die Urſache, warum die Vermehrung der Pferde den Iſraeliten vorbothen worden, findet man im Hamb. Mag. XXI. B. p. 295 bis 298.

M.

*) Man ſehe l'Afrique de Marmol Tom. I. *p.* 50.

**) S. Leonis Africani de Africa deſcript. Tom. II. *p.* 750. 751.

in die Wette liefen und ihm im Laufen vorkamen. Die Einwohner in den Wüſten Arabiens, ingleichen die lybiſchen Völker, ziehen eine groſse Menge ſolcher Pferde zur Jagd. Auf ihren Reiſen aber und im Streite machen ſie keinen Gebrach davon. Haben ſie Gras vorräthig, ſo ſchicken ſie ſelbige auf die Weide, im widrigen Fall machen Datteln und Kamelmilch ihre Nahrung aus. Bei dieſem Futter werden ſie kräftig und bleiben immer leicht, flüchtig und mager. Den wilden Pferden legen ſie Schlingen und eſſen ihr Fleiſch, weil nach ihrer Ausſage, junges Pferdefleiſch ein leckerhaftes Eſſen iſt. Dieſe wilde Pferde ſind viel kleiner, als die andern. Gemeiniglich haben ſie ein aſchgraues, oft auch ein weiſſes Haar, auch kurzen ſtruppichten Schwanz und Mähnen. Andere Reiſende *) haben uns mit ſonderbaren Erzählungen, von den arabiſchen Pferden unterhalten, wovon wir nur das Merkwürdigſte hier in einem Auszug beifügen wollen.

Der

*) S. Le Voyage de Mr. de la Rocque fait par ordre de Louis XIV. à Par. 1714 p. 194 &c. Hiſt. generale des Voyages. Par. 1746 Tom. II. p. 626.

Der armſeligſte unter den Arabern hält ſeine Pferde. Gemeiniglich nehmen ſie zu zu ihren Reitpferden lauter Stuten, weil ſie durch Erfahrungen belehret worden, daß dieſe weit fähiger, als die Hengſte ſind, Hunger, Durſt und Strapazen auszuhalten. Sie haben überhaupt weniger Fehlerhaftes, mehr Sanftmüthiges und nicht ſo viel Neigung zum Wiehern, als die Hengſte. Sie gewöhnen dieſe Thiere zu einer ſolchen Eintracht, daß ganze Heerden, zuweilen Tage lang, ihrem eignen Willkühr überlaſſen, zuſammen ſeyn können, ohne nach einander zu ſchlagen, oder ſich irgend etwas zuwider zu thun. Da nun die Türken ſich mehr um Hengſte bemühen, ſo verkaufen ihnen die Araber alle diejenigen, welche ſie nicht als Zuchthengſte nöthig haben. Sie wenden von langen Zeiten her unglaubliche Sorgfalt an, die Arten ihrer Pferde zu erhalten. Sie kennen ihre Abkömmlinge, ihre Verwandſchaften und ganzes Geſchlechtsregiſter. Sie bezeichnen jede Art mit einem beſondern Namen und machen drei Klaſſen aus denſelben. Zum erſten gehören die edlen Pferde, die ſich von beiden Seiten in einer unvermiſchten, reinen Art erhalten und ſich eines alten Herkommen zu rühmen haben. In die zwote bringen ſie

diejenigen, welche zwar alte gute Vorahnen zählen, aber ihr altes Geſchlechte durch eine Vermiſchung mit Stuten von unedlerer Art entehreten. Zur dritten rechnen ſie alles, was man den Pöbel von Pferden zu nennen pfleget oder alle Pferde, die nicht von Familie ſind. Die letztern verſchleudern ſie für einen geringen Preis; allein auf die edlen Pferde der erſten Klaſſe, auch auf die von der zwoten, welche den erſtern nicht viel nachgeben, werden von den Arabern unerhörte Preiſe geſetzet. Niemals laſſen ſie die Stuten des erſtern edeln Geſchlechtes von einem andern Hengſt belegen, als der mit ihnen gleichen Rang und Eigenſchaften hat. Durch Hilfe langweiliger Erfahrungen haben ſie von allen Arten der Pferde, welche ihnen und ihren Nachbarn angehören, die genaueſte Kenntniß. Name, *) Beiname, Haar und Zeichnung, alles iſt ihnen aufs pünktlichſte bekannt. Wenn es ihnen an Zuchthengſten von altem Herkommen fehlet, so erkaufen ſie einen von ihren Nachbarn zur Belegung ihrer Stuten. Die Reinigkeit ihrer Pferdegeſchlechter iſt bei ihnen ein ſo wich-

*) S. allgem. Reiſen II Th. S. 488.

wichtiger Artikel, daß eine Stute vom erſten Range nicht ohne die Gegenwart glaubwürdiger Zeugen beleget werden darf. Dieſe müſſen hernach, in Gegenwart des Sekretärs vom Emir oder anderer in öffentlichen Aemtern ſtehender Perſonen, ein unterſchriebenes und beſiegeltes Zeugniß ausſtellen, worin der Name des Hengſtes, der Stute und beiderſeitiges Ahnenregiſter aufgezeichnet wird. So bald nun das edle Füllen zur Welt kömmt, werden von neuem Zeugen beigerufen und ein anderes Zeugniß ausgefertiget, worin eine genaue Beſchreibung des neugebornen Füllens und eine richtige Anzeige des Tages ſeiner Geburt enthalten iſt. Dieſe Briefe bezeugen den hohen Werth ſolcher Pferde und müſſen den Käufern allemal überantwortet werden. Das ſchlechteſte der erſten Klaſſe wird nicht unter fünfhundert Thalern, einige ſo gar um vier, fünf bis ſechstauſend Livres verkauft.

In ſo fern die Araber, ſtatt eines Hauſes, blos ein Zelt haben, ſo muß ihnen dieſes zu gleicher Zeit ſtatt einer Wohnung und eines Stalles dienen. Stuten, Füllen, Mann, Weib, Kinder, alles liegt hier vermiſcht unter und neben einander. Oft ſieht man hier die kleine Kinder über den

den Leib, oft über den Hals der Stute oder ihres Füllens ausgeſtreckt liegen, ohne daß ihnen dieſe Thiere den mindeſten Schaden oder Beſchwerde zufügen ſollten. Sie ſcheinen, aus Beſorgniß, ihnen ein Leid anzuthun, ſich kaum die kleinſte Bewegung zu erlauben, und ſind an dieſe Vertraulichkeit mit der ganzen Familie des Zeltes dermaßen gewöhnet, daß die Kinder ungeſtört mit ihnen tändeln können, wie ſie wollen. Die Araber ſchlagen ihre Pferde niemals. Vielmehr gehen ſie ungemein liebreich mit ihnen um; ſie reden und unterhalten ſich mit ihnen, ſie pflegen und warten dieſelbe aufs angelegenſte, *) laſſen ſie faſt immer im Schritte gehen und verurſachen ihnen, ohne Noth, niemals eine Strapaze. So bald ſie aber merken, daß man ſie mit der Ecke des Steigbiegels in der Seite kützelt, ziehen ſie plötzlich aus, und rennen mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit fort. Uiber Hecken oder Zäune und Graben ſetzen ſie mit der Leichtigkeit eines Hirſches, und ſind ſo wohl abgerichtet, daß, wenn ihr Reiter ohngefähr herunter fällt, ſie auch im flüchtigſten Galop, gleich anhalten.

Die

*) S. allgemeine Reiſen. l. c.

Die arabiſchen Pferde ſind insgeſammt von mittlerem Wuchſe, ungezwungener Leibesgeſtalt und ehe mager, als fett. Die Eigenthümer putzen ſie Morgens und Abends ſo regelmäßig und mit ſo vieler Sorgfalt daß auf ihrer Haut auch nicht das mindeſte von Unreinigkeit übrig bleibet. Sie waſchen ihnen fleißig die Schenkel, Mähnen und Schweife; letztere verſchneiden ſie niemals und kämmen ſie auch nur ſelten aus, um die Haare zu ſchonen und keines davon auszureißen. Den ganzen Tag über bekommen ſie nichts zu freſſen, ſondern blos zwei oder dreimal zu ſaufen. Bei Sonnen Untergange hängen ſie ihnen einen Sack an den Kopf, worin ohngefähr ein halber Scheffel reiner Gerſte befindlich iſt. Die Nacht iſt alſo die eigentliche Futterungszeit für dieſe Pferde; daher man ihnen auch den Sack nicht eher, als des Morgens früh, wenn er ganz ausgeleeret iſt, wieder abnimmt. Im März, wenn das Gras hochgeſchoßen iſt, werden ſie auf die Weide gebracht und die Stuten zu eben der Jahreszeit beleget. Man iſt ſehr aufmerkſam darauf, ihnen, ſo bald ſie beleget ſind, gleich kalt Waſſer auf das Kreuz zu gieſſen. Wenn die Frühlingszeit vorbei iſt, holt man die Pferde von der Weide zurück

und giebt ihnen das ganze Jahr hindurch weder Gras, noch Heu, auch nur höchſt ſelten Stroh, zu freſſen. Aus Gerſte beſtehet eigentlich ihre ganze Nahrung. Wenn die Füllen ein Jahr oder achtzehn Monate alt ſind, iſt man darauf bedacht, ihnen durch Verſchneidung der Haare, zu längern und dickern Mähnen behilflich zu ſeyn. So bald ſie zwei oder höchſtens dritthalb Jahre haben, werden ſie ſchon zu Reitpferden gebraucht. Sattel und Zügel werden ihnen ehe nicht, als in dieſem Alter, angeleget. Und ſo müſſen alle arabiſche Pferde, von früh bis auf den Abend, geſattelt und gezäumet, täglich vor dem Eingang des Zeltes ſtehen. *)

Die

*) Von den Pferden der moſkowitiſchen Lande giebt uns ganz neuerlich der Herr Prof. Pallas im 1. Theil ſeiner Reiſen durch verſch. Provinzen des ruſſiſchen Reiches, Petersb 1771 4to, viel merkwürdige Nachrichten. Die jaikiſchen Koſaken, ſagt er S. 282, halten ſich beſonders nur Hornvieh, und Pferde. Beide gedeihen in dieſem warmen Landſtrich vortreflich und gelangen zu einer ſchönen Größe. Die Pferde pflegen an Muth, Stärke und Schönheit keinem ruſſiſchen Pferd etwas nachzugeben. Man hat ſie gewöhnt, ſich im Nothfall Sommer und Winter hindurch auf der Trift ſelbſt zu nähren. Faſt nur alsdann bekommen ſie Heu und beſſeres Futter, wenn man ſie zu

ſchwe-

Die Art oder die Raße dieſer Pferde hat ſich in der Barbarei, bei den Mauren und ſogar bei den Negern des Flußes Gambia und in Senegal ausgebreitet. Die Herrſchaften dortigen Landes halten ſich einige Pfer=

ſchweren Arbeiten bei der Fiſcherei nach Hauſe nimmt. Man pflegt hier kein Pferd zu beſchlagen, wodurch ſie auf dem trocknen Boden einen ſchönen und harten Huf bekommen. — Die Kalmuken, heißt es S. 314, halten durchgängig mehr Pferde, als Hornvieh, und die Stutenmilch iſt ihnen die angenehmſte, weil ſie, blos geſäuret, ſchon ſo geiſtig wird, daß zwo bis drei große Schalen wohl hinlänglich ſind, einen kleinen Rauſch zuwege zu bringen. Daher bedient man ſich im Sommer faſt allein dieſer Milch zum gemeinen Getränk und Brandwein machen. — Die Pferde der Kirgiſen ſind wenig von den kalmukiſchen unterſchieden. S. p. 397. doch pflegen ſie etwas höher von Wuchſe zu ſeyn. An Wildheit und Flüchtigkeit ſind ſie jenen gleich, und ebenfalls gewöhnt, den ganzen Winter ihr Futter unter dem Schnee hervorzuſcharren, wodurch dem übrigen Vieh zugleich das Weiden erleichtert wird. Sie vertheilen ihre Pferde in Tabunen, bei deren jeder ſie nur einen Hengſt laſſen, die übrigen Hengſtfüllen aber geſchnitten werden. Der Tabunenhengſt ſteht ſeinen Stuten ſo gut vor, als ein Hirſch, und hält ſie ordentlich beiſammen. Wenn aber eine Stute ſich entfernt, und einen fremden Hengſt zugelaſſen hat, ſoll er dieſelbe nicht mehr in ſeinem Trupp leiden. Sie werden gemeiniglich alle ſo belegt, daß die Füllen vom Februar bis in den Mai fallen.

M.

Pferde von außerordentlicher Schönheit *). Man füttert ſie ſtatt der Gerſte oder des Ha-

*) Herr Adanſon in ſeiner Voyage au Senégal, à Par. 1757 p. 160. erzählt bei Gelegenheit eines Balls, dem er ſelbſt beigewohnet, ein merkwürdiges Beiſpiel von der Geſchicklichkeit und groſſen Fähigkeiten dortiger wohl abgerichteter Pferde. „Nachdem die verſammelten Menſchen, ſagt er, ſich durch unanſtändiges Tanzen und Springen ermüdet hatten, veränderte ſich der Auftritt. Alles gieng auf die Seite, den Vornehmen und Herrſchaften der Gegend Platz zu machen. Es wurde gleich ein anſehnlicher Kreis eröfnet, in welchen dieſe auf prächtig ausgeſchmückten Pferden eindrangen. Man kann in der That nichts luſtigers ſehen, als wie dieſe ſtolze Springer in dieſem Augenblick ihre natürliche Hitze zu verläugnen wußten, um ſich nach der Abſicht des Feſtes zu bequemen. Künſtlich hoben ſie die biegſamen Schenkel, und ſetzten die Füße mit bewundernswürdiger Leichtigkeit gleichſam taktmäßig auf die Erde nieder. Alle Bewegungen ihres Körpers richteten ſich mit einer unglaublichen Genauigkeit nach dem Klange der Inſtrumente. Kurz, man konnte ſich unter ihrem ganzen Betragen nichts natürlichers denken, als einen geſchickten und richtig abgemeſſenen Tanz. Es ſchien, als ob das Feſt blos um ihrentwillen angeſtellet wäre, ſo ſtarken Antheil nahmen ſie daran, und ſo gerührt waren ſie bei dem Zuruf und lauten Beifall der gegenwärtigen Zuſchauer. Unmöglich könnte man ein herrlicheres Schauſpiel erdenken, als mir dieſe zu einem ſo ſtolzen Tanz abgerichtete Pferde gaben; beſonders da nicht leicht ein anderes den barbariſchen Pferden in Senegal an Schönheit und Feinheit gleich kömmt. Die Reuter ſelbſt trugen in der That nicht

Hafers mit geſtoßenem oder in Mehl verwandeltem türkiſchen Korn, und pfleget es, wenn man ſie gern fett ſehen will, mit etwas Milch zu vermiſchen. Sonderbar iſt es, daß man ſie in einem ſo warmen Himmelsſtrich nur ſo ſelten ſaufen läßt *). Auf einer andern Seite haben die arabiſchen Pferde ſich auch in Aegypten, in der Türkei und vielleicht auch in Perſien vermehret, wo man ehemals beträchtliche Stutereien angeleget hatte. Markus Paul **) gedenket einer Stuterei von zehntauſend weißen Stuten, und verſichert zugleich, daß

nicht wenig zur Annehmlichkeit aller dieſer Spiele bei. Sie führten ihre Pferde vortreflich an, und ließen ſie auf die geſchickteſte Weiſe alles nachmachen, was ſie vorzuſtellen Luſt hatten. Bald ſchienen ſie durch ihre geübte Bewegungen einen feindlichen Anfall, bald ein Ringelrennen, bald eine Jagd, bald einen Tanz nachzuahmen. Alle Arten geſchickter Uibungen waren vollkommen in ihrer Gewalt, und man muß geſtehen, daß hier die Pferde nicht weniger gelehrig und künſtlich, als ſchön und wohlgebauet ſind.

M.

*) S. l'Hiſtoire générale des Voyages Tom. III. p. 297.

**) S. La Deſcription géographique de l'Inde par Marc Paul, Venetien, à Par. 1566. Tom. I. p. 41. & Liv. I. p. 21.

daß in der Provinz Balaſcien ſich eine Men-
ge großer und leichter Pferde befinden, deren Hufe man wegen der vorzüglichen Härte des Horns gar nicht nöthig hätte zu beſchlagen.

Die morgenländiſchen Pferde ſind insgeſammt, wie die perſiſchen und arabiſchen, mit einem feſten Horn verſehen. Man beſchlägt ſie aber dennoch mit ganz dünnen leichten Eiſen, die man überall annageln kann. In der Türkei, in Perſien und Arabien hat man auch einerlei Art und Weiſe ſie zu warten, zu füttern, und ihren eignen Miſt unterzuſtreuen. Wenn dieſer vorhero, um ihm den Geruch zu benehmen, in der Sonne getrocknet, und zu Staube gemacht worden, ſo pfleget man ihn ungefähr vier bis fünf Zoll dick in den Stall oder in das Zelt zu ſtreuen. Eine ſolche Streue kann ſehr lange dauren; dann wann ſie von neuem unrein geworden, nimmt man ſie weg, um ihr durch ein wiederholtes Trocknen an der Sonne den üblen Geruch völlig zu benehmen.

Man hat in der Türkei arabiſche *), ungariſche und einheimiſche Pferde. Die letz-

*) S. Tournefort Voy. du Levant, à Amſt. d. 1718. Vol. II. p. 28. Es iſt nicht leicht ein Land, wo

letztern ſind ſehr ſchön und fein *); ſie zeigen ein lebhaftes Feuer, viel Geſchwindigkeit und keine geringe Annehmlichkeit; allein wegen ihrer natürlichen Weichlichkeit ſind ſie gar keiner anhaltenden Strapazen fähig. Sie freſſen wenig, erhitzen ſich leicht, und haben auf der Haut eine Art von Empfindlichkeit, welche ihnen ſogar das Reiben mit einem Striegel unerträglich machet. Sie werden dahero blos mit einer Kartetſche gebürſtet und gewaſchen. Ob man alſo gleich dieſen Pferden die Schönheit nicht abſprechen kann, ſo müſſen ſie doch, wie man leicht einſiehet, den arabiſchen, ja ſogar den perſiſchen, weit nach-

ſte-

wo die Pferde beſſer gewartet und gereinigt werden, als in der Türkei. Man füttert ſie daſelbſt mit wenig Gerſte und Hexel, wovon ihnen allemal Abends und Morgens etwas gegeben wird. Den Tag über bekommen ſie nichts, und werden dadurch zu großen Reiſen geſchickt gemacht. Denn man ſagt von den Pferden beſonders, die aus Arabien und aus den Gegenden Babylons abſtammen, daß man mit ihnen in einem Futter, ohne ſie einmal abzuzäumen, dreißig franzöſiſche Meilen zurücklegen könne. Ihre Schenkel ſind unvergleichlich, übrigens aber haben ſie weder ein ſchönes Kreuz, noch einen vorzüglichen Hals.

M.

*) S. Voyages de Mr. Dumont, à la Haye 1699. Tom. III. p. 253.

ſtehen, weil die letztern unmittelbar auf jene folgen, und nach ihnen *) in ganz Orient für die ſchönſten und beſten Pferde gehalten werden. Die Weiden der Ebenen von Medien, Perſepolis, Ardebil und Derbent ſind unvergleichlich. Auf Befehl der Regierung ziehet man daſelbſt eine ungeheure Menge von Pferden. Die meiſten ſind ſehr ſchön, und ſie können faſt alle vortreflich heißen.

Pietro della Valle **) ziehet ſogar die gemeinen perſiſchen Pferde nicht allein den italiäniſchen überhaupt, ſondern ſogar den vortreflichſten neapolitaniſchen Pferden vor. Gemeiniglich ſind ſie von einem ſehr mittelmäßigen Wuchs ***). Es giebt ſogar einige ſehr kleine ****), denen man aber deswegen nicht weniger Vorzüge, nicht weniger Stärke zutrauen darf. Indeſſen finden ſich auch Pferde genug von einem größern Wuchs,

*) S. Voyages de Thevenot. à Par. 1664. Tom. II. p. 220, ingleichen Voy. de Chardin. Amſt. 1711. Tom. II. p. 25. ꝛc. Adam Olearius Reiſebeſchreibung. Schleßw. 1671. p. 573.

**) S. Voy. de Pietro della Valle. à Rouen 1745. in 12. Tom. V. p. 284. ꝛc.

***) S. Les Voyages de Tavernier. à Rouen 1713. T. II. p. 19. 20.

****) S. Les Voy. de Thevenot. Tom. II. p. 220.

Wuchs, als die engliſche Reutpferde *). Sie haben insgeſammt einen leichten Kopf, einen feinen Hals, eine ſchmale Bruſt, wohlgemachte und gutgeſtellte Ohren, dünne Schenkel, ein ſchönes Kreuz und hartes Horn. Dabei ſind ſie gelehrig, lebhaft, leicht, kühn, muthig, und zu Duldung der größten Strapazen geſchickt. Sie laufen mit einer außerordentlichen Hurtigkeit, ohne jemals müde zu werden oder zu fallen. Sie ſind immer wohl bei Kräften und mit wenig Futter zu erhalten; denn ſie begnügen ſich mit einem Gemiſche von Hexel und Gerſte, welches man ihnen in einem Sack an den Kopf hänget. Nur im Frühjahr werden ſie etwa ſechs Wochen lang auf die Weide gebracht. Man pflegt ihnen den Schweif nie abzukürzen, und was das heiße: ein Pferd werfen, und zum Wallach machen, iſt ihnen gänzlich unbekannt. Zur nöthigen Beſchützung wider die Ungemächlichkeiten der Luft pflegt man ihnen Decken aufzulegen, und ſie mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit zu warten. Man regieret ſie ohne Sporn blos durch einen Zaum, und bereichert ſowohl die Türken, als

*) S. Les Voyages de Chardin. Tom. II. p. 25.

als vornämlich Indien, mit einer Menge ſolcher ſchönen Pferde. Alle Reiſende, welche die perſiſchen Pferde noch ſo angelegentlich rühmen, kommen dennoch genau darin überein, daß die arabiſche Pferde dieſelben ſowohl an Hurtigkeit und Muth, als an Schönheit übertreffen, und in Perſien ſelbſt weit mehr, als die ſchönſten einheimiſchen Pferde geſuchet werden.

Die Pferde, die aus Indien ſtammen, ſind von keiner ſonderlichen Güte *). Die Großen des Landes bedienen ſich lauter ausländiſcher, die aus Perſien und Arabien dahin gebracht werden **). Des Tages über=

*) S. Le Voyage de la Boullage Le — Gouz. à Par. 1657. p. 256. und Recueil de Voy. qui ont ſervi à l'Etabliſſement de la Compagnie des Indes. Amſt. 1702. T. IV. p. 424.

**) Die Vornehmen auf der Inſel Kandia, ſagt Hr. Tournefort in ſeiner Voyage du Levant Tom. I. p. 36. halten ſich lauter vollkommen ſchöne Pferde aus der Barbarei auf, welche in dieſem Lande viel älter werden, als in Frankreich, wo ſie durch die Rauhigkeit der Luft und durchs Heu gar leicht haarſchlächtig und krank werden. Die einheimiſchen Pferde dieſer Inſel ſind kleine feurige Klepper, mit einem ziemlich wohlgemachten Hals und langen Schweifen. Die meiſten haben einen ſo ſchlanken leeren Bauch, daß man kaum einen Sattel auf ihrem Rücken befeſtigen kann. Sie wiſſen in felſichten Gegenden ſo gut und ſicher fortzukommen, daß ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit auf die ſteileſten Felſen klettern. Man

übergiebt man ihnen ein wenig Heu, und Abends werden für ſie ſtatt des Hafers oder Gerſte, Erbſen mit Zucker und Butter abgekochet. Hierdurch werden ſie gut genähret, und bei guten Kräften erhalten. Ohne dieſelbe würden ſie ſehr bald ausgehen, weil ihnen der Himmelsſtrich ganz zuwider iſt. Die einheimiſchen Pferde ſind ſehr klein *). Tavernier erzählet ſogar, daß ein junger ſieben- oder achtjähriger Prinz des Mogol gemeiniglich ein kleines

Man darf nur in einer Hand den Zügel, und ſich mit der andern an den Mähnen anhalten. Von den allerfurchtbareſten Klippen, welche auf dieſer Inſel ſehr gemein ſind, ſteigen ſie mit ſehr feſtem und ſicherm Schritt herunter. Man muß ihnen nur den Willen laſſen, und ſich ihnen ganz anvertrauen. Wenn man ſich auf ſie verläßt, ſo darf man gar nicht fürchten, in Gefahr zu kommen. Sie fallen faſt niemals, wenn ſie auch mit der ſchwereſten Laſt beladen ſind. Nur wenn ihnen der Zügel nicht frei gelaſſen wird, ſtürzen ſie leicht, weil ſie dann ihren Kopf zu hoch tragen müſſen, und ihre Augen nicht auf den Weg nach ihrer Gewohnheit richten können.

M.

*) Doch verſichern Iohnſton de Quadr. p. 20. und Linnée in Fauna Suecica *p.* 16. daß die Oeländiſchen, aus einer Inſel des gothiſchen Meeres auf dem ganzen Erdboden die kleinſten wären.

M.

wohlgebautes Pferd reute, welches nicht viel größer, als ein guter Windhund wäre *). Die allzuheißen Himmelsſtriche ſcheinen den Pferden überhaupt ſehr ungünſtig zu ſeyn. Auf der Goldküſte, auf der Küſte von Juda, Guinea u. ſ. w. fallen ſie ungemein ſchlecht aus. Kopf und Hals tragen ſie daſelbſt ganz tief, wie die indianiſchen, und haben einen ſo ſchwankenden Gang, daß man fürchten muß, ſie alle Augenblicke über den Haufen fallen zu ſehen. Sie würden ſich nicht von der Stelle bewegen, wenn man ſie nicht unaufhörlich mit Schlägen ermunterte. Außerdem ſind auch die meiſten ſo niedrig, daß die Füße ihrer Reuter faſt immer an der Erde wegſtreifen **). Ferner ſind ſie ungelehrig, und faſt weiter zu nichts nutze, als zu einer Speiſe der Neger, welchen ihr Fleiſch ſo angenehm, als das Hundefleiſch, zu ſchmecken pfleget ***). Das Pferdefleiſch iſt alſo den Negern eben ſo ſchmackhaft, als den Arabern, Tartarn und Chineſern ****).

Die

*) S. Voyages de Tavernier. Tom. III. p. 334.

**) S. Hiſtoire générale des Voyages Tom. IV. p. 228,

***) S. Ebendaſelbſt p. 353.

****) S. Le Voyage de Mr. Gentil à Paris 1725. T. II. p. 24. Als eine beſondere und ganz

Die chineſiſchen Pferde haben vor den ſchlechten indianiſchen gar keinen Vorzug*). Sie ſind eben ſo ſchwach, und träge, übel gebaut und klein. In Korea wachſen ſie nicht höher, als drei Fuß. In China hat man lauter ſo ſchöne Wallache, daß man von ihnen im Kriege gar keinen Gebrauch ma-

ganz neue Merkwürdigkeit haben wir die Nachricht betrachtet, welche wir kürzlich in der Gaz. litt. de Berl. 1771. p. 333. laſen. In Engelland, heißt es daſelbſt, iſt in dieſem Jahr, auf dem Schiffe Northingthon, außer einem jungen Tiger, ein indianiſches wildes Pferd mit angekommen, das ungemein begierig nach Fleiſch, und alſo wirklich unter die fleiſchfreſſende Thiere zu rechnen iſt. Während eines Sturmes hatten beide Thiere ſich loßgeriſſen und das Pferd wirklich einen Menſcheu angefallen und aufgefreſſen. Ehe man ſih deſſelben bemächtigen konnte, war es ſchon mit einem andern Menſchen ſo weit gekommen, ihm die Kaldaunen aus dem Leibe zu reißen. Sollte dieſes nicht vielmehr eine Krankheit, eine Wuth, oder eine Schadloshaltung für die verlohrne Freiheit, als ein natürlicher Appetit geweſen ſeyn?

*) S. Les Anciennes Relations des Indes & de la Chine, trad. de l' Arabe. à Paris 1718. p. 204. Hiſt. gener. des Voyages Tom. VI. p. 492 u. 535. l'Hiſtoire de la Conquête de la Chine par Palafox. Par. 1670. p. 426.

chen kann. *) Den tartariſchen Pferden muß man eigentlich nachrühmen, daß man ihnen die Eroberung von China zu danken habe. Dieſe ſind, ob ſie gleich nur einen mittelmäßigen Wuchs haben, dennoch wirkliche Helden in ihrer Art. Ihre Vorzüge beſtehen in einer beſondern Stärke, Muth, Stolz, lebhaften Feuer, in der Leichtigkeit und einem ſehr flüchtigen Laufe. Das Horn an ihren Hufen iſt ungemein hart, aber etwas zu ſchmal; dabei haben ſie einen langen ſteifen Hals und ein wenig allzu hohe Schenkel. Dieſer Fehler ohngeachtet gehört ihnen der billige Ruhm ſehr guter brauchbarer Pferde; weil ſie gar nicht müde zu machen und unbeſchreiblich ſchnell auf den Füßen ſind. Man muß von den Tartarn ſagen, daß ſie mit ihren Pferden faſt eben ſo, wie die Araber in Geſellſchaft le-

*) Dapper und Neuhof, in ihren Geſandſchaften in das chineſiſche Reich, verſichern doch, jener S. 139, dieſer S. 347; daß in den chineſiſchen Provinzen Junnan und Suchuen bei der Stadt Po ſehr gute Pferde fallen. Sie ſind zwar, ſagen ſie, nicht hoch, aber wohl bei Leibe, ſtark, breit im Kreutze, auch ſehr tüchtig und willig zur Arbeit, ohne durch Schläge angetrieben zu werden. Wilde Pferde trifft man häufig in der Provinz Frakt auf dem Berge Holan. M.

leben. Wenn ſie kaum ſieben oder acht Monate alt ſind, fangen ſie ſchon an ihre Kinder darauf zu ſetzen, welche ſie abwechſelnd bald langſam ſpatziren reiten, bald eine Weile ſtärker laufen laſſen. Das iſt ihre Art, ſie nach und nach abzurichten. Sie bekommen dabei ungemein wenig zu freſſen. Ehe ſie aber ſolche zum Rennen beſteigen, pflegen ſie ihnen am wenigſten ſechs auch wohl ſieben Jahre Zeit zu geben. Hernach aber müſſen ſie unglaubliche Strapazen ausſtehen. *) Man läßt ſie wohl zwei bis drei Tage ohne Unterlaß fortlaufen, vier oder fünf Tage leben, ohne ſie mit etwas anders, als alle acht Stunden mit einer Handvoll Gras, zu füttern, oder ihnen unter vier und zwanzig Stunden etwas zu ſaufen anzubiethen. Eben dieſe Pferde, die in ihrem Vaterlande nicht blos dem Scheine nach, ſondern in der That ſehr dauerhaft und ſo gut bei Kräften ſind, gehen gänzlich ein, ſobald ſie nach China oder nach Indien gebracht werden; deſto beſſer

*) S. Palafox l. c. p. 425. Recueil des Voyages du Nord. à Rouen 1716. Tom. III. p. 156. Tavernier l. c. T. I. p. 472. &c. Hiſt. générale des Voyages Tom. IV. p. 603. Tom. VII. p. 214.

aber pflegen ſie in der Türkei fortzukommen. Die kleinen Tartarn haben auch eine Art kleiner Pferde, welche ſie dermaſſen in Ehren halten, daß es nie erlaubt wird, ein einziges an Fremde zu verkaufen. Uiberhaupt entdecket man an dieſen alle die guten und ſchlechten Eigenſchaften, die an den Pferden der großen Tartarei beobachtet werden, zum ſichern Beweis, wie groß der Einfluß gleicher Sitten und ähnlicher Zucht auf die natürliche Beſchaffenheit und auf das gewöhnliche Betragen dieſer Thiere ſey.

In Cirkaßien und Mingrelien hält man ebenfalls eine Menge Pferde, die an Schönheit noch die tartariſchen übertreffen. Auch liefern die Ukräne, die Wallachei, Polen und Schweden ganz artige Pferde, von deren Eigenſchaften und Fehlern uns aber keine beſondere Nachrichten und Beobachtungen bekannt ſind.

Will man die Alten über die Natur und Eigenſchaften der Pferde zu Rathe ziehen; ſo wird man finden *), daß die griechiſchen, beſon-

*) S. Aldrov. Hiſt. Nat. de ſolipedibus. p. 48 — 63.

beſonders die theſſaliſchen und epiriſchen Pferde ſehr berühmt und im Kriege ſehr wohl zu brauchen; daß die Pferde von Achaja unter den bekannten die größten, die ſchönſten aber, unter allen in Egypten anzutreffen wären. In dieſem Reich herrſchte der Uiberfluß an ſchönen Pferden. Hier ließ auch Salomo die ſeinigen um einen hohen Preis einkaufen. Ferner werden die Alten uns lehren, daß in Aethiopien die Pferde, wegen der allzuſtrengen Hitze des Himmelsſtriches nicht gut fortkommen, daß Arabien und Afrika das eigentliche Vaterland ſolcher Pferde war, welche in Anſehung ihres ſchönen Baues, beſonders ihrer Tüchtigkeit zum Reiten und zum ſchnellen Lauf in vorzüglicher Achtung ſtanden; daß es in Sicilien, Kappadocien *), Syrien, Armenien, Medien und Perſien vortrefliche Pferde gab, die wegen ihrer Geſchwindigkeit

*) Oppian hat angemerkt, daß die kappadociſchen Pferde in der Jugend ungemein ſchwach ſind, daß aber dieſe, je älter ſie werden, deſto ſchneller laufen können. S. Oppiani Lib. I. Cynoget. V. 201. Menagiana Tom. III. Neue Anmerk. über alle Theile der Naturl. Tom. III. p. 542. M.

und Leichtigkeit ſehr empfohlen zu werden verdienten; daß die Pferde aus Sardinien und Korſika zwar klein, aber lebhaft und muthig waren; daß die ſpaniſchen den parthiſchen gleich kamen und im Krieg erwünſchte Dienſte leiſteten; daß es auch in Siebenbürgen und Wallachei Pferde mit leichtem Kopf, großen, bis an die Erde herabhangenden Mähnen und einem dicken Schweife gab, die ſich durch einen ſchnellen Lauf beliebt machten; daß man die däniſchen für wohlgebaute Pferde und gute Springer hielt; daß die ſchwediſchen *) und norwegiſchen **) zwar klein, aber ſehr wohl ge-

*) Hoſpitantur interdum ſponté in Scania & Gothlandia; communiter cicur Linn. Fauna Suec. 1761 p. 16. Die gewöhnlichen oelandiſchen Pferde ſind zwar nur kleine Klepper, welche ſehr geſchwind und auf dem bloßen Felſen fortlaufen, ohne auszugleiten oder anzuſtoßen; doch ſind ſie viel größer, als die ganz kleine Art, welche man eigentlich oeländiſche Pferde nennet. S. Hrn. v. Linné Reiſen nach Oeland und Gothland. Halle, 1764. p. 136. In Gothland werden auch wilde Pferde eingefangen. S. Ebend. p. 248. M.

**) Die norwegiſchen Pferde ſind, wie der Biſchof Erich Pantoppidan in ſeinem Verſuch einer Natürl. Hiſt. von Norwegen II Th. Kopenh.

gebildet und flüchtig waren; daß die flanderiſchen den Ruf einer vorzüglichen Stärke hatten; daß die Gallier den Römern gute Reit- und Laſtpferde lieferten; daß die deutſchen Pferde, wegen ihres ſchlechten Baues und untauglicher Eigenſchaften, gar nicht gebraucht wurden; daß die Schweitzer viel gute, zum Kriege taugliche Pferde hatten; daß auch die ungariſchen unter die guten Pfer-

penh. 1754 8vo p. 4. verſichert, auch in Dännemark nicht unbekannt, wohin ſie zuweilen, als eine Seltenheit gebracht werden, vornämlich wegen ihrer zierlichen Geſtalt und Stärke, ob ſie gleich mehrentheils nur klein ausfallen. Sie ſind wohlgeſtaltet, völlig und rund, am allerbeſten und größten aber in Guldbrandsdal, Surendal und Lärdal. Sie werden alle von Bauern ernähret und auferzogen, und nirgend giebt es hier Stutereien. Von Farbe ſind die meiſten entweder gelb, mit ſchwarzen Einfaſſungen, nebſt einem ſchwarzen Strich auf den Rücken, oder auch braun, grau oder mauſefahl. Von ganz ſchwarzen ſieht man unter fünfzig Stücken kaum eines. Man kann ſie mit ſehr mäßiger Fütterung abſpeiſen, und ſind eben ſo völlig und gut, als andere Pferde bei viel beßerem Futter. Hafer bekömmt ein Bauernpferd faſt gar nicht zu koſten, und doch iſt es, bei bloßem Heu, ganz leicht auf den Füßen. — Auch ſind ſie nicht ſo vielen Krankheiten, als in andern Ländern unterworfen. Weil es hier nicht gewöhnlich, ſie ſchneiden zu laſſen, ſo haben ſie Muth, Stärke und Munter-

Pferde gehöreten, und daß endlich die indianiſchen Pferde ſehr klein und eben ſo ſchwächlich waren.

Aus

terkeit, vor allen Wallachen, die hier Greiker heißen, voraus. — Zum Reiten ſind die norwegiſchen Pferde beſſer, als vor den Wagen. Ihr Gang iſt leicht, munter und ſpielend; ihr Tritt ſicher und gewiß. Eine nothwendige Eigenſchaft derſelben, in den beſchwerlichen Wegen, worauf die beſten däniſchen Pferde nicht weit kommen würden, ohne den Reiter und ſich ſelbſt in Lebensgefahr zu ſetzen! Man muß ihnen auf ſteilen Felſentreppen ganz allein ihren Willen laſſen. Sie forſchen die Sicherheit jedes Trittes mit größter Behutſamkeit und Vorſicht aus. An allzuſteilen und glatten Orten glitſchen ſie behutſam herunter, wenn ſie vorher die Hinterſchenkel einwärts unter den Leib geſchoben. Ihren Muth beweiſen ſie in Gefechten mit Wölfen und Bären. Wenn ein Pferd einen Bär wittert und es hat Stuten oder Füllen bei ſich, ſo jagt es dieſe hinter ſich zuſammen und greift alsdann ſeinen Feind mit den Vorderfüßen an, die es, als ein Paar Trommelſtöcke, brauchet, um damit zu ſchlagen. Es behält auch gemeiniglich die Oberhand; will es aber mit ſeinen Hinterbeinen ausſchlagen, ſo iſt es gemeiniglich verloren. Der Bär ſpringt alsdann aufs Pferd und hält ſich auf ſeinem Rücken feſt, welches dann mit dieſem gefährlichen Reiter fortlaufen muß, bis es endlich, wenn es ſich verblutet hat, zu Boden ſtürzt.

Herr Ant. Rohland Martin ſagt im XXIV. Th. der Schwed. akademiſchen Abh. aufs Jahr 1765. p. 45 die nordiſchen Pferde wachſen zwar nicht

Aus allen angeführten Umſtänden iſt begreiflich, daß die arabiſchen Pferde zu allen Zeiten, ſowohl in Anſehung ihrer Schönheit, als ihrer Nutzbarkeit, den Vorzug vor allen Pferden in der Welt behauptet haben; daß folglich denenjenigen, welche man entweder unmittelbar oder mittelbar von den Barbaren erhält, in Europa, in Aſien und Afrika der erſte Rang gebühret; daß ferner der arabiſche vielleicht allein der wahre Himmelsſtrich für die Pferde und der beſte unter allen iſt, weil man daſelbſt, anſtatt die einheimiſchen Arten mit fremden zu vermiſchen, jene vielmehr mit größter Sorgfalt in ihrer urſprünglichen Reinigkeit zu erhalten ſuchet, und daß allerdings, wenn auch dieſer Himmelsſtrich nicht unter allen der beſte für die Pferde wäre, die Araber ihm doch durch die von je her angewendete Bemühung, die Arten zu veredlen, indem ſie allemal nur die wohl-

nicht groß, ſie ſind aber wegen ihrer Härte, Lebhaftigkeit und Stärke berühmt; vermuthlich weil der Herr der Natur auf die Alpen und andere Berge, um keine Stelle des Erdbodens ungenutzt zu laſſen, ſolche Kräuter gepflanzet hat, welche ſich am beſten zum Futter und Fortkommen des Viehes ſchicken.

wohlgebauteſten Pferde vom erſten Range zuſammen brachten, dieſen Vorzug beſonders eigen gemacht haben. Durch dieſen ſorgfältigen Fleiß, den ſie unermüdet ganze Jahrhunderte fortſetzten, konnten ſie freilich die Arten zu einer größern Vollkommenheit bringen, als die Natur allein in den beſten Himmelsſtrichen würde gethan haben. Es läßt ſich hieraus ferner ſchlieſſen, daß die mehr warme, als kalte Himmelsſtriche, beſonders trockne Länder, allerdings der Natur dieſer Thiere am angemeſſenſten ſind; daß die kleinen Pferde überhaupt einen Vorzug vor den größern verdienen, daß eine ſorgfältige Wartung allen Pferden eben ſo unentbehrlich, als die Nahrung iſt, und daß man bei ihnen mit Gelindigkeit und Liebkoſungen vielmehr ausrichten kann, als mit Gewalt und Schlägen; daß die Pferde in warmen Ländern weit feſtere Knochen, härteres Horn und ſtärkere Muſkeln, als in unſern Himmelsſtrichen bekommen; daß ihnen zwar die Wärme zuträglicher, als die Kälte, daß aber dennoch eine übermäßige Hitze ihnen allemal nachtheilig ſey; daß ihnen große Kälte größern Schaden zufüget, und daß ihr Betragen und ganzes Naturel faſt lediglich vom Himmelsſtrich, von der Nah-

rung, von der auf ſie verwendeten Sorgfalt und Erziehung abhänget.

In Perſien, Arabien und vielen andern morgenländiſchen Oertern, hält man gar nichts von der in Europa und China durchgängig eingeführten Gewohnheit, Pferde zu wallachen. Man vermindert freilich dadurch ihre Kraft, ihren Muth und ihren Stolz u. ſ. w. allein ſie gewinnen auf der andern Seite faſt eben ſo viel an Gelaſſenheit, Sanftmuth und Gelehrigkeit. Wenn man die Operazion vornehmen will, bindet man ihnen die Schenkel mit Stricken zuſammen, wirft ſie auf den Rücken, öfnet mit einem Biſtouri die Behältniſſe der Hoden und nimmt dieſe heraus; alsdann ſchneidet man, mit den daran liegenden Gefäßen zugleich, die Bänder durch, womit ſie befeſtiget ſind. Wenn man alles Nöthige herausgenommen hat, verſchließet man die Wunde. Man träget hernach Sorge, das Pferd, einen halben Monat hindurch zweimal des Tages zu baden, oder ſelbiges mit friſchem Waſſer zu waſchen und es dann, zur Erfriſchung, eine Zeit lang mit Kleien zu füttern, die man in vielem Waſſer eingerühret hat. Die Operazion ſelbſt muß im Frühling oder im Herbſte geſchehen, weil große Wärme dabei

bei eben ſo viel Schaden thut, als große Kälte. In Anſehung des Alters, worin man ſie vornehmen ſoll, herrſcht noch hier und da einige Verſchiedenheit. Es giebt Provinzen, wo man, ſobald ſich die Hoden von außen zeigen, die Pferde wallachet, wenn ſie kaum über ein Jahr oder achtzehn Monate alt ſind. Allein das Gewöhnlichſte und Vernünftigſte iſt, ſie nicht ehe zu wallachen, bis ſie ein Alter von zwei oder drei Jahren erreichet haben. Wollte man es noch ſpäter thun, ſo würde ihnen hernach zu viel von den Eigenſchaften der Männlichkeit übrig bleiben. Plinius *) verſichert, daß ein Pferd, wenn es vor dem Ausfallen der Milchzähne gewallachet wird, nachhero dieſe Zähne nie verliere. Ich hatte Gelegenheit, die Sache näher zu unterſuchen und fand ſie gänzlich erdichtet. Die Milchzähne pflegen bei jungen Wallachen eben ſo gut, als bei jungen Hengſten auszufallen. Die Alten haben dieſe Vermuthung ohnfehlbar nur aus der Aehnlichkeit geſchöpfet, weil ſie wußten, daß Hirſche, Rehböcke u. ſ. w. ihre Geweihe wirklich nicht abwerfen, wenn ſie geſchnitten ſind.

Uibri-

*) Hiſt. Nat. in 8tav. Par. 1685. Tom. II, L. II. § LXXIV. p. 558.

Uibrigens kann zwar ein Wallach nicht mehr ſeines Gleichen hervorbringen, man weiß aber doch Beiſpiele, daß ſie noch zuweilen Stuten beſprungen haben.

Die Pferde, von welchem Haar ſie auch ſeyn mögen, haben mit allen behaarten Thieren den Umſtand gemein, daß ihnen alle Jahre gewiß einmal die Haare ausfallen. Sie hären ſich mehrentheils im Frühling, zuweilen auch im Herbſte. Man bemerket an ihnen, daß ſie alsdann kraftloſer ſind, als zu andern Jahreszeiten. In dieſen Umſtänden müſſen ſie nach Möglichkeit geſchonet, beſſer abgewartet und reichlicher gefüttert werden. Es giebt ſogar Pferde, welche das Horn ablegen. Beſonders trägt ſich dieſes bei ſolchen Pferden zu, welche in feuchten, moraſtigen Ländern, wie z. B. Holland iſt, erzogen worden.

Das Wiehern höret man von Wallachen und Stuten viel ſeltner, als von Hengſten, die auch eine weit vollere und tiefere Stimme, als jene haben. Uiberhaupt laſſen ſich fünferlei Arten des Wieherns unterſcheiden, deren Abänderungen durch die unterſchiedenen Leidenſchaften beſtimmt wer-

den. *) Bei dem freudigen Wiehern ertönet die Stimme ziemlich lange; ſie ſteigt und verliert ſich in höhern Tönen, das Pferd pfleget zugleich auszuſchlagen, aber nicht heftig und mehr aus Muthwillen, als in der Abſicht, Schaden zu thun. Bei dem Wiehern aus Verlangen, entweder nach einer Stute oder ſonſt nach etwas, ſchlägt ein Pferd nicht aus, die Stimme läßt ſich dabei lange hören und endiget ſich in tiefern Tönen. Das zornige Wiehern, wobei das Pferd gefährlich ausſchlägt und um ſich hauet, wird in einem hohen Ton ſehr kurz abgebrochen. Das furchtſame Wiehern, wobei das Pferd ebenfalls ausſchlägt, währet nicht länger, als das zornige. Es geſchieht mit einer tiefen, rauhen Stimme, welche faſt gänzlich durch die Naſe heraus zu gehen ſcheinet. Beinahe gleicht es dem Brüllen eines Löwen. Das ſchmerzliche Wiehern iſt mehr ein Stöhnen oder Schnarchen, welches mit einer tiefen Stimme, nach den Abwechslungen des Aus- und Einath-

*) S. Cardanus de rerum varietate Lib. VII. c. 32. Conf. Recherches ſur les organes de la voix des Quadrupedes & de celle des oiſeaux. (Beſond. vom Wiehern der Pferde) in den Mem. de l'Acad. Roy. des Sc. de Par. 1758 & Bibl. des Scienc. T. X. p. 265. M.

athmens, abſatzweiſe geſchiehet. Uiberdies hat man die Pferde, welche, beſonders aus Muthwillen oder Verlangen, oft wiehern, immer als die beſten und edelmüthigſten gefunden. Die Stimme der Hengſte tönt viel ſtärker, als der Wallachen und Stuten. Von der Geburt an übertrift ein Hengſtfüllen das Mutterfüllen an Stärke der Stimme. Nach zweien oder nach dritthalb Jahren bekömmt die Stimme der Pferde, wenn ſie mannbar ſind, bei Hengſt- und Mutterfüllen, wie bei den Menſchen und bei den mehreſten Thieren, eine vorzüglichere Stärke und Tiefe. Wenn Brunſt, Verlangen und Begierden ein Pferd beleben, weiſet es die Zähne, als ob es lachte. Das thut es auch, wenn es zornig iſt und beißen will. Zuweilen ſtreckt es die Zunge aus, um zu lecken; aber lange nicht ſo oft, als der Ochſe. Obgleich dieſer bei allen Liebkoſungen weit unempfindlicher iſt, ſo lecket er doch weit öfter, als das Pferd, welches eine üble Begegnung weit länger merket und viel eher ſtutzig wird, als ein Ochſe. Das hitzige und muthige Naturell eines Pferdes ſtrenget gleich anfänglich alle Kräfte willig zur Arbeit an; wird es aber gewahr, daß man es übertreiben will, ſo wird es trotzig und hals-

halsſtarrig. Der Ochſe hingegen iſt von Natur langſam und träge. Da er ſeine Kräfte nicht gleich zur Arbeit aufbietet, ſo läßt er ſich es ehe gefallen, darzu angetrieben zu werden.

Der Schlaf iſt bei Pferden ungleich kürzer, als bei den Menſchen. Ein geſundes Pferd wird ſelten zwo bis drei Stunden hintereinander liegen bleiben. Es erhebt ſich alsdann wiederum zu freſſen, und es muß außerordentlich ermüdet ſeyn, wenn es alsdann ſich noch einmal niederlegen ſoll. Im Ganzen aber pflegt es Tag und Nacht hindurch höchſtens nicht über drei oder vier Stunden zu ruhen. Es giebt unter ihnen ſogar einige, die ſich niemals legen, ſondern beſtändig im Stehen ſchlafen. Das thun auch zuweilen diejenigen, die ſich ſonſt wohl abwechſelnd zu legen pflegen. Von den Wallachen hat man angemerkt, daß ihre Neignng zu einem öftern und anhaltenden Schlafe weit größer, als bei den Hengſten, ſey.

Die Art wie die vierfüßigen Thiere ſaufen, iſt bei ihnen ſehr unterſchieden; doch können ſie alle das ihnen zukommende Getränke nicht anders, als mit dem Kopfe aufſuchen. Die Affen, der Maki und wenig andere Thiere ſind hier auszunehmen, weil

weil ſie mit Händen verſehen und alſo fähig ſind, eben ſo, wie die Menſchen, zu trinken, wenn man ihnen ein Gefäß giebt, womit ſie umzugehen wiſſen. Denn dieſes bringen ſie an ihr Maul, neigen es, gießen das Getränke aus und ſaufen es blos durch eine Bewegung des Schlundes. Das iſt gerade die Art, wie der Menſch gemeiniglich zu trinken pflegt, weil es in der That für ihn die bequemſte zu ſeyn ſcheinet. Indeſſen kann er ſeinen Durſt noch auf vielerlei Art befriedigen, wenn er nämlich die Lippen ganz nahe zuſammen bringet und das Getränke ſaugend einſchlurft; oder wenn er Mund und Naſe ſo tief ins Getränke ſtecket, daß die Zunge ganz damit umgeben wird, und keine andere Bewegung machen darf, als die zum Schlucken eigentlich gehöret; oder wenn er gleichſam das Getränke mit den Lippen beißt, oder wenn er endlich, ob ihm dieſes gleich ſaurer werden muß, erſt die herausgeſtreckte Zunge breit machte, und folglich gleichſam eine kleine Schaufel bildet, wodurch etwas von einem Getränke in den Mund gebracht werden kann. Auch den vierfüßigen Thieren wäre es möglich, auf mancherlei Art ihr Getränke zu ſich zu nehmen; ſie wählen aber, wie die Menſchen, die bequemſte,

die ſie auch beſtändig beibehalten. Der Hund iſt mit einem ſehr weit ofnen Maul und einer langen dünnen Zunge verſehen, womit er ſein Getränke aufleckt, indem er eine große Schaufel mit ſeiner Zunge bildet, die ſich, bei jedesmaligem Ausſtrecken, erfüllet, und ihm einen hinlänglichen Vorrath vom Getränke zuführet. Er ſtecket nicht gern die Naſe in das Getränke, und ziehet die beſchriebene allen übrigen Arten zu ſaufen vor. Das Pferd hingegen hat ein kleiner Maul und eine zu dicke und zu kurze Zunge, um daraus ein Schaufel machen zu können. Außerdem ſauft es viel begieriger als es frißt. Es hänget Maul und Naſe hurtig und tief ins Waſſer und nimmt ſo viel, durch eine bloße Bewegung des Schlundes, zu ſich, als zur völligen Befriedigung ſeines Durſtes erfordert wird. Allein dadurch iſt es auch genöthiget, alles in einem Athem zu ſaufen, da hingegen der Hund, indem er leckend ſäuft, nach eignem Gutdünken darzwiſchen athmen kann. Daher muß man auch den Pferden die Freiheit laſſen, zu verſchiedenen malen im Trunk abzuſetzen, beſonders wenn es von einer vorhergegangenen ſtarken Bewegung noch einen kurzen und beklemmten Athem hat. Allzu

kaltes Waſſer iſt ihnen ſchädlich. Ohne die Leibſchmerzen in Erwägung zu ziehen, die oft vom Genuße des kalten Waſſers entſtehen, kann es auch gar leicht geſchehen, daß ſie ſich die Naſe, welche ſie allemal in ihren Trank mit eintauchen, ſtark erkälten, ſich einen Schnupfen und wohl gar einen Anſatz der fürchterlichſten Krankheit dieſer Thiere zuziehen, die ſchon längſt unter dem Namen: der Rotz der Pferde, bekannt iſt; denn ſeit kurzem iſt erwieſen worden, daß der Sitz des Rotzes in der Schleimhaut ſey *), daß er folglich blos für eine Art des Schnupfens zu halten und in der Folge

 ge

*) Herr de la Foße, königl. Stallmeiſter hat zuerſt gezeiget, das der eigentliche Sitz des Rotzes in der Schleimhaut ſey, und hat einen Verſuch gemacht, rotzige Pferde durchs Trepaniren zu heilen. A. d. Verf.

Man kann hierüber aus den Abhandlungen, die von dieſer Krankheit in den bald anzuführenden Roßarzneibüchern, vorkommen, beſonders nachleſen: Diſſertation ſur la Morve, en forme de Memoire preſenté au mois d' Avril 1767. par Mr. la Foſſe, le fils à Par. 12. ingleichen Herrn de la Foße, Roßarztes zu Paris, Abhandlung von dem wahren Sitz des Rotzes bei den Pferden und den Mitteln, dieſe Krankheit zu heilen; aus dem Franzöſ. überſetzt, mit Anmerkungen und einen doppelten Anhange, auch eines ſichern Mittels wider das Ver-

ge gar wohl fähig ſey, dieſe Haut ſtark zu entzünden. Außerdem ſagen die Reiſenden, die mit großer Ausführlichkeit von den Pferdekrankheiten in den warmen Ländern, als

Verſchlagen der Pferde von Dan. Gottf. Schreber. Frankf. u. Leipz. 1754. 8vo. Eine andere Abh. des Herrn de la Foße iſt unter folgendem Titel bekannt: Obſervationes & decouvertes faites ſur des Chevaux avec une nouvelle pratique ſur la Ferrure, par le Sieur la Foſſe, Marech. des petites Ecuries du Roy. Avec Fig. à Paris 1754. pag. 125 8vo. Der ganze Traktat iſt in Hrn. D. Dan. G. Schrebers Sammlung unterſchiedener Schriften, welche in die ökonom. Polizei- und Kameral- auch andere Wiſſenſchaften einſchlagen. Halle 1759 IV Th. von S. 241 ꝛc. enthalten. S. 294 und 351 — 375 wird ebenfalls vom Rotz der Pferde gehandelt. Außerdem könnte bei dieſer Gelegenheit noch in den geſellſchaftlichen Erzählungen ꝛc. Hamb. 1753. IV Theil p. 49 ꝛc. von eben dieſer Krankheit und im III. B. oder 23ten St. der phyſikal. Beluſtigungen p. 942. ꝛc. die Methode nachgeſchlagen werden, wie dieſe Krankheit mit verſüßtem Queckſilber durch einen Speichelfluß zu heilen ſey? S. Abhandl. vom Rotz der Pferde in Malouins Erfahr. von der Rotzkrankheit der Pferde, in der deutſchen Uiberſ des geſchickten Viehhirten vom Herrn Boutrolle. Wittenb. 1771. 8vo. S. 89 u. 103—131. Beſonders des Herrn von Saunier vollſt. Kenntniß der Pferde ꝛc. Anhang. I. Hauptſt. vom Rotze p. 244. it. des Herrn v. Sinds neu erfundnes Mittel wider dieſe Krankheit iſt in den Frankf. neuen Ausz. 3. Th. p. 161 — 172 ausführlich beſchrieben. M.

als in Arabien, Perſien, in der Barbarei, gehandelt, gar nichts davon, ob der Rotz daſelbſt eben ſo häufig, als in kalten Himmelsſtrichen, vorkomme. Ich glaube daher mit Recht muthmaßen zu können, daß die Kälte des Waſſers eine von den vorzüglichſten Urſachen dieſer Krankheit ſey, weil dieſe Thiere beim Saufen die Naſe ins Waſſer ſtecken und ihre Naſenlöcher lange darinne laſſen müſſen. Dieſem Uibel würde man alſo vorbauen, wenn man ihnen niemals kalt Waſſer zu ſaufen gäbe und ihnen, wenn ſie geſoffen haben, die Naſenlöcher wohl abtrocknete. Weil die Eſel die Kälte weit mehr, als die Pferde ſcheuen, haben ſie, ob ſie gleich, in Anſehung des innern Baues ungemein ſehr mit ihnen überein kommen, dennoch bei weitem nicht einen ſo großen Hang zum Rotze; vielleicht blos darum, weil ſie anders ſaufen als die Pferde; denn ſie pflegen weder das Maul, noch die Naſe tief ins Waſſer zu tauchen, ſondern daſſelbe faſt blos mit den Lefzen zu berühren.

Von den andern Krankheiten der Pferde will ich hier nicht ausdrücklich reden. Wenn ich der Geſchichte jedes Thieres zugleich die Geſchichte ſeiner Krankheiten beifügen wollte, wie ſehr müßte ich den ohnehin ſchon

 gro=

groſsen Umfang der Naturgeſchichte dadurch erweitern! *) Indeſſen kann ich die Geſchichte des Pferdes nicht wohl beſchließen, ohne vorher ein ernſtliches Mitleiden darüber zu

*) Ob man gleich in der natürlichen Geſchichte der Thiere ſo wenig die Kunſt, ſie zahm zu machen und abzurichten, als mancherlei Arten ihrer Zufälle und der beßten Heilungsmethoden ausführlich anzeigen kann, ohne ſich in unbeſchreibliche Weitläuftigkeiten einzulaſſen, ſo halten wir es doch nicht für unſchicklich, den Leſern einige von den neuern Schriften anzudeuten, in welchen ſie von den Pferdekrankheiten und ihren Kuren hinlänglichen Unterricht antreffen können. Die beßten Werke haben wir mit einem (*) bezeichnet, und im IV Bande der Berl. Sammlung ihren Werth oder Unwerth etwas näher zu beſtimmen geſuchet.

1) Bewährtes und approbirtes Roßarzneibuch, J. V. V. N. P. C. Wolfenb. 1716. 8vo.

2) Fuchſens aufrichtiger Roßarzt. Leipz. 1733. 8vo.

*) 3) Dionyſ. Robertſons, Pferdearzneikunſt oder Unterricht, die Gebrechen der Pferde aus dem Grunde zu heilen. Nebſt einer Abhandl. wie die Fohlen und Jagdpferde zu traktiren? mit K. Frf. 1753. und 1770. 8vo.

4) Nach-

zu bezeugen, daß die Geſundheit des nütz-
lichſten und koſtbarſten Thieres faſt gänzlich
der

4) Nachrichters nützlich und aufrichtiges
Pferd und Roßarzneibuch 12 Tübin-
gen 1760.

5) Anonymi wohl verſichtiger Pferdearzt,
oder bewährte Hilfsmittel wider die
Krankheiten derſelb. Schwabach 1766.
8vo.

*) 6) Medicine des Chevaux à l'uſage
des Laboureurs &c. à Par. 1763. in
12. 280. p. v. Journ. des Sçav 64.
Fevr. p. 565.

*) 7) D. Heinr. Brackens verbeſſerte Roß-
arzneikunſt ꝛc. nebſt verſch. Anmerkun-
gen, die Wahl und Wartung der
Pferde betreffend. Nach der 7ten
Aufl. a. d. Engl. überſetzt. Altenb.
1758. 8vo.

*) 8) Wolf Ehrenfr. v. Reitzenſteins voll-
kommner Pferdekenner I. II. Th. Uf-
fenheim 1764. 4to. NB. der ganze
2te Theil handelt auf eine ſehr unter-
richtende Art, blos von den Krank-
heiten der Pferde.

*) 9) La parfaite connoiſſance des che-
vaux &c. par Jean de Saunier, don-
née

der Beſorgung unverſtändiger, unwiſſender und ungelehrter Leute überlaſſen worden. Die

née au public par ſon fils Gaſpard de Saunier à la Haye. 1734. Fol. avec Fig. Hiervon hat man eine deutſche Uiberſetzung unter folgendem Titel. Vollſtändige Erkenntniß von Pferden, deren Zergliederung, guten und böſen Eigenſchaften, Krankheiten und dawider dienlichen Mitteln. Von Jo. v. Saunier abgefaſſet, von deſſen Sohn Kaſpar von Saunier herausgegeben, überſetzt mit Vorrede und Anhang begleitet von Chr. Heinr. Wilken. Leipz. und Glogau 1767. Fol. mit vielen Kupfern.

Den größten Theil des Werkes nehmen die Pferdekuren ein, das übrige ſind anatom. Kupf und Erklärungen.

*) 10) Manuel du Cavalier, qui renferme les connoiſſances neceſſaires, pour conſerver les Chevaux en Santé & pour les guerir en cas de maladie. 2de Edit. corrigée & augm. par Mr. le Baron de Sind. à Paris 1766.

*) 11)

Die Arzneikunſt, welche bei den Alten medicina Veterinaria hieß, kennet man jetzo kaum

*) 11) Des Freiherrn von Sind ꝛc. vollſtändiger Unterricht in den Wiſſenſchaften eines Stallmeiſters. Gotha und Gött. 1770 Fol. Der 3te Theil dieſes ſchätzbaren Werkes enthält eine Materia medica, der 4te aber eine vollſtändige praktiſche Pferdearzneikunſt.

*) 12) Guide du Marechal. Ouvrage contenant une connoiſſance exacte du cheval & la maniere de diſtinguer & de guerir ſes maladies par Mr. la Foſſe &c. avec. Fig. à Par. 1766. 4to.

*) 13) Il Mareſcalco iſtrutto nella medicina prattica. Del Comte Franc. Bonzi. in Rimini. 1768. 69, Tom. I, II.

*) 14) A guide to the perfect Knowledge &c. (ou le Conducteur à la connoiſſance parfaite du Cheval &c.) par. Mr. de Saunier Lond. 1769.

*) 15) Cours d'Hippiatrique: Vol. in fol. Propoſé par Souſcript. à Par. 1769.

1769. par Mr. la Foſſe. v. Journ. des Scav. 70. Mars p. 171.

16 Diſſert. ſur le Farcin, maladie qui attaque tres-ſouvent les chevaux. par Mr. Hurel. à Paris 1769. & à Amſt. 1770 in 12. S. Abh. der ſchwed. Akad. XXX. Th. S. 347 ꝛc.

17) Hurels Abhandl. über den Wurm der Pferde. Bresl. 1771 8vo.

18) D. Jo. Ernſt Zeihers Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung. Nebſt einem Anhang von der Pferdezucht. Berl. 1771. 364 S. 8vo.

19) Nicht ſowohl zu den Krankheiten, als zu den Fehlern der Pferde gehöret das ſo genannte Koppen, worüber man: Die beſte und bewährteſte Erfindung wider das Koppen der Pferde. Anſpach 1764 8vo nachleſen kann.

20) Geſellſchaftl. Erzählungen. Hamb. 1753. IV. Th. p. 49—63. Gedanken von einigen Krankheiten der Pferde.

21) Beſchreibung einer 1751 in Weſtnordland gangbaren Pferdekrankheit, nebſt den dawider gebrauchten Mitteln. S. D. Schrebers Sammlung. l. c. IV. Th. p. 287 ꝛc.

M.

kaum dem Namen nach; *) und doch glaube ich zuverläßig, wenn irgend ein Arzt ſich gänzlich dieſer Wiſſenſchaft widmen und ſie zu

*) Zu der Zeit da Herr von Buffon dieſes ſchrieb, war die Klage über den Mangel der Kenntniſſe in der Vieharzneikunſt noch ſehr gerecht und gegründet, nach der Zeit hat man erſt in Frankreich die vortreflichſten Anſtalten zu einer Schule der Vieharzneikunſt (Ecole veterinaire) gemacht und iſt an vielen groſſen Orten Deutſchlandes auf eine glückliche Nachahmung dieſer herrlichen Einrichtung bedacht geweſen. Die Schriften, welche mir hievon zeithero bekannt geworden, ſind folgende:

1) Jo. Bapt. Michaelis Sagar Libellus de Aphthis pecorinis Anni 1764 cum appendice de morbis pecorum &c. Viennae 1765 4 B. 8vo.
2) Le parfait Bouvier, ou inſtruction concernant la connoiſſance des boeufs ou Vaches, leur age, maladies & Symptomes avec les remedes les plus experimentés, propres à les guérir par Mr. Boutrolle à Rouen. 1766. 12to.
3) Franz Joſeph Freiherrn von Tam bewährte Horn-Schaf-Pferd- und Federvieharzneikunſt. mit K. Wien und Prag. 1765. gr. 8vo.

4)

zu ſeinem Hauptgeſchäfte machen wollte, daß er ſeine Bemühungen gar bald durch wichtige Vortheile belohnet ſehen würde. Nicht allein von Seiten des Glückes und der Belohnungen, ſondern auch von Seiten des Ruhms würde er, ſtatt ſich zu erniedrigen, vorzüglich gewinnen. Außerdem würde dieſe Art der Arzneikunſt weniger Muthmaßungen und nicht ſo vieler Schwierigkeit als die andere, unterworfen ſeyn. Die Nahrung, die Lebensart, der Einfluß der Empfindungen, kurz, alle Urſachen ſind bei den Thieren einfacher, als bei den Menschen. Können alſo wohl ihre Krankheiten ſo verwickelt, und müſſen ſie nicht

4) Hiſtoire Veterinaire ou Medicine des animaux. à Paris 1767. Broch. in 4to de 31 pag.

5) Le Louvet, Maladie du Betail, ſes remedes & les moyens de les prevenir, par Mr. J. E. Regnier D. en Med. à Lauſanne 1768. in 12.

6) Elemens de l' Art veterinaire. Precis anatom. du Corps du Cheval. &c. par Mr. Bourgelat. I. Vol. 8vo à Par. 1769.

nicht weit leichter zu überſehen, weit ſiche-
rer zu heilen ſeyn? Darzu kömmt noch der
Vortheil, daß er völlige Freiheit haben
würde, ſich durch Verſuche mit neuen Arz-
nei-

7) Elemens de l' Art veterinaire. Eſ-
ſais ſur les appareils & ſur les ban-
dages propres aux Quadrupedes. à
l'uſage des Eleves des Ecoles vete-
rinaires. avec Fig. par le même à
Paris 1770.

8) M. Erxlebens Betrachtungen über
das Studium der Vieharzneikunſt.
Gött. 1769. 1 B. 4to.

9) Ejusd. Oratio de arte veterinaria
veteribus maxime aeſtimata, hodie
vero latiſſime efflorescente er-
roresque ſuos expurgante. Goett.
1770.

10) Ejuſd. Einleitung in die Vieharz-
neikunſt. Gött. 1769. 8vo.

11) Ejuſd. Praktiſcher Unterricht in der
Vieharzneikunſt. Ibid. 1771. 8vo.

12) La Medicine des Bêtes à Laine
&c. I. Vol. in 12. à Par. 1769.

13) Remede ſûr pour guerir la Ma-
ladie du Rot à laquelle les moutons

neimitteln, gründliche Erfahrungen zu ſammlen und ohne Furcht, ohne Vorwürfe zu einer ausgebreiteten Kenntniß in dieſem Fache zu gelangen. Man würde ſo gar im Stan-

ſont tres-ſujets &c. par Mr. Holker. v. Gaz. litt. de l'Eur. 69. May. p. 235.

14) Medicine veterinaire &c. par Mr. Vitet. 3 Vol. in 8vo à Paris 1770.

15) Penſées ſnr la neceſſité d'une école veterinaire avec des Projets ſur la maniere de l'etablir &c. par Mr. le Conſeil. privé Bothenius. à Berl. 1771. Voy. Gaz. litt. de Berl. 70. p. 361.

16) Remarks upon the mortality of horned Cattle &c. ou Remarques ſur les maladies des Bêtes à cornes, trad. du Hollandois de Mr. Salomon de Monchy D. en Med. à Londr. 1770.

17) Dictionaire veterinaire & des animaux domeſtiques &c. par Mr. Buchez. III Vol. in 8vo. àvec un grand nombre de Planches. à Par. 1771 8v.

18) Un-

Stande ſeyn, aus dieſen Erfahrungen für die Heilungskunſt menſchlicher Krankheiten die nützlichſten Folgen ziehen zu können.

18) Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen ꝛc. 1 Th. von P. C. Abilgard. D. Med. Kopenh. 1771. 17 B. 8vo.

19) Der geſchickte Viehhirte, oder Unterricht, die Kenntniß der Ochſen und Kühe, ihres Alters, ihrer Krankheiten und der damit verbundenen Zufälle betreffend. Wittenb. und Zerbſt. 1771. 8 $\frac{1}{2}$ B. 8vo.

Schriften

von der

Zergliederung der Pferde.

Wem an dieſem Theil der Kenntniß der innern Beſchaffenheit der Thiere gelegen iſt, den müſſen wir in Abſicht der Thiere überhaupt auf des Herrn Daubenton anatomiſchen Theil der buffoniſchen Naturgeſchichte und auf Valentini Theatrum anatomicum in fol. in Anſehung der Zergliederung des Pferdes aber ins beſondere

1) auf Herrn Valent. Trichters, Bereiters zu Nürnberg, 2 Theile v. der Pferde-Anatomie 1716. 8vo, auf die
2) Anatomie generale du Cheval, trad. de Angl. par Mr. Fred. de Garſault. Capitain du Haras du Roi à Par. 1734. 4to. Auf

3) das prächtige Werk des berühmten Londner Malers und Kupferſtechers, Herrn Georg Stabbs, The anatomy of Horſe &c. Lond. 1767. gr. Fol. in welchem alle Theile des Pferdes, als Knochen, Knorpeln, Muſkeln, Sehnen u. ſ. w. vorgeſtellet werden ſollen. Ferner auf die

4) Elemens de l'Art veterinaire. S. oben No. 6. Jngleichen

5) auf den Theil des oben angeführten Unterrichts vom Herrn von Sind; (No. * 11.) auf Hrn. von Sauniers Erkenntniß der Pferde ꝛc. (oben No. * 9.) und in Anſehung der Knochenlehre

6) Mr. de la Gueriniere Manuel de Cavallerie &c. à la Haye 1742. Fol. mit K. (S. unten No. 5.) verweiſen.

Hier iſt vielleicht die bequemſte Gelegenheit, noch die neueſten Schriften, welche von den Pferden beſonders handeln, zum Vortheil der Liebhaber dieſer ſchönen und nutzbaren Geſchöpfe anzuführen.

Von Wartung und Abrichtung der Pferde, beſonders von der Reitſchule, handeln:

1) Joh. Konrad Seybolds in des Weltberühmten Heftrichs Reitſchule kunſtgeübter Bereuter und durch Erfahrenheit gelehrter Roßarzt. Nebſt einem Bericht vom Beſchlagen der Pferde. Nürnb. 1701. Fol.

2) Die Zaumkunſt. Durch Hippophilum. Herborn. 1738. Fol.

3) Der engliſche Stallmeiſter und bewährte Roßarzt. Aus dem Engl. überſetzt. Leipz. 1732. 8vo.

4) Wilhelm, Herzogs von Neukaſtel, Reitbahn oder vollkommner Stallmeiſter, mit des Herrn von Solleyſel Anmerkungen und Zuſätzen ins Deutſche überſetzt von Joh. Phil. Ferdinand Freiherr von Pernauer. Nebſt 82 Kupferpl. Neue verbeſſerte Aufl. Nürnb. 1764. (das ſchönſte Werk in dieſer Art.)

5) Manuel de Cavallerie, ou l'on enſeigne la connoiſſance du Cheval, l'embouchure, la farrure, la ſelle, la maniere de dreſſer les chevaux, l'oſteologie du Cheval, ſes

ſes maladies et leurs remedes par M. de la Gueriniere, Ecuyer du Roi. à la Haye 1742. 8vo und in Fol. mit vielen Kupfern.

6) Des Herrn Barons von Eiſenberg wohl eingerichtete Reitſchule, nebſt einem Wörterbuch aller auf Reitſchulen vorkommenden Kunſtwörter. Amſt. u. Leipz. 1746. lang Fol. aus dem Franz. überſetzt.

7) Herrn Wolfg. Ernſt von Berga, Tübing. Oberſtallmeiſters, neue Reitkunſt. Tübing. 1755. 8vo.

8) Herrn J. C. Zehntners ꝛc. Unterricht von der Pferdezucht. Berl. 1754. 8vo.

9) Ejuſd. Gründliche Abhandlung der Kunſt Pferde zu erkennen. Berl. 1757. 8vo.

10) J. E. Ridingers, Augsb. Malers und Kupferſtechers, Vorſtellung und Beſchreibung der Schul- und Kampagnepferde, nach ihren Lekzionen, in was für Gelegenheiten ſolche können gebraucht werden. Augsb. 1760. Fol. Franz. und Deutſch.

11) Der holländiſche Stallmeiſter oder kurze, doch gründliche Unterweiſung, was zum Kennen, Zäumen, Satteln,

Beſchlagen und Unterhalten der Pferde gehöret; wie auch zur Reitkunſt, oder Art und Weiſe, wie die Pferde dreſſiret und zu allerlei Gebrauch abgerichtet werden müſſen. Mit beigefügten Anmerkungen über das Pferdereiten der Frauenzimmer, über das Wettrennen der Engelländer und ſtarke Traben der Holländer; dergleichen auch, was für die Krankheiten und Gebrechen der Pferde, erfordert wird und wie ſie zu kuriren ſind, und eine kurzgefaßte Abhandlung von der Stuterei, Füllen- und Pferdezucht. Alles mit nöthigen K. Taf. verſehen und verf. durch L. W. F. von Oebſchelwitz ꝛc. Leipz. 1766. 334. S. gr. 8vo. Ein kleines, aber unentbehrliches Werk!

12) l'Utile à tout le monde. Ou le parfait Ecuyer militaire & de campagne, diviſé en IV. Livres 1) de la connoiſſance du Cheval. 2) de la Cure des Chevaux. 3) de la Ferrure. 4) des qualités & devoirs du parfait Ecuyer; par le Sgr. A. de Weyrother &c. à Bruxelles. Tom. I. & II. in 8vo.

13) The

13) The Hiſtory and Art of Horſemans-hip. &c. by. S. Berenger. Lond. 1771.

14) Herrn von Garſault Unterricht für Liebhaber der Pferde und Reiter. Aus dem Franz. überſetzt von D. J. G. Krünitz. Berl. 1770. 106. S. 7 K. Taf. in 8vo.

15) Wirthſchaftliche Regeln, die man bei Wartung der Pferde zu beobachten hat, ſtehen in den geſellſchaftl. Erzählungen ꝛc. Hamb. 1753. 8vo II. Band S. 129 — 144. Eben dieſe Regeln ſind auch im Anhang zu des Hrn. von Saunier vollſt. Kenntniß von Pferden p. 561 mit Anm. enthalten.

Von den meiſten dieſer und mehrerer hierher gehörigen Schriften iſt im IV. Bande der Berlin. Samml. ausführlichere Nachricht ertheilet worden. M.

Erklärungen aller äußern
Theile des Pferdes.

Da man ſich auf ſo vielfältige Weiſe mit dieſem edlen Thiere zu beſchäftigen und von ſelbigem ſo mancherlei Nutzen, Vergnügen und Bequemlichkeiten einzuernten pfleget; ſo hat man auch gleichſam eine beſondere Sprache zu erfinden ſich bemühet, deren Wörter den Künſten, die ſich auf dieſe Thiere beziehen, gewidmet ſind. Man iſt alſo genöthigt, ſich erſt alle Kunſtwörter, womit man alle Theile ſeines Körper zu benennen pfleget, und ſodann die Vollkommenheiten und Mängel eines Pferdes bekannt zu machen, um über die Vorzüge oder Mängel eines Pferdes ein richtiges Urtheil fällen zu können.

Die beiden Theile des Pferdekopfes, welche mit den Schläfen am Kopf eines Menſchen übereinkommen, werden die Augenadern (Larmiers) genennet. (S. VII. Tafel

Das Pferd. Tab. VI.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.

ſel A.) Die Augengruben (Salieres) (Ibid. lit. B.) liegen an beiden Seiten zwiſchen dem Auge und dem Ohre über den Augenbraunen. Bei den Augen unterſcheidet man eigentlich nur zween Theile, das Glas und den Grund des Auges. Durch das Glas verſtehet man den äußern Theil oder die Hornhaut, unter dem Grund aber die innern Theile, welche man durch die Oefnung des Sterns oder der Prunelle wahrnimmt, wenn man durch das Glas oder durch die Hornhaut ſiehet. Die Ohrendrüſen (C.) zwiſchen dem Ohr und dem Winkel des Kinnbackens, heißen eigentlich die Feifel, (Avives.) Der vordere Theil des Kopfes aber, von den Augen bis an die Naſenlöcher, das Stirnblatt, (Chanfrein) (S. lit. D.) den Knorpel, (E.) woraus der Umfang der Naſenlöcher gebildet wird, und womit ſie oben ſowohl, als vorn eingefaßet ſind, belegt man mit dem Namen der Maus (Souris). Das Ende der Naſe iſt eigentlich das Schloß (Cloiſon lit. F.) oder die Scheidewand, welche die Naſenlöcher (Naſeaux) von einander trennet. Solleyſel beleget *) aber den Theil der

*) S. Le veritable & parfait Marechal, à Paris 1672, p. 3.

der Lefze, der ſich unter den Naſenlöchern befindet, mit dem Namen der Naſe.

Der untere Kinnbacken der Pferde wird Ganaße (Ganaſſe, Ganache) genennet. Die Knochen der Ganaße gehen an beiden Seiten des Kopfes von dem Auge, bis an die Stelle (G.) bei der Kehle und von dieſer bis an das Kinn. Der Bart (Barbe, Barbouchet) iſt eigentlich der Ort (I.), wo ſich die beiden Knochen der Ganaße über dem Kinne und auswendig an dem untern Kinnbacken vereinigen. Die von beiden Knochen der Ganaße gebildete und von der Kehle bis an den Bart ſich erſtreckende rinnenförmige Hölung, führet, wie die Hölung, in welcher die Zunge lieget, den Namen des Kanals (Canal, Braie, Auget.)

Unter den ſechs Schneidezähnen in jedem Kinnbacken des Pferdes werden die beiden vorderſten, Zangen (Pinces), die darangrenzenden, Mittelzähne (Mitoyennes), die leztern aber an jeder Seite, Eckzähne; die beiden Hundszähne, die von den Schneidezähnen etwas entfernt ſtehen, Haken, (Crocs, Crochets, ecaillons), die leeren Räume aber zwiſchen den Schneidezähnen und Backenzähnen, die Laden oder Buhler (Barres), und die Ungleichheiten oder die Runzeln, welche quer über den

Gaum

Saum des Pferdes weggeben, Furchen oder Kerben (Sillons ou Crans) genennet.

Der Hals (Encolure) nimmt ſeinen Anfang oben bei der Mähne und endiget ſich unten bei der Kehle. (K.) Der Theil der Mähne, der oben auf dem Kopf, zwiſchen beiden Ohren über die Stirn herabfällt, heißt eigentlich der Schopf (Toupet). Die Kehle läuft unten am Halſe von einem Ende bis ans andere hin, oder ſie erſtreckt ſich von der Ganaße (G.) bis an die Bruſt.

Der Ort M., wo die beiden Schultern oben zwiſchen dem Halſe und dem Rücken zuſammen gehen, wird eigentlich das Vorderroß, oder der Wiederriß (Gurrot) genennet, und hier endigen ſich zugleich Hals und Mähnen. Die Schultern N. erſtrecken ſich vom Vorderroß bis an den Kegel (le Haut du Bras) O. oder bis an den obern Theil des Vorderſchenkels. Manche türkiſche, barbariſche Pferde haben am Hals oder an der Schulter, bald höher, bald niedriger, ein ziemlich tiefes Loch, welches man unter dem Namen des Lanzenſtoßes kennet. (Coup de Lance.) *) Der Theil

P.

*) Die Urſache dieſer Benennung findet man in Hrn. von B. Nat. Hiſt. 4to II. B. S. 124.

P. vorn unter der Kehle an dem Ort, wo ſich die Schultern endigen, heißt eigentlich die Bruſt (Poitrail). Der Rücken Q. erhält insgemein den Namen der Nieren (Reins). Er fängt beim Vorderroß an und gehet, längs dem Rücken hin, bis ans Kreuz, oder bis an die eigentlich ſo genannte Nieren, die ſonſt auch Lenden (Rognons) heißen. Wenn Pferde gut bei Leibe ſind und ein breites Rückgrad haben, ſo lieget dieſes tief darinnen und die an jeder Seite ſich erhebende Muſkeln bilden, längs dem Rücken hin, eiue Art von einem Kanale bis an den Schwanz. Von ſolchen Pferden ſagt man, ſie haben doppelte Nieren (Reins douples).

Die Stelle R. zwiſchen dem Rücken und Nieren heißt der Nabel (Nombril). Die wahren Nieren oder Lenden S. aber fangen an dem Ort an, wo ſich die Ribben endigen und hören am Kreuze auf. Gewöhnlichermaßen hat bei den Pferden die ganze von den Wirbelbeinen gebildete Säule die Benennung der Nieren erhalten.

Die Seiten T. werden von den Ribben gebildet und befinden ſich zur Rechten und Linken unter dem Rücken. Die Hölung, welche von den Ribben umſchloſſen iſt, heißt insbeſondere der Bauch oder Wanſt (Coffre).

Wenn

Wenn man den untern Theil des Körpers an dem Orte des Bruſtbeins V. und an den untern Theilen der Ribben den Bauch nennet, ſo iſt er in dieſem Verſtande am Pferde das, was bei den Menſchen den vordern Theil der Bruſt ausmachet.

Die Flanken X. (Flancs) befinden ſich am Ende des Bauches, wo die Ribben aufhören, unter den Nieren (Rognons), und gehen bis an die Hüftbeine. Die Hüfte oder Anke Y. wird vom Hüftknochen, wie bei den Menſchen, gebildet. An dieſem Knochen endigt ſich, an der Seite des Kreuzes, der obere Theil der Flanke. Das Kreuz oder die Gruppe (Croupe) Z. iſt rund; es erſtreckt ſich von den Lenden bis zum Schwanze. An dieſem unterſcheidet man die Schwanzriebe (Troncon) und den Schweif (Crins) oder die langen Haare die an der Schwanzriebe herunter hängen. Die Backen des Pferdes (Feſſes) a. liegen unter dem Kreuz und dem Anfange des Schwanzes. Sie erſtrecken ſich bis an den Ort, wo die Hinterſchenkel mit dem Körper vereiniget ſind.

Die Schulter begreift bei den Pferden die Schaufel oder das Blatt (Omoplata) b. und das Schulterbein (Humerus) c., folglich die Thejle in ſich, welche bei den

Men-

Menſchen die Schulter und den Oberarm ausmachen. Der wahre Arm der Pferde ſcheint alſo mit der Schulter in einem fortzugehen, weil er mit dem Körper unter einer und eben derſelben Haut vereinigt iſt. Der Ellenbogen d. liegt alſo hinten, wie bei den Menſchen. Allein beim Pferde liegt er zu oberſt an dem Vorderſchenkel gegen die Ribben, an dem Orte, wo er vom Körper abgeſondert zu werden anfängt. Der erſte Theil des Vorderſchenkels, welcher vom Körper abgeſondert iſt, wird der Arm (Bras) oder Kegel genennet, und ſtellet eigentlich den Vorderarm des Menſchen vor. Der äußere oder dicke Theil des Armes heißt Gros du Bras e. an deſſen innern Fläche lauft eine Ader weg, die man die Bug- oder vordere Schrankenader (Ars) zu nennen pflegt.

Das Gelenk unter dem Kegel heißt das Knie. f. Die Röhre oder das Schienbein (Canon) iſt der zweite Theil g. des Vorderſchenkels. Er nimmt bei dem Knie ſeinen Anfang, und ſtellet bei den Menſchen die ſogenannte Mittelhand (Metacarpus), wie das Pferdeknie das Gelenke der Hand, vor. Die Senne hinten an der Röhre h., welche ſich von dem einen Ende bis zum andern erſtrecket, wird insgemein ſehr unge-

geſchickt der Nerve des Schenkels genennet. Die Kugel oder Köhde i. (Boulet) iſt das Gelenke unter der Röhre. Unter der Zote (Fanon) verſteht man den Büſchel Haare k., der eine Art eines weichen hinten an der Kugel ſitzenden Horns bedecket, welches man den Sporn (Ergot) zu nennen pfleget. Der Feßel l. (Paturon) iſt derjenige Theil des Schenkels, welcher ſich von der Köhde bis zur Krone ausdehnet. Zuweilen wird von einigen der Feßel ein Gelenke genennt, es ſoll aber hier eigentlich ein Glied bedeuten. Durch das Wort Krone drückt man die Erhöhung m. aus, welche ſich unten am Feßel befindet, und mit langen Haaren bewachſen iſt, die rund herum auf dem Huf herabhängen.

Der Huf (Sabot) iſt gleichſam der Nagel des Pferdes, und beſteht aus dem Horne. Sein vorderer Theil wird der Schuß n., die Seiten aber o. die Wände (Quartérs) genannt. Jeder Fuß iſt mit einer innern und einer äußern Wand verſehen. Der hintere Theil des Hufes iſt ein wenig erhaben, und in zween Theile abgetheilet, welche der Strahl (Talon) heißen. Sie laufen unten am Fuße hin, bis in die Mitte, wo ſie durch ihre Vereinigung unter der Fußſohle die Gabel bil-

den. Die Subſtanz der Sohle iſt von Hör-ne. Ihr Horn iſt aber härter, als die Gabel, und zarter, als der Huf.

Der Name Backen bedeutet eigentlich das Dickbein des Pferdes, welches mit dem Körper vereiniget iſt. Er endiget ſich unten und vorn mit der Leiſte p. (Graſſet) welches eigentlich das Gelenke des Knies iſt, wo ſich die Knieſcheibe befindet. Der erſte Theil des Hinterſchenkels q., welcher vom Körper abgeſondert iſt, wird das Dickbein oder der Oberſchenkel (Cuiſſe) genennet. Es erſtreckt ſich von der Leiſte und dem Untertheil des Backen bis zur Kniekehle r., und ſtellt eigentlich das vor, was bei den Menſchen das Schienbein iſt. Am Dickbeine des Pferdes wird auch ein gewiſſer fleiſchichter Theil s. wahrgenommen, welcher bei den Franzoſen le Gros de la Cuiſſe oder auch Gruſſet, die Leiſte heißt, und mit der Wade an unſern Schienbeinen einige Aehnlichkeit hat; wiewohl der letzte Name bereits eine andere Bedeutung erhalten. Die Kniekehle (Jarret) iſt das Gelenk t. unten am Oberſchenkel, und biegt ſich vorwärts. Bei den Menſchen macht es die Fußwurzel aus (Tarſus). Die Spitze der Kniekehle iſt eigentlich die Ferse. Die Senne, welche ſich daran endiget, kömmt

mit

mit der an den Ferſen der Menſchen ſich endigenden Senne des Achilles überein, und heißt insgemein die große Senne oder der ſtarke Nerve des Schenkels (Gros Nerf du jarret).

An allen vier Schenkeln eines Pferdes, und zwar bei den Vordern an der inwendigen Seite der Köhde, ein wenig über und ſeitwärts dem Knie, bei den Hinterſchenkeln ein wenig unter und ſeitwärts der Kniekehle wird eine kleine Geſchwulſt ohne Haar, ſo groß wie eine Kaſtanie, und ſo dichte, als ein weiches Horn, bemerket. Man hat ihm den Namen Kaſtanie, Schwamm oder Sporn (Chataigne, Lichene ou Ergot) auch wohl die Benennung des Spat beigeleget. Allein der Gebrauch des Wortes Sporn iſt hier am unrechten Ort angebracht, weil man bereits einen ganz andern Theil mit dieſem Namen anzudeuten gewohnt iſt. Bei gewiſſen Pferden pflegt dieſer Spat einen auch anderthalb Zoll in die Länge zu wachſen, hernach abzufallen und wieder zu wachſen. Unter der ſogenannten Kniekehle der Hinterſchenkel befinden ſich die Röhre oder das Schienbein und die Kugel x., der Feßel y. und der Fuß z., wie bei den Vorderſchenkeln.

Uiberhaupt pflegt man ein Pferd in drei Haupttheile, nämlich in die Vorderhand (Avant-Main), den Leib und Hinterhand (Arriere-Main) zu theilen. Kopf, Hals und Vorderroß, Schultern, Bruſt und Vorderſchenkel machen die Vorderhand; Nieren, Lenden, Ribben, Bauch und Flanken den Leib; Kreuz, Hüften, Schwanz, Backen, Leiſte, Dickbeine, Kniekehle und übrige Theile der Hinterſchenkel die Hinterhand aus.

Vermöge noch einer andern allgemeinen Eintheilung des Pferdes in 4 Theile, nämlich in Kopf, Leib, Vorder- und Hintergeſchleppe (Train de devant & de derriere) ſtellt der Kopf einen beſondern Theil vor, der Leib ebenfalls, das Vordergeſchleppe beſteht aber aus dem Hals, den Schultern, der Bruſt und den Vorderſchenkeln, das Hintergeſchleppe hingegen aus dem Kreuze, Schwanze, Hüften und Hinterſchenkeln.

Wenn jemand fragen ſollte, warum bei den Pferden die Schläfe Augenadern, die Ohrendrüſen Feifel, der untere Kinnbacken Ganaße, die Hornhaut des Auges Glas u. ſ. w. genennet würde; ſo läßt ſich darauf weiter nichts antworten, als daß dieſe Folter des Gedächtniſſes ein Uiberbleibſel einer großen Barbarei oder vielleicht einer

ner geheimnißvollen Pedanterei ſey. Denn alle dieſe verſchiedne Benennungen einer und eben derſelben Sache ſcheinen ſich blos auf einen Miſchmaſch von Sprachen zu gründen. Quackſalber, die gern mit leeren Worten zu Markte ziehen, behalten den Gebrauch derſelben bei, und legen den Vernünftigen den unbeſchreiblichen Zwang auf, ſich ebenfalls damit bekannt zu machen *).

*) Von den Theilen der Pferde und ihren Benennungen kann man außerdem nachleſen: Herrn von Reitzenſteins vollkommenen Pferdekenner p. 3—5. Freiherrn von Sinds vollſt. Unterricht eines Stallmeiſters ꝛc. Gött. 1770. Fol. p. 3—10. P. C. Abilgards Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen ꝛc. 1. Theil Koppenh. 1771. 8vo. p. 4—11.

Von den unterſchiedenen Benennungen der Farben der Pferde *).

Die groſse Mannigfaltigkeit von Farben und Schattirungen hat zu einer eben ſo groſsen Menge von Benennungen derſelben Anlaſs gegeben. Ein Pferdekenner muſs dieſe Namen und Kunſtwörter verſtehen, und ſich zugleich erinnern, daſs man, um ſich kunſtmäſsig auszudrucken, nicht ſagen darf: das Pferd hat dieſe oder jene Farbe, ſondern: Das Pferd hat dieſes oder jenes Haar, dieſe oder jene Haut. Wir wollen hier ſo kurz, als möglich, von dem unterſchiedenen Haar der Pferde reden.

Man

*) S. v. Reitzenſtein l. c. p. 10. v. Sind l. c. p. 10.

Man theilt an den Pferden die Farben des Haares in einfache, zuſammengeſetzte und ſeltſame oder außerordentliche (Bizarres). Die einfachen ſind: Das Weiße, Iſabellenfarbige, Fuchsfarbe (Alzan) braun (bai) und ſchwarz. Die zuſammengeſetzten Farben ſind: grau und Wolfsgrau; (louvet) (rouan rubican) die außerordentlichen beſtehen in der Tigerfarbe, Schäckenfarbe (pie) Porzellanfarbe und Pfirſichblüthfarbe (aubert).

Das Bai iſt die röthliche Kaſtanienfarbe und hat viel Schattirungen; lichtbraun (bai clair ou lavé), ſchwarzbraun (bai chatain, bai marron, bai brun), goldbraun (bai doré), blutbraun (bai ſanguin ou ecarlate) und ſpiegelbraun (bai à miroir). Die ſchwarz- oder dunkelbraunen Pferde haben eine faſt ſchwarze Farbe, außer daß die meiſten an den Flanken und am Ende der Naſe roth ſind, welches man durch den Ausdruck andeutet: Sie haben Feuer. Goldbraun heißt eigentlich ein gelbes Haar. Spiegelbraune Pferde ſind eigentlich diejenigen, welche auf dem Kreuze mit Flecken von dunklerer oder hellerer Bräune, als der übrige Körper hat, bezeichnet ſind. Uiberhaupt aber pflegen alle braune Pferde an den äußern Theilen,

 Mäh-

Mähnen und Schweife ganz ſchwarz zu ſeyn.

Von der ſchwarzen Farbe hat man dreierlei Arten: Das Lichtſchwarze (noir mal teint) das gemeine Schwarze und das Agatſchwarze (noir gai ou jais). Das erſte hat eine braune oder braunröthliche Schattirung. Die Flanken und äußern Theile zeigen ſich mehrentheils bleicher, als der übrige Körper. Das Schwarze iſt ſo gemein, als das Braune (bai); das Agatſchwarze hingegen glänzend und ſehr ſchwarz. Man pflegt auch dem ſehr lebhaften Schwarz den Namen mohrenſchwarz (Noir more ou moreau) beizulegen, und ſolche Pferde Rappen zu nennen.

Das Iſabellenhaar iſt gelblich. An manchen Pferden dieſer Art ſind Schweif und Mähnen weiß, an anderen aber iſabelfarbig und ſchwarz. Auf dem Rückgrade der letztern wird man gemeiniglich bis auf den Schwanz einen Streif gewahr, den man den Mauleſelſtreif (Raie de Mulet) nennet Unter den vielerlei Schattirungen dieſes Haares heißt diejenige, welche das wenigſte gelb hat, Milchſuppenfarbe (Soupe de lait). Sie beſteht aus einem unreinen oder mit einer ſehr leichten gelben Farbe vermiſchten Weiß, gleich der Farbe einer

mit

mit Eidotter vermiſchten Milchſuppe. Die helle Iſabelfarbe hat ein wenig mehr Gelbes, die gemeine noch mehr, und die Hochgelbe (Iſabelle doré) pralet mit einem noch lebhaftern Gelb. Am allermeiſten iſt die ſogenannte tiefe Iſabellenfarbe mit dem Gelb geſättigt.

Das Wolfsgrau (Louvet) oder Wolfshaar kömmt wirklich der Farbe des Wolfes beſonders nahe. Man hat licht- und dunkelwolfsgraue Pferde, die alle durch eine Miſchung von Iſabellfarbe oft auch durch einen Mauleſelſtreif bezeichnet ſind.

Die Fuchsfarbe (Alzan) ſtellt eine Art des Rothen oder Zimmtfarbenen (bai) vor, und hat vielerlei Schattirungen, als lichte Fuchsfarbe, wie das Kuhhaar, gemeine Fuchsfarbe, rothe Fuchsfarbe (alzan bai), dunkle und matte Fuchsfarbe, die tiefe oder braune Farbe der Schweißfüchſe (alzan brulé). Auch giebt es unter den Pferden Füchſe mit weißen, ingleichen andere mit ſchwarzen Mähnen und Schweifen.

Wenn ein braunes, ein ſchwarzes Pferd oder ein Fuchs auf ſeinem Körper, beſonders an den Flanken, mit weißen Haaren eingeſprenget iſt, ſo nennet man ſolches ſtichelhärig (rubican).

Die Farbe der Rothfüchſe oder Rothſchimmel (Rouan) iſt eine Vermiſchung vom Rothen und Weißen, oder des Weißen, des unreinen Grauen und Braunen (bai). Man unterſcheidet eigentlich drei Arten dieſer Vermiſchung oder des rouan; nämlich das gemeine, das weinfarbige, welches mehr ins Rothe fällt, und das Mauriſche (Rouan cap-de maure). Die Pferde dieſer Art haben einen weißen Kopf, weiße Enden der Glieder, und ſind übrigens Rouanfarbig oder unrein, ſchmutzicht grau.

Die grauen Pferde unterſcheiden ſich durch ein aus weiß und ſchwarz oder braun gemiſchtes Haar. Sie haben unterſchiedene Benennungen, als: Apfelſchimmel (Gris pommelés), Silbergraue, Schmutziggraue u. ſ. w. Die erſtern ſind auf dem Leibe mit viel runden, ziemlich gleich vertheilten, theils ſchwärzern, theils weißern Flecken bemalet. Die ſilbergraue Pferde haben auf einem weißlicht glänzenden Grunde nur wenig ſchwarze Haare. Das Haar der ſchmutzgrauen Pferde iſt mit vielem Braun, Schwarz und Weiß gemiſcht. Man hält ſehr auf diejenigen, welche dabei weiße Mähnen haben. An den Braungrauen findet man viel Schwarzes und wenig Weiſſes, an den rothgrauen eine Miſchung von

Braun,

Braun, Schwarz und Weiß. Das Weißgraue iſt durchgängig aus Braun (bai) gemiſchet. Das Forellengrau (gris truité) hat einen weißen, mit kleinen länglichten rothen Flecken beſprengten Grund, die allenthalben ziemlich gleich ausgetheilet ſind. Das Krammetsvogelgrau (gris tourdille) iſt, wie an dieſen Vögeln, ein unrein Grau. Die Pferde dieſer Art haben unter den weißen röthlichte und viel ſchwarze Haare. Das Staargraue (gris étourneau) hat ebenfalls von der Aehnlichkeit mit der Farbe dieſer Vögel den Namen erhalten. Die grauen Pferde mit Brandflecken (gris tiſſonnés ou charbonnés) haben, auf einem weißen oder grauen Grunde, ſchwarze, faſt handbreite Flecken, welche ſo unordentlich ausgetheilet ſind, als ob man ſie mit einem Stücke brennenden Holze oder mit einer glühenden Kohle von ungefähr gemahlt hätte. Wenn dieſe Flecken breit ſind, nennt man dieſe Pferde auch Tiger. Die mauſefahle Pferde (gris de ſouris) pflegen an den Enden der Glieder gemeiniglich ſchwarz und mit einem Mauleſelſtreif bezeichnet zu ſeyn. Alle graue Pferde werden im Alter weiß, weil ihre braunen oder ſchwarzen Haare mit der Zeit verbleichen. Nur höchſt ſelten erblickt man

ganz weiße Füllen. Ob aber ein altes Pferd graues Haar gehabt, läßt ſich aus den Uiberbleibſeln der grauen Farbe an den Knien und Kniekehlen beurtheilen.

Unter der ſogenannten Porzellanfarbe verſteht man ein mit blaulicht ſchieferfarbenen (bluâtre d'ardoiſe) Flecken vermiſchtes Grau, welches mit einem weiß und blauen Porzellan einige Gleichheit zu haben ſcheint.

Pfirſichblüth (aubert, milleſleur) wird eine ziemlich verwirrte Miſchung aus Braun (bai), Weiß und Fuchsfarbe genennet, weil ſie der Pfirſichblüthe nahe kömmt.

Die Schäcken haben große unordentlich ausgetheilte Plätze von weißer und anderer Farbe. Nach dem Unterſchiede der Farben, welche ſie außer der weißen haben, werden ſie in Schwarz- Braun- und in Rothſchäcken getheilet.

Unter allen Pferden hält man diejenigen für die ſchönſten, welche an dem Aeuſſerſten der Glieder, an den Mähnen und am Schweife ſchwarz gezeichnet ſind: wenn ſie aber an den Flanken und am Aeußerſten der Glieder keine ſo tiefe Farbe, als am übrigen Körper, ſondern gleichſam eine verwaſchne Farbe (lavée) haben, pflegt man ſie nicht ſonderlich zu achten.

Pfer-

Pferde, woran gar kein weiſſes Haar zu finden iſt, werden Zains genennet.

Ein weiſſer Fleck an der Stirn eines Pferdes heiſſt eine Bläſſe oder Stern. Man ſieht ihn von unterſchiedener Gröſſe. Geht aber dieſes Merkmal, als ein weiſſes Band, von der Stirn am ganzen Kopf herunter, ſo nennen den Fleck die Franzoſen Chanfrein blanc oder belle face. Man hat es nicht gern, wenn ſich der Fleck über die Augenbraunen hinweg oder bis ans Ende der Naſe ausdehnet. Nimmt ein ſolcher Fleck die ganze Unterlefze mit ein, ſo ſagen die Franzoſen: le cheval boit dans ſon blanc, oder das Pferd ſäuft aus ſeiner Bläſſe *).

Wenn ein Pferd unten am Schenkel weiſſ iſt, nennet man dieſes Zeichen Balzane. Findet man es oben mit Zacken nach Art einer Säge oder wie Zähne gezeichnet, ſo heiſſt

*) Man hat unterſchiedliche Mittel, künſtliche Bläſſen oder Sterne zu machen, oder die Augenbraunen und das übrige Haar weiſſ, grau, braun oder ſchwarz zu färben. In der erſten Abſicht ſchneidet oder brennet man die Haut, worauf das neu hervorwachſende Haar nach geheilter Wunde ganz weiſſ wird. Die künſtliche Farben dauern aber nur ſo lange, bis ein Pferd ſich häret, und wieder junges Haar in ſeiner natürlichen Farbe hervorkeimt.

heißt es Balzane dentelée; ſchwarzgefleckte weiße Schenkel erſcheinen in einem ſogenannten Balzane Erminée ou mouchetée, (jambe herminée). Wenn das Merkmal bis an die Kniekehle reichet, ſagt man: Das Pferd iſt zu hoch geſchuhet (Le Cheval eſt chauſſé trop haut). Hat ein Pferd ein ſolches Zeichen am Hinter- und Vorderſchenkel auf einer und eben der Seite, ſo wird es Travat, es wird aber Traſtravat oder Tranſtravat genennet, wenn die Bazanen am rechten Vorder- und linken Hinterſchenkel, oder umgekehrt, wahrgenommen werden. Vier weiße Schenkel machen einen Balzan an allen vier Füßen aus.

Bei der unbeſchreiblichen Mannigfaltigkeit aller Farbenmiſchungen iſt es gar wohl möglich, Pferde zu finden, deren Farben mit keiner von den jetzt beſchriebenen völlig übereinſtimmen; allein wenn ſie nur derſelben etwas nahe kommen, ſo wird man ſie leicht ausdrücken können, wenn man mit den angenommenen Benennungen kleine Aenderungen zu machen weiß.

Einige Pferdekenner vermuthen, daß die Pferde, welche graues, beſonders unrein graues Haar haben, leicht ein ſchlechtes Geſicht bekommen, und daß die hellfarbigen, vornämlich wenn die Farbe auf den Flan-

ken

ken und am Ende der Naſe nicht ſo tief, als am übrigen Körper iſt, nicht ſo viel Kraft und Munterkeit, als andere, haben. Allein die Erfahrung hat gezeigt, daß dieſe Merkmale ſehr oft trügen. Man hat alſo die Farben blos inſofern in Betrachtung zu ziehen, als man ihnen einen Einfluß auf die Schönheit und auf den Preis der Pferde zugeſtehen muß.

Alle Pferde aus den morgenländiſchen und mittägigen oder aus den wärmſten Ländern, als die türkiſche, perſiſche, arabiſche und barbariſche Pferde haben weit kürzere und ſtruppichtere Haare, als andere; unſtreitig liegt hiervon der Grund in der Temperatur des Himmelsſtriches.

Die Aehre oder Molette iſt eine Stellung der Haare, da dieſelben faſt wie die Blätter einer einfachen Blume ſtehen. Man hat ſie daher auch mit einer kleinen Nelke verglichen. Die Haare gehen gleichſam aus einem gewiſſen Mittelpunkte hervor, und breiten ſich dergeſtalt aus, daß ſie eine kugelförmige Höhlung, wie einen kleinen Trichter bilden. Gemeiniglich erblickt man dergleichen Aehren an der Stirn, auf der Bruſt, und auf dem Bauche bei den Dickſchenkeln.

Unter dem römiſchen Degen verſteht man einen Striemen, der von Haaren gebildet wird, die gegen den Strich ſtehen. Er iſt nichts anders, als eine verlängerte Aehre, deren Figur man mit einem Degen verglichen hat, wie ſie bei den Römern gebräuchlich waren. Dieſer römiſche Degen läuft längs oben am Halſe bei der Mähne hin, und wird an wenig Pferden bemerket, von gewiſſen Liebhabern aber eifrigſt aufgeſuchet.

D.

Von den Unvollkommenheiten der Pferde in Anſehung der äußern Bildung *).

Ein Pferd mit einem großen eckichten Kopf (Tête quarrée) ſieht nicht allein ungeſtalt und häßlich aus, ſondern es pflegt auch ſchwer an der Hand zu ſeyn. Die ſogenannten Speckköpfe (Têtes graſſes) ſind vorzüglich zu Augenkrankheiten geneigt. Indeſſen würden ſie keine geſundere Augen ha-

*) S. Le veritable & parfait Marechal &c. par le Sieur de Solleyſel. 4to. à Par. 1672. Le Nouv. & parfait Marechal &c. par Mr. de Garſault. 4. à Paris 1746. L'Ecole de Cavallerie par Mr. de la Guériniere. in Fol. Par. 1751. Herrn von Reitzenſteins Pferdekenner ꝛc. p. 27. f. Abilgard l. c. p. 12—91.

M.

haben, wenn der Kopf allzu dürre und von Fleiſch entblößt wäre; denn das Aeußerſte iſt allemal gefährlich. Ein großer aber nicht fetter Kopf kündigt zwar keine ſchlechte Augen, aber doch allemal eine Unförmlichkeit und unedle Mine an. Ein allzulanger Kopf (Tête de vieille) wird unter die Fehler eines Pferdes gerechnet.

Ein Pferd trägt ſeinen Kopf nicht gut, wenn ſich das Ende der Naſe nicht mit der Stirn in ſenkrechter Linie befindet. Steht das Ende der Naſe voraus, ſo heißt es: die Naſe ſtrecken oder nach dem Winde tragen, (Tendre le nez, porter au vent, tirer à la main); ſteht es hinterwärts, ſo zeigt es von einem ſchweren Kopfe. Der obere Theil des Kopfs darf auch nicht höher, als der Hals ſeyn, wenn man ſagen ſoll, daß er gut ſtehe.

Pferde mit hängenden dicken Ohren werden Lappohren (oreillards) genennet; wenn aber die Ohren, vornämlich unten, allzuweit von einander abſtehen, ſind ſie gut geſtellet. Von einem Pferde, deſſen Ohren oberwärts nicht näher, als unten zuſammen ſtehen, ſagt man: es hat kein muthig Ohr. Bei jedem Tritte die Ohren, wie die Schweine, ſinken zu laſſen, iſt ein großer Fehler an Pferden.

Das Pferd hat eine ſtumpfe Naſe, (Le Cheval eſt camus) heißt ſo viel, als die Stirn, welche, wie bei dem Widder heraus ſtehen ſollte, iſt bis zur Unförmlichkeit tief und eingefallen.

Große, hervorragende und gleichſam aus dem Kopf heraus tretende Augen ſcheinen Dummheit und Schwermuth an einem Pferd anzukündigen. Kleine tiefliegende, oder ſogenannte Schweinsaugen, geben dem Pferd ein trauriges Anſehen und beweiſen oft ein übles Geſicht.

Die Merkmale von einem guten Geſichte des Pferdes erfordern ungemein viel Aufmerkſamkeit, ehe man ſich davon überzeugt halten kann. Vornämlich muß man ein Pferd gegen das Licht ſtellen und beobachten, ob es davon geblendet wird. Unter die ungewiſſe Proben gehöret die Gewohnheit, mit der Hand nach dem Auge zu fahren und Acht zu geben, ob es dieſelben zumacht, oder nicht? Der Eindruck der hierdurch in Bewegung geſetzten Luft kann veranlaſſen, daß ein ſolches Pferd ſeine Augen zumacht, ohne das zu ſehen, was man ihm vorhielt. Man pflegt auch ſein eigen Auge nahe an das Auge des Pferdes zu halten, um zu ſehen, ob die Gegenſtände in der Hornhaut, wie in ei-

nem Spiegel, abgebildet werden. Das iſt aber eine ſehr trügliche Probe. Denn hierzu wird nichts, als blos eine glatte Haut erfordert. Man muß alſo durch die Hornhaut hindurch ſehen können, wenn man ſich von ihrer Durchſichtigkeit verſichern und überzeugen will, ob das Glas trübe, ob es doppelt, oder von ſchlechter Farbe iſt? Denn eigentlich muß es ſo hell und durchſichtig ſeyn, daß man die Prunelle deutlich ſehen kann. Ein trübes und überzognes Glas zeigt von einer Neigung der Pferde zu Flüßen. Ein Auge kann zwar, wenn ein Augenlied durch einen Zufall zuſammen gezogen iſt, kleiner, als das andere, und doch gut ſeyn, wenn es weder trübe, noch braun ausſiehet.

Es giebt auch Krankheiten, die von ſelbſt wieder verſchwinden und nur auf kurze Zeit ein trübes Geſicht verurſachen. Dahin gehören die Drüſe (La gourme) wie auch der Durchbruch der Milchzähne und Haken des obern Kinnbackens. Ein kleiner weiſſer Fleck am Grunde des Auges, heißet der Drache (Dragon). Mit der Zeit breitet er ſich weiter aus und pflegt alsdann die Prunelle ſo ſtark einzunehmen, daß ein ſolches Pferd auf dem einen Auge blind wird, ohne daß man ihm helfen kann. Die Urſache

ſache, warum dieſer Fleck der Drache genennt worden, liegt eigentlich darin, weil er zuweilen auch braunroth und ſchwarz werden, auch die Geſtalt eines kleinen ſchlänglichten Wurmes oder einer kleinen gekrümmten Schlange anzunehmen pfleget. Wenn die Prunelle weißgrünlicht ausſieht, ſo nennet man ein ſolches Auge oeil cul de verre. Allemal entſtehen eben daraus nicht einäugige Pferde, allein es iſt wenigſtens immer zu befürchten. Eine Prunelle, die mehr Weißes, als Grünliches zeigt, macht eigentlich das aus, was an einem Pferde das Schmerlauge (oeil veron) genennet wird.

Wenn die beiden Knochen des untern Kinnbackens zu groß, zu rund, zu fleiſchicht ſind, ſo nennt man dieſe Unförmlichkeit eine plumpe Ganaße (ganaſſe quarrée). Stehen aber dieſe beide Knochen zu nahe an einander, und der Kanal, welchen ſie bilden, iſt nicht breit und ſichtbar genug, ſo iſt dieſes ebenfalls ein Fehler der Bildung; weil das Pferd mit den Wänden dieſes Kanals die Kehle nicht berühren kann; welches man im Franzöſiſchen ſe ramener zu nennen pflegt. Dieſer Fehler hindert wenigſtens ein Pferd, ſeinen Kopf wohl zu tragen, wofern der Hals nach

dem Verhältniß der Enge des Kanals, nicht dünne genug iſt. Eine bemerkte Geſchwulſt an dieſem Ort iſt ein ſichres Merkmal einer Krankheit.

Ein allzu großes oder allzu kleines Maul erlaubt keine bequeme Lage des Gebißes. Im erſtern Fall liegt es zu nahe an den Stockzähnen und man ſagt alsdann im Franzöſiſchen : Le Cheval boit la bride. Im andern Falle runzelt das Gebiß die Lefzen zuſammen und liegt auf den Haken. Wenn die Lefzen zu groß oder zu fleiſchicht ſind, ſo bedecken ſie die Laden und verhindern die Wirkung des Gebißes, welches bei den Franzoſen S'armer des Levres heißt. Der Gaumen iſt bei dem Gebiße allzuempfindlich, wenn er allzu dicke und fette Furchen hat. Man muß aber wohl merken, daß man bei alten Pferden überhaupt den Gaumen und das Zahnfleiſch nicht ſo fleiſchicht, als bei jungen findet.

Die Laden müſſen erhaben ſeyn und einen Kanal bilden, worin die Zunge bequem liegen kann, ohne über zu ragen. Sie müſſen auch weit vom Fleiſch entblößet ſeyn, daß ſie das Gebiß empfinden können. Allzu ſcharfe Laden verurſachen den Fehler einer allzu großen; allzu niedrige, runde und fleiſchichte hingegen den Fehler einer

all=

allzu geringen Empfindlichkeit bei den Pferden. Die Zunge muß in genauem Verhältniß mit der Hölung des Kanals ſtehen, worin ſie lieget. Geht ſie darüber hinaus, oder iſt ſie ſo dicke, daß ſie ſich über die Laden erhebet, ſo iſt es ein Fehler, welcher den Eindruck des Gebißes verhindert.

Auch der Bart muß das Seinige zur Güte des Mauls beitragen. Wenn die beiden Knochen, woraus es gebildet wird, allzuweit von einander ſtehen und zu wenig Vorſprung haben, ſo iſt er zu platt und hat nicht Empfindlichkeit genug; weil alsdann die Kinnkette nur auf den Seiten ruhet. Stehen aber dieſe beiden Knochen allzu nahe zuſammen und allzuweit hervor, ſo iſt ein ſolcher Bart allzu erhaben und allzu empfindlich, weil die Kinnkette alsdann blos in der Mitte aufliegет. Hat endlich der Bart allzuviel Haare, oder iſt er allzu fleiſchicht, iſt er harthäutig oder ſchwächlich, ſo zeigen dieſe Fehler eine zu geringe Empfindlichkeit und ſchlechte Wartung oder Pflege des Pferdes an.

Von übelgebauten Hälſen giebt es drei Hauptarten: den verkehrten, den falſchen und hängenden Hals. Der erſte wird auch der Hirſchhals genennet, weil er in Anſehung der Stellung, eine Aehnlichkeit mit

dem Halſe dieſes Thieres hat. Er machet vorn eine Erhöhung, vom Kopfe bis an die Bruſt. Der falſche Hals iſt längs der Kehle hin ſenkrecht und hinten über dem Vorderroße bemerkt man eine Vertiefung, welche man den Axthals (Con de hache) zu nennen pfleget. Die letzten ſind endlich diejenigen, die wirklich auf die eine oder die andere Seite zu hängen ſcheinen, weil ſie bei der Mähne zu viel nach der einen Seite fallendes Fleiſch haben. Die dicken und breiten Mähnen werden für unförmlich und ungeſchickt erklärt, weil ſie den Hals beſchweren und ihn zuweilen hängend machen.

Wenn, bei einem runden und fleiſchichten Vorderroße, die Schultern nicht frei ſind, ſo kann der Sattel darüber rutſchen und ſchwer zu heilende Wunden verurſachen. Pferde mit fleiſchichten, dicken Schultern oder im Ausdruck der Kenner: Pferde die an den Schultern beladen ſind, (chargés d' épaules) pflegen um ihrer Schwere willen, gern zu ſtolpern, und ſind blos als Zugpferde zu brauchen, ſie müßten denn bewegliche Schultern haben. Auch diejenigen, welche an jeder Seite der Bruſt große und vorſtehende Gelenke haben, ſind,

we=

wegen der Schwere ihrer Schultern, die ſie ſtärker zum Ziehen macht, blos zum Fuhrwerke geſchickt. Einen offenen Vordertheil haben, iſt ſoviel, als mit einer breiten Bruſt verſehen ſeyn. Wenn das Vordertheil bei den Schultern ſo ſchmal und enge iſt, daß die Vorderſchenkel oben einander faſt berůhren, ſo iſt ein Pferd am Vordertheile ſchwach, und wenn es geht, in Gefahr, die Schenkel ůber einander zu ſchlagen und zu fallen. Schultern, die gleichſam gebunden, erſtorben und ohne Bewegung ſind, heißen vernagelte Schultern (Epaules chévillées). Dieſer Fehler verurſachet einen harten und ſchweren Gang, er ſetzt ſie alle Augenblicke in Gefahr, zu ſtolpern und richtet ihnen die Schenkel in kurzem zu Grunde. Die meiſten Reitpferde mit allzu magern Schultern ſind auf ſolche Art vernagelt.

Je kůrzer die Nieren bei einem Pferde ſind, deſto beſſer galopirt es; allein es geht keinen ſo guten Schritt, und weil ſich der Mittelpunkt der Bewegung allzunahe bei dem Sattel befindet, ſo muß dieſer Bau dem Reiter nothwendig zur Laſt fallen. Ein Pferd mit einem langen Růcken hat mehr Freiheit, die Schenkel auszuſtrecken und einen leichtern Gang, aber zugleich ei-

nen ſchweren Galop. Von einem Pferde mit niedrigem und holem Rücken ſagt man, es ſey enſellée. Bei dieſer Bildung iſt ein Pferd leicht und hat vorn ein ſchönes Anſehen, weil ſein Hals erhaben und ſein Kopf hoch ſtehet: allein es ermüdet geſchwinde und iſt nicht fähig, ſchwere Laſten zu tragen.

Platte Pferde heißen ſolche, deren Ribben enge, abhängig (avalées) und nicht bauchicht genug gebildet ſind. Bei dieſem Fehler können ſie keinen Körper bekommen. Ihr Bauch ſteigt niederwärts und hängt weit herunter. Sie ſind plump und ungeſchickt, haben wenig Athem, und, wenn auch ihre Nieren gut ſind, doch allemal ein ſchlechtes Kreuz. Wenn ſich der Bauch nach hinten zu, wie bei den Windhunden erhebt, ſagt man gemeiniglich: das Pferd hat keinen Leib oder es iſt ſchmal von Gedärmen (étroit de boyau). Dergleichen Pferde freſſen mehrentheils nur wenig, ſie pflegen aber doch faſt alle hitzig oder gierig zu ſeyn. Wenn der Bauch tiefer, als die Ribben, herunter geht, und allzuſehr angefüllet iſt, ſo nennet man ihn einen Hängebauch oder Kuhbauch. Dergleichen junge Pferde freſſen ſehr ſtark, und erregen,

gen, wenn ſie oft huſten, die Furcht, ſie haarſchlechtig werden zu ſehen.

Flanken, die nicht genug ausgefüllet ſind, heißen bei den Franzoſen Flancs retrouſſées. Hole Flanken verurſachen allemal eine Unförmlichkeit. Wenn die letzte kurze Ribbe allzuweit vom Hüftknochen entfernt iſt, oder nicht tief genug herabreichet, ſo bekömmt ein ſolches Pferd keinen Leib oder verliert ihn leicht und man ſagt von ihm: das Pferd hat eine allzukurze Ribbe. Uiberhaupt ſagt man von Pferden, die an einem Orte des Hintertheils Schmerzen empfinden, ſie haben keine Flanken Ils ſont éfflanqués), das iſt: Sie haben einen eingefallnen Leib. Wenn die Flanken mehr, als gewöhnlich, ſchlagebäuchen (wie man zu ſagen pflegt), ohne daß ein Pferd übermäßig angegriffen worden, ſo hat es eine ſchadhafte Flanke; athmet aber das Pferd nur ſchwer bei der Arbeit, ſo nennt man es ein ſchnaubichtes, (Souffleur gros d' halaine) oder wenn dieſer Fehler nicht ſo merklich iſt, ein großathmichtes Pferd. Man unterſcheidet es leicht von denen, welche ſchadhafte Flanken haben, weil das Schlagebäuchen der ſchnaubichten Pferde ſich verlieret, ſobald ſie zur Ruhe kommen.

Die Kreutze, welche von den Nieren an bis zum Schwanze nicht rund genug zulauſſen, und kurz zu ſeyn ſcheinen, weil ſie zu bald abfallen, werden für ungeſtalt erkläret und Hangekreutze (Croupes avalées oder culs de prune) genennet. Abgeſchliffne Kreutze (croupes coupées) heiſſen diejenigen, welche hinterwärts nicht weit genug heraus gehen oder groß genug ſind. Scharfe und ſchneidende Kreutze mit plattlaufenden Backen, ſind unter dem Namen der Mauleſelkreutze bekannt. Indeſſen pflegen dieſe Mängel auf die Güte der Pferde keinen beſondern Einfluß zu haben.

Wenn die Knochen des Obertheils der Hüften, bei nicht ſonderlich magern Pferden, allzuerhaben ſind, ſo rechnet man ſie unter die Pferde mit hohen Hüften; Sind ſie aber ſehr fett, ſo nennet man ſie Pferde mit gehörnten Hüften (Chevaux cornus). Gemeiniglich haben ſie dieſe Geſtalt einer flachen Ribbe oder einem niederhängenden Bauche zu danken. Ein Pferd, an welchem eine Hüfte niedriger, als die andere ſteht, wird von den Franzoſen epointé ou enhanoté genennet. Die Bildung der Hüften läßt ſich ſchon aus der Stellung des Schenkels beurtheilen. Steht er zu weit hinter, ſo ſind gewiß die Hüften

ten zu lang und ein ſolches Pferd hat niemals viel Stärke; gehen aber die Hüften ſenkrecht auf die Kugel, ſo ſind ſie zu kurz und der Schenkel kann ſich in dieſem Fall nicht anders, als mit vieler Beſchwerde biegen.

Ein allzuhoch ſtehender Schwanz verurſachet ein ſpitziges Kreuz; ein allzuniedrig ſtehender iſt ein Kennzeichen allzuſchwacher Nieren. Man urtheilet von der Munterkeit und Stärke eines Pferdes, wenn es den Schwanz, indem ihn jemand aufheben will, ſtark an ſich ziehet. Die mit wenigen Haaren bewachſene Schwänze werden Rattenſchwänze (Queues de Rat) genennet. Sie ſind eben ſo fehlerhaft, als die kurzen und als diejenigen Schwänze, die, anſtatt bei ihrem Urſprung am Kreuze eine Erhöhung zu bilden, gerade herunter fallen, welches die Franzoſen durch ihr porter la queuë en trompe ausdrucken.

Pferde mit allzu engem Bug zwiſchen den Ribben tragen die Schenkel und den Fuß auswärts; diejenigen aber, bei welchen der Bug allzu offen iſt oder zu weit von den Ribben abſteht, tragen den Fuß einwärts. Beide Stellungen ſind Merkmale von einer ſichtbaren Schwäche.

Un-

Unter den mancherlei Arten von Kugeln werden die langen für die ſtärkſten, die kurzen, für die vortheilhafteſten zur Bewegung und Beugung des Schenkels, die dünnen, für ungeſtalt und für ein Kennzeichen unkräftiger Schenkel gehalten.

Aus dicken, aufgequollenen Knien läßt ſich ſchließen, der Schenkel müſſe durchgearbeitet ſeyn. Dieſe Muthmaſſung wird Uiberzeugung, wenn die Knie in der Mitte kahl ſind, (couronnés) oder wenn man ſiehet, daß das Haar, durch öfteres Fallen des Pferdes auf dieſelben, und durch keine andere Urſachen abgeſtoßen worden. Ein großes Knie pflegt ein ſchweres Pferd anzukündigen und wenn es von Natur ein wenig vorwärts gebogen iſt, ſo daß die Röhre nicht völlig ſenkrecht ſteht, wird ein ſolches Pferd im franzöſiſchen Braſſicourt genennet. Wenn dieſer Fehler in der natürlichen Bildung ſelbſt gegründet iſt, kann er der Güte des Pferdes nichts ſchaden; iſt er aber durch ſchwere Arbeit oder von den Spannſeilen entſtanden, die man ihm zu lange angeleget gelaſſen, ſo ſagt man, das Pferd ſey gebogen (Le cheval eſt arqué). Allzuſtark angegrifne Schenkel werden nicht gleich anfangs gebogen, ſondern ſie fangen, wie die Schenkel der Ziegen,

erſt

erſt von vorne an, vom Knie bis zur Krone gerade zu werden. Fährt man fort, ſie mit übermäßiger Arbeit anzugreifen, ſo verlieren endlich die Schenkel das Vermögen ſich auszudehnen; ſie bleiben krumm und zittern, ſobald ein ſolches Pferd, nach einem ſtarken Gange, ſtill ſtehet. Wenn es indeſſen große Nieren hat, kann es doch, in dieſem Zuſtande der Entkräftung, noch allerlei Arbeiten verrichten. Die an dem Orte des Knies ein wenig hinterwärts gebogene Schenkel werden Kalbſchenkel genennet. Ein den ſogenannten Braſſicours ganz entgegen geſetzter Fehler! Allzudünne Röhren zeigen bei Pferden aus kalten und feuchten Ländern von einer nachtheiligen Schwäche der Schenkel. Geſchwulſte an den Röhren ſind allzeit Merkmale mehr oder weniger gefährlicher Krankheiten der Knochen.

Pferde mit einem zu dünnen Nerven ſind nicht fähig, große Beſchwerden auszuhalten. Sie ſtolpern leicht und ihre Schenkel werden rund, oder der Nerve ſcheint nicht mehr entblößt zu ſeyn, woraus man immer auf eine Krankheit ſchließen kann. Zur Sicherheit fährt man gern mit der Hand über den Nerven, um zu fühlen, ob er ſich, ohne Geſchwulſt und Verſtopfung, im natürlichen Zuſtande befindet.

Wenn

Wenn er nur wenig vom Knochen abſtehet, ſo führt er, wegen dieſes Fehlers, die Benennung eines Ochſen = oder Kalbesſchenkels. In dieſem Falle pflegt der Nerve dünne, die Schenkel aber nicht lange geſund zu ſeyn. Wenn der Nerve beim Knie zu klein wird, ſo heißt er Nerf failli. Er iſt ein Merkmal der Schwäche in dieſem Gelenke, zugleich aber ein höchſt ſeltner Vorfall.

Dünne Kugeln ſind allzu beweglich und durch dieſen Fehler den ſogenannten Steingallen (Molettes) unterworfen. Pferde mit etwas beweglichen Kugeln haben aber eine ſanfte und gelinde Schnellkraft, welche ſie zur Reitbahn und Parade ſehr geſchickt macht; beim Ziehen aber, beim Zurückſchieben und beim Anhalten, wenn es Bergein gehet, ſind ſie nicht gut zu brauchen. Eine gekrönte Kugel, die nämlich ringsherum, ohne vorhergegangene Verletzung weiter, als der Huf, hervorſtehet, beweiſet einen ſtumpf gewordenen Schenkel, welchen die Franzoſen durch die Beinamen: Jambe boutée ou bouletée andeuten.

Allzu dünne und allzu lange Feßel, welche ſich ſo übel tragen, daß der Sporn faſt allemal die Erde berühret, verkündigen immer einen Mangel hinlänglicher Kraft.

Wenn

Wenn eben dieſer Theil zwar lang iſt, aber ſich doch in einer guten Lage hält, ſo iſt es ein Zeichen, daß er im Nerven vorzüglich mit hinlänglicher Kraft verſehen iſt, welches die Kugel verhindert, ſich allzuſehr zu drehen. Ein ſolches Pferd iſt weiter zu nichts, als zur Parade, zu gebrauchen, weil es keine Strapazen ertragen kann. In beiden Fällen ſagt man: die Pferde ſind langgelenkicht (long-jointés). Denn die Feßeln führen auch den Namen der Gelenke. Diejenigen aber, die einen allzukurzen Feßel haben, werden kurzgelenkige Pferde (courts - jointés) genennet. Wenn ſich die Knie, die Röhre und die Krone dieſer Pferde in einer ſenkrechten Linie befinden, ſagt man: ſie ſind gerade auf ihren Schenkeln (droits ſur leurs jambes) und die franzöſiſchen Pferdehändler nennen ſie Chevaux huchés. Sie ſtolpern und fallen gern, vertreten auch leicht den Fuß, beſonders wenn man ihnen den Stral zu hoch läßt. Sie pflegen auch für den Reiter unbequemer, als die langgelenkichten zu ſeyn. Bei einigen Pferden iſt der Feßel auf einer Seite höher, als auf der andern. Dieſer Fehler iſt aber nicht beträchtlich, weil man ihm beim Beſchlagen abhelfen kann. Das Haar des Feßels

muß vornämlich bei der Krone, nicht ſtraubicht ſeyn, weil man ſonſt eine dahinter verborgne Raute oder ſogenannte Mauke (Peignes) vermuthen muß.

Wenn die Krone erhabner, als der Fuß iſt, ſo zeiget dieſes an, daß der letzte entweder geſchwunden oder die erſtere geſchwollen iſt. Dieſer Theil iſt vornämlich wegen der Schläge in Gefahr, die man Atteintes nennet, und welche das Pferd entweder von einem andern hinten nach gehenden bekömmt, oder ſich ſelbſt giebt, wenn es mit ſeinen hintern Füßen an die vordern ſtößt, oder ſich mit den Griffen oder Eisnägeln (Crompons) verletzet, womit man die Eiſen wafnet.

Ein Fuß, welcher für das Verhältniß des Körpers zu klein iſt, pfleget ſchwach und oft ſchmerzhaft zu ſeyn, auch nur einen engen Stral zu haben. Ein Fuß, der nur wenig dicke und mit einem mittelmäßigen Stral verſehen iſt, erhitzt ſich leicht auf einem harten Wege, und nöthigt hernach das Pferd zum Hinken. Ein allzu dicker Fuß mit einem dünnen Horne und einer dünnen Sohle, iſt ebenfalls ſchwach und wird ein Speckfuß (Pied gras) genennet. Pferde mit allzu großen Füſſen, ſind ſchwer und ungeſchickt.

Das

Das weiße Horn gehört unter die unangenehmen Fehler, weil es viel ſpröder iſt, als das Horn von jeder andern Farbe. Es iſt nicht ſchwer, dieſen Fehler zu erkennen, wenn das Horn von den Hufnägeln geſprengt wird. Wenn der Huf rund herum hohl in die Quere laufende Reifen hat, werden die Füße gereift (pieds cerclés) genennet. Dieſe Ungleichheit im Wachsthum des Horns iſt von der Hitze und Trockenheit im Fuße herzuleiten, und wird oft eine Gelegenheit zum Hinken. Wenn man einen Theil des Hornes wegnimmt, ſo wächſet wieder neues, welchen Erſatz man ordentlich mit dem Namen einer neuen Wand (Quartier neuf ou Avalare) beleget. Es iſt auch eine Art von Unförmlichkeit, weil das neue Horn unebener, dicker und weicher, als das andere, wird. Wenn die Wände zu enge ſind, wenn der Huf bei den Spalten der Gabel zu ſchmal iſt, wenn die Strahle in eine Spitze auslaufen, ſo heißen dergleichen Füße zwanghufig (encaſtelés). Die auf ſolche Art gebildete Strahle und Wände preſſen das Füßchen oder den im Fuße befindlichen kleinen Knochen, und machen, daß ein ſolches Pferd entweder hinken muß, oder wenigſtens nicht nach ſeinem Gefallen

gehen kann. Ein zu lang hinten ausgehender Strahl bildet einen zu langen Fuß, der gern zwanghufig und folglich ſehr geneigt wird, Riße (Seimes) in der einen von den Wänden zu bekommen, die zuweilen von der Krone bis an den Huf herabgehen. Schwache Strahle geben der Hand nach, und die niedrigen ſind nicht dicke genug. Beide geben Gelegenheit zum Hinken, weil ſie nicht genugſamen Widerſtand zu thun vermögend ſind. Eben dieſes erfolgt auch leicht, wenn der Huf unten zu breit iſt, und die Wände ſich aufwärts werfen, oder wenn die Pferde flachhufig ſind (le pied eſt plat), in welchem Fall die Gabel an der Erde aufſtößet. Iſt aber das Horn der Gabel zu breit, welches eine fette Gabel heißet, die gemeiniglich bei niedrigen Strahlen vorkömmt, ſo iſt ein ſolches Pferd eben dieſer Beſchwerde aus gleicher Urſache unterworfen. Eine magere, enge, kleine ausgedörrte Gabel erreget immer den Verdacht eines Hufzwanges (Encaſtelure).

Eine zu dünne Sohle wird leicht niedergetreten; eine zu hohe geht über das Horn heraus, und wenn der Fuß unten nicht hohl iſt, ſo ſagt man, das Pferd iſt vollhufig (le Cheval a le pied comble). Es geht

alſo

alſo auf der Sohle, und muß nothwendig ſich verletzen und hinken. Der Pflug iſt alsdann ſeine einzige Beſtimmung.

Alles, was von der Röhre, der Kugel, dem Feßel, der Krone und dem Fuße der Vorderſchenkel geſagt worden, läßt ſich auch auf eben dieſe Theile bei den Hinterſchenkeln anwenden. Es iſt alſo nur wenig übrig, was von den letztern beſonders erwähnet werden muß.

Magere Dickſchenkel (Cuiſſes) zeigen von einer Schwäche im Hintertheil des Pferdes. Wenn ſie allzunahe beiſammen ſtehen, oder inwendig nicht offen ſind, ſo heißt es bei den Franzoſen: le cheval eſt mal gigoté, und wird mit Recht für ein Zeichen der Schwäche gehalten.

Die kleine Kniekehlen ſind ſchwach, und diejenigen, welche nicht genug von Fleiſch entblößet ſind, werden Speckkniekehlen (jarrets gras) genennet. Die letztern ſind eine Gelegenheit zu vielen Krankheiten, welche zu Fehlern der Füße Anlaß geben. Wenn die Kniekehlen zu enge beiſammen ſtehen, ſo heißt es: das Pferd iſt hinten verſchloſſen (crochu, jarté ou clos du derriere) und es hat ſodann den Fehler eines ſchwachen Hintergeſchleppes, aber doch gemeiniglich noch genug Stärke in den Nie-

 ren.

ren. Wenn die Kugel, anſtatt, wie es eigentlich ſeyn ſollte, ſenkrecht unter der Kniekehle zu ſtehen, vorwärts gerückt iſt, ſchreibt man dem Pferde ebenfalls dieſen Fehler zu. Allzuweit auswärts gekehrte Kniekehlen verhindern das Pferd, ſich auf ſeine Hinterſchenkel zu ſetzen, oder das Kreuz niedriger, als die Schultern, zu heben. Kniekehlen, die ſich beim Gange des Pferdes auswärts werfen, und bei den Franzoſen Jarrêts mous heißen, ſchwächen allemal das Hintergeſchleppe ſolcher Pferde. Wenn die Kugel dergeſtalt vorrücket, daß das Pferd nur auf der Schärfe ſeines Hufes ruhet, ſo nennet man es im Franzöſiſchen Rampin oder juché. Mit dem Alter vermehrt ſich dieſer Fehler, und iſt nur ſodann weniger beträchtlich, wenn er unter die angebornen Fehler gezählet werden darf.

Eigentlich muß man die Schenkel, einen in Vergleichung mit dem andern, zu der Zeit betrachten, wenn das Pferd ſtille ſteht und ruhet. Wenn die Vorderſchenkel oben zu enge zuſammen gehen, machen ſie einen ſchweren Gang. Die Schenkel berühren ſich alsdann erſt, wenn ſie in Bewegung ſind, und bringen das Pferd leicht zum Stürzen. Wenn die Hinterfüße zu

weit

weit unter dem Bauche ſtehen, zeigt eine ſolche Stellung von einer großen Ermüdung des Pferdes. Es bemühet ſich nämlich, die Laſt zu vermindern, die auf ſeinen Vorderſchenkeln ruhet, indem es die Hinterſchenkel ſo weit, als möglich, unter dem Körper zur Unterſtützung vorrücket. Sind hingegen die Hinterfüße ſo weit hinaus geſetzt, daß der Anfang des Schwanzes ſich nicht gerade über den Kniekehlen, ſondern weiter vorwärts befindet, ſo fällt zwar dieſe Stellung nicht ſonderlich in die Augen, ſie iſt aber den Pferden eben nicht ſchädlich. Die Obertheile des Hinterſchenkels können in dieſem Fall etwas zu lang ſeyn, auch das Hintergeſchleppe wohl etwas eher, als bei andern Pferden verderben, ohne deswegen dem guten Schritt eines dergleichen Pferdes nachtheilig zu ſeyn. Wenn die Kniekehle nicht ſo weit, als gewöhnlich, vorgerückt iſt, wenn die obern Theile der Schenkel, die Kniekehlen und Schenkel einerlei Richtung in gerader Linie haben, pflegen die Pferde ſehr ſchwer im Schritt zu ſeyn. Eine Kugel, die ſo weit hervorſtehet, als ob ſie ausgerenkt wäre, verurſachet eine ſehr üble Stellung. Pferde, welche ihre Füße auf die Spitze des Hufes ſtellen, anſtatt auf der Fläche

 deſ-

deſſelben zu ruhen, haben eine üble Lage, und wenn ſie die Hinterfüße auswärts drehen, fehlt es ihnen in den Hinterſchenkeln an hinlänglicher Kraft beim Niederſteigen. Sie können daher nicht anders, als mit vieler Mühe, rückwärts gehen.

Pferde, die, wenn ſie angehalten werden, ihre Schenkel wechſelsweiſe bewegen, anſtatt ruhig zu bleiben, ſind vermuthlich übertrieben; das gilt auch von denenjenigen, welche einen von den Hinterfüßen auf die Spitze ſtellen, oder einen von den Vorderfüßen vorrücken, und in dieſer Stellung bleiben, und wie man ſich ausdruckt, den Weg von St. Jakob weiſen (Montrer le chemin de St. Jacques). Doch können eben dieſe Zeichen auch gewiſſen unruhigen hitzigen Pferden zukommen, oder einigen Pferden ganz natürlich ſeyn. Stellen ſie aber einen Hinterfuß auf die Spitze, und halten zugleich einen von den Vorderfüßen in die Höhe, ſo iſt es ein ſicheres Merkmal eines Schmerzes in den Füßen.

D.

Von dem verſchiedenen Gebrauch der unterſchiedenen Pferde *).

Pferde, die man auf Reiſen zum Reiten beſtimmt, und Reiſepferde (Chevaux de maitre) nennet, müſſen in der Stärke ihres Alters und von gutem Körper ſeyn, um die Arbeit auszuhalten. Sicherheit auf den Schenkeln, ein wohlgemachter Fuß, guter Huf, leichtes Maul und ſanfte Bewegungen ſind Eigenſchaften, die man von ihnen fordert. Man ſuchet auch zu dieſer Abſicht ſolche beſonders aus, die nicht gar zu hitzig, ſondern, ohne Trägheit, ruhig ſind. Wenn ſie nur einen guten Schritt ge-

*) S. Abilgard l. cit. p. 119.

M.

gehen, ſo pflegt man auf Reiſen keine andere Gänge von ihnen zu fordern. Man verwirft billig diejenigen, welche ſcheu und im Freſſen ſo eigen ſind, daß man in Gefahr iſt, nicht allenthalben Futter für ſie finden zu können. Von einem Packpferd (Cheval de ſuite) fordert man ſchon weniger. Genug wenn es unterſetzt und ſtark genug iſt, Laſten, die man ihm aufbürdet, zu tragen. Ein etwas hartes Maul gereicht unſtreitig zu ihrem Vortheil, weil ſie von groben Händen regieret werden. Paßgänger, die zugleich den Antritt gehen, ſind allerdings auf Reiſen ſehr bequeme Klepper, ſie pflegen aber dieſen Gang nicht lange auszuhalten.

Zu Poſtkleppern werden gemeiniglich Hengſte gewählet, damit ſie deſto fähiger ſeyn mögen, dieſe beſchwerliche Lebensart auszuhalten. Man verlanget von ihnen, daß ſie unterſetzt, kurz und ſtark, mit guten Schenkeln und Füßen verſehen, im Galop leicht ſeyn ſollen, ohne die Nieren fallen zu laſſen. Wenn ſie dabei nicht ſtetig oder ſonſt wunderlich und eigenſinnig ſind, ſo iſt man weiter nicht um die Beſchaffenheit ihres Mauls oder um die Schönheit ihrer Leibesgeſtalt bekümmert.

Zur Abrichtung für die Reitſchulen oder für den Krieg werden lauter ſchöne, leichte und muntere Pferde gewählet, die Feuer und Lebhaftigkeit beſitzen. Ihr Maul muß zu dieſer Abſicht ſo gut, ihre Bewegungen aber müſſen ſo gelinde, als möglich, ſeyn. Es gehöret überdies ein lebhafter Schritt und verkürzter Galop, gute Nieren und Kniekehlen zu einem Pferde dieſer Art.

Von Kriegespferden für Offiziere verlanget man, daß ſie empfindlich, biegſam, geſchickt, muthig und leicht ſind. Allzu zärtliche, ſchöne, oder zu hitzige Pferde dürfen hierzu nicht ausgeſucht werden.

Zu einem ordentlichen Reitpferd iſt es genug, wenn es ſtammhaft und ſtark iſt, einen leichten Trab gehet, gute Knie und ein feſtes Maul hat.

Bei Pferden, die zur Pracht gehalten werden, ſiehet man hauptſächlich auf ein ſchönes äußeres Anſehen. Ihre vornehmſten Eigenſchaften alſo ſind Schönheit der Farbe, der Geſtalt, der Mähne und des Schweifes. Darzu gehört noch eine gewiſſe Art der Unruhe und des Stolzes, ein gutes ſchäumendes Maul, und ein beſtändiges Kauen am Gebiße. Die muthigſten und ſtolzeſten Pferde (Piaſſeurs) ſind in dem

Fall,

Fall, wo es nur auf ein äuſserliches falſches Anſehen ankömmt, allemal die beſten.

Ein Reitpferd zum Vergnügen darf nur von mittelmäſsiger Gröſse, ehe klein, als groſs ſeyn, weil die Bewegungen der doppelten Klepper (double bidet) nicht ſo ermüdend ſind, als die Bewegungen eines groſsen Pferdes. Friedfertigkeit und ein guter Schritt müſſen ihm nicht fehlen. Allzu groſse Lebhaftigkeit würde dem Reiter beſchwerlich fallen. Sichere Schenkel und ein gutes Maul ſind Haupteigenſchaften. Die frömmſten und ruhigſten dieſer Pferde werden Frauenzimmerpferde genennet.

Pferde zur Parforcejagd müſſen leicht, ſchnell, dauerhaft und von gutem Athem ſeyn, ein gutes aber nicht allzu empfindliches Maul haben, weil oft Aeſte den Zaum berühren. Man fordert auch von ihnen, daſs ſie kaltſinnig ſeyn ſollen, damit ſie nicht vom Getöſe der Jagdhörner und Hunde betäubt, endlich dumm vor dem Kopfe werden möchten. Den Piqueurs werden zwar gemeinere und ſtammhaftere, doch zugleich ſchnelle und lebhafte Pferde gegeben.

Die ſogenannten Schuſspferde (Chevaux d'Arquebuſe) welche beim Bürſchen (Chaſſe

au chien couchant) gebrauchet werden, müſſen abgerichtet ſeyn, den Schuß zu hören, ohne darüber zu erſchrecken. Man wählt ſie gern von der Größe der doppelten Klepper, oder von der mittlern Statur, damit man leichter aufſitzen kann. Sie müſſen ganz ruhig ſeyn, und gar keinen eignen Willen haben, aber einen guten Schritt gehen.

Von Kutſchenpferden verlangt man einen guten Trab, niedrige Hinterſchenkel, gerade Nieren und einen hohen Kopf mit einem guten Maule, ſehnichte Schenkel und wohlbewaffnete Füße.

Ein Pferd, welches vor die Poſtchäſen geſpannet wird (Cheval de brancart) muß von guter Größe, unterſetzt und langgeſtreckt; ein Pferd aber, das den Poſtilion trägt (le Bricolier), darf eben nicht ſo unterſetzt, es muß aber zu einem leichten und kurzen Galop fähig und gewöhnt ſeyn.

Vor die Karren, vor den Pflug u. ſ. w. nimmt man gern dicke Hengſte von gemeiner Art, und nennet ſie Gaule (Rouſſins). Da ſie am Kumme ziehen, müſſen ſie nothwendig unterſetzt ſeyn, breite Bruſt und ſtarke Schultern haben.

Zu Laſtpferden ſchicken ſich keine andere, als unterſetzte Pferde mit breiten Ribben und guten Nieren; zu Landkutſchenpferden können ſchlankere und leichtere gebraucht werden, weil ſie oft im Trabe gehen.

Vom Nutzen der Theile des Pferdes.

Herr von Buffon ſowohl, als Herr Daubenton haben mit hinlänglicher Ausführlichkeit die mannigfaltige Vortheile beſchrieben, welche man von den Pferden, im Ganzen genommen, und von ihren Fähigkeiten erwarten kann. Es wäre nur noch übrig, etwas vom Nutzen und Gebrauch der einzelnen Theile dieſer edlen Thiere zu ſagen. Um aber dieſe Nachrichten auf keine Weiſe zur Ermüdung der Leſer auszudehnen, wollen wir nur mit wenigen Worten die Theile anzeigen, welche man von jeher zu beſondern Abſichten angewendet, und uns dann etwas länger beim Nutzen und Gebrauch der Pferdemilch verweilen.

Ob wir gleich in Europa den Genuß des Pferdefleiſches mehr verabſcheuen, als uns darnach gelüſten laſſen, ſo weiß man doch aus zuverläßigen Berichten, daß es von den Schwarzen ſowohl an der Goldküſte in Guinea *) und von den Arabern, als von den Tartarn **) und Chineſern ***) mit Appetit verzehret wird. Die erſtern finden eben ſo viel Geſchmack daran, als an ihrem Hundefleiſch, und die Araber pflegen aus dem Fleiſche junger Pferde vorzügliche Leckerbiſſen zuzubereiten. In Siberien haben die ſogenannten Bratski eine beſondere Gewohnheit, Pferde zu weihen. Man führet ein ſolches Pferd vor den Prieſter, welcher erſt einige Worte ſaget, hernach aber demſelben einen gelinden Schlag mit der Hand giebt, worauf es derjenige laufen läßt, welcher es an der Hand hielt. Ein auf ſolche Art geweihetes Pferd wird niemals beritten, oder ſonſt zu einer Arbeit gebrauchet. Wenn der Beſitzer davon

ſtirbt,

*) S. Dappers Afrika S. 458. 459.

**) S. Gmelins Reiſe nach Siberien, 1. Theil oder Samml. der Reiſen, Gött. 1751. gr. 8. Tom. IV. p. 167.

***) S. Neuhofs Geſandtſchaft nach China, Fol. p. 274. 275.

ſtirbt, wird es ihm geopfert, ſeine Knochen werden auf deſſen Grab gelegt, das Fleiſch aber wird von den Prieſtern verzehret *). Die Kalmucken machen ſehr viel aus dem Pferdefleiſch; ſie legen es aber nicht unter, ſondern hinter den Sattel, damit ſie während dem Reiten hinter ſich greifen, und nach Gefallen etwas davon abſchneiden können. Wenn ſie es recht feierlich verzehren wollen, röſten ſie es ein wenig an einem hölzernen Bratſpieße **). Bei den Usbecker Tartarn iſt eigentlich nur der Pferdekopf eine Speiſe der Vornehmen, das übrige Fleiſch gehöret für den gemeinen Mann ***). Bei den Tunquineſen iſt das Pferde- und Hundefleiſch weit mehr, als ander Fleiſch, geachtet ****). Die Jakuten pflegen das Fleiſch ſogar von verreckten Pferden, von Mäuſen und Murmelthieren dem Ochſen- und Kuhfleiſch vorzuziehen a). Bei dem Gebirge zwiſchen Peru

*) S. de la Porte Reiſen 2c. 7. Th. S. 144.

**) Hannov. Beitr. 1759. Phyſ. ök. Ausz. 3. S. 236.

***) Andersons Reiſe um die Welt S. 113.

****) S. Tavernier Reiſen, 3. Th. S. 66. u. 79.

a) Gmelin. S. Götting. Reiſen 2c. 5. Th. S. 469. 472.

ru und Chili machten die Spanier ſelbſt im Jahr 1535 wegen Mangel der Lebensmittel keine Schwierigkeit, ſich an Pferdefleiſch zu ſätigen *). Duval erzählet, **) daß in den Fleiſchbänken der Stadt Moſkau neben anderem das Pferdefleiſch ſehr häufig verkauft wird. Der Geſchmack der Menſchen iſt unterſchieden. Ein Europäer wird nicht leicht einem der angezeigten Völker ſeine Malzeiten beneiden. Indeſſen beweiſen die angeführten Beiſpiele, daß, überhaupt betrachtet, alle Pferde, und beſonders die jungen Füllen, allerdings unter die eßbaren Thiere gehören, und daß die Europäer ſelbſt im Fall der Noth ſich beim Genuß ihres Fleiſches nicht übel befunden haben.

Noch mehr Aufmerkſamkeit verdienet aber der Gebrauch, den man in einigen Gegenden von der Milch der Pferde zu machen pfleget. „Eine friſche Pferdemilch, ſagt Herr Prof. Pallas ***), iſt viel flüßiger, als Kuhmilch; allein wegen eines geringen lauch-

*) Allg. Reiſen 15. Th. S. 91.

**) In ſeiner Weltbeſchreibung 2. Th. S. 393.

***) In ſeiner Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reichs, 1. Th. St. Petersb. 1771. gr. 4. S. 315.

lauchhaften Nebengeſchmackes etwas unangenehm. Durch eine reinliche Säurung aber bekömmt ſie einen überaus annehmlichen weinſäuerlichen Geſchmack. Sie ſetzt kaum einige Tropfen Schmant, und kann alſo nicht, wie man geſchrieben, zum Buttermachen gebraucht werden. Dagegen führt ſie deſto mehrere berauſchende gährende Beſtandtheile bei ſich. Im Sommer bedienen ſich daher die Kalmucken der Pferdemilch faſt allein zum gemeinen *) Getränke und zum Branntwein machen. Die Milch wird zum Säuren in große lederne oder andere Gefäße geſchüttet, welche im Winter nahe bei dem Feuerplatz über oder in der Erde geſtellt werden. Die Säurung befördern ſie mit getrocknetem aus Mehl bereitetem ſcharfgeſalznem Sauerteig. Von der zum Branntwein beſtimmten Milch wird kein Schmant abgenommen, ſondern von Zeit zu Zeit alles mit einer Art von Butterſtock unter einander gerühret. Eine auf dieſe und andere Weiſe geſäuerte Pferdemilch wird auf Kalmuckiſch Tſchigan, auf Tartariſch Kumyß genennet, und zum Theil

 als

*) Auch bei den kleinen Tartarn oder Nogainen iſt es gewöhnlich. S. Taverniers Reiſen S. 147. M.

als ein Getränke, theils zum Branntwein-brennen verbrauchet.

Die Uibertreibung des Branntweins iſt ganz allein den Weibern überlaſſen. Die eigentliche Zurüſtung dabei iſt vom Herrn Prof. Pallas *) ausführlich beſchrieben und abgebildet. Die Kalmucken bezeugen, daß ihr Milchbranntwein in geringer Menge nicht ſo hurtig rauſche, als der ruſſiſche **); wenn man ihn aber bis zur Trunkenheit genöſſe, bliebe man zween Tage lang närriſch, und brauche noch längere Zeit, ſeinen Rauſch ganz auszuſchlafen.

Das ungemein ſaure Uiberbleibſel der Milch, welches die Kalmucken Buſah nennen, wird nicht verſchleudert, ſondern auf unterſchiedene Art genutzet. Theils pflegen ſie es mit friſcher Milch vermiſcht ſogleich zu verzehren, theils zum Bereiten der Schaf- und Lämmerfelle zu brauchen. Im erſten Fall nennen ſie das Gemiſche Schuurmyk, und genießen es mit vielem Appetit."

Eben dieſes Uiberziehen der Pferdemilch nach vorhergegangener Säurung iſt auch bei den teleutiſchen Tartarn bei der Stadt Kus-

*) l. cit. S. 316.
**) S. Götting. Samml. von Reiſen, gr. 8vo. 1751. 4., Th. S. 273.

Kusnetzk gebräuchlich *). Die Tartarn bewirthen ſich bei großen Feierlichkeiten mit ſaurer Pferdemilch, und werden davon ſo berauſcht, als andere Völker von Bier, Wein oder Branntwein **). Das vornehmſte Getränke der großen Herren bei den Mongolen iſt Kosmos oder Kumis, auch Karakosmos oder ſchwarzer Kosmos von Pferdemilch. Man ſchlägt nämlich dieſe Milch in einem großen ledernen Sack mit einer Keule ſo lange, bis die gröbern Theile, wie Hefen von weißem Weine, unterſinken, die klärern aber, wie Molken, oben bleiben. Der Bodenſatz wird den Bedienten gegeben, welche davon überaus feſt zu ſchlafen pflegen. Der Trank wird für höchſt angenehm, zugleich aber auch für geſund ausgegeben. Der Fürſt Batu bekam täglich Karakosmos von dreitauſend Pferden, außer der lautern weißen Milch, die ſeine Unterthanen ihm alle drei Tage bringen mußten ***).

Bei den Alten wurden der Pferdemilch die heilſamſten Wirkungen in der Epilepſie,

*) S. Gött. Reiſen 4. Th. S. 273.
**) Ebend. 4. Th. S. 447.
***) S. Leipz. allgem. Reiſen 7. Th. S. 413.

wider die Schwindſucht, Huſten und Engbrüſtigkeit beigeleget *). Das Pferdemark haben einige wider die rheumatiſche Schmerzen angerathen **). Uiberhaupt wurden vor Zeiten faſt alle Säfte, alle Theile, ſelbſt die Unreinigkeiten der Pferde, zu Heilungsmitteln vorgeſchlagen. Wer begierig iſt, den mediziniſchen Nutzen kennen zu lernen, welchen die Alten dem Blute, dem Fleiſch, dem Kothe, dem Harn, dem Schweiß, der Milch, dem Schaum oder Geifer, dem Fett oder Schmalz, den Hoden, dem Schwamme oder den Warzen an den Schenkeln, dem Hufe, den erſten Zähnen eines Füllen, dem Roßbezoar (Hippolithus) u. ſ. w. zueigneten, den bitten wir, alle dieſe größtentheils mit vielem Recht abgeſchafte und gegen wirkſamere Arzneien vertauſchte Mittel in D. G. Abr. Merkleins Thierreich ꝛc. Nürnb. 1751. 8. von S. 165—172. nachzuleſen.

Den ökonomiſchen Nutzen des Pferdemiſtes wiſſen die Hauswirthe und Gärtner am beſten zu beſtimmen. Da er ein ſehr hitziger

*) Lemery Mater. Lexikon, Leipz. 1721. Fol. S. 431.

**) Encycl. œcon. Tom. V. p. 3.

ger Dünger iſt, wird er blos mit andern Arten vermiſchet, und hauptſächlich in ſogenannten Miſtbeeten gebrauchet *).

Herr Nordenberg **) hat ſogar gefunden, das auch wohl die Schafe ſich mit friſchem Pferdemiſt, wenn etwas Mehl darunter geſtreuet wird, füttern laſſen, ſobald ſie nur einigermaßen darzu gewöhnet ſind. Eben dieſer Verſuch iſt auch von einigen Hauswirthen bei allgemeinem Futtermangel mit dem Hornvieh gemacht worden, und es hat ſich beſſer dabei befunden, als bei der Fütterung mit Tannenreiſe. Von Herrn Hagſtröm iſt angemerkt worden ***), daß dieſer Miſt auch für die Schweine den ganzen Winter durch eine gute Nahrung abgiebt, wenn er nach der von ihm vorgeſchriebenen Art mit etwas Kleien, Abgang, Rockenſpreu, allerhand dünnen Spülich u. ſ. w. vermiſchet wird. Die gegen das Gebirge wohnende norwegiſche Bauern füt-

*) Ausführlichere Nachrichten vom vorſichtigen und nützlichen Gebrauch deſſelben findet man im Journ. œconom. T. VII. p. 436. beſonders aber Tom. VI. p. 99. Art. Couche.

**) In den Abh. der ſchwed. Akad. der Wiſſenſch. 1741. 3. B. S. 246.

***) Ebend. 9. Th. 1746. S. 255.

tern im Winter ihre Kühe mit lauter Pferdemiſt, welchen ſie mit etwas Heu vermengen. Sie vertragen es recht gut, aber die Milch bekömmt von derlei Fütterungen einen unangenehmen Geſchmack *).

Von den Künſtlern und Handwerkern werden außerdem noch die Haare, die Haut und Hufe der Pferde verarbeitet. Aus den erſtern, wenn ſie aus den Mähnen oder dem Schweife genommen werden, verfertigt man allerlei Putz, Halsbänder, Armbänder, Haarbeutel, Bogen zu Inſtrumenten, Ringe, Knöpfe, Haarſiebe, Netze u. ſ. w. Die kurzen Haare der Haut verbraucht man zu Hüten, zu Seilen, zu Ausſtopfung der Sättel, einiger Arten von Polſtern oder Küßen, der Stühle und anderer Meublen. Die Häute werden von den Sattlern und Riemern auf ſehr vielfältige Weiſe zu Geſchirr und Riemenwerk verbrauchet. Bei den Kalmucken, Tartarn u. ſ. w. werden daraus viele Arten lederner Geſchirre bereitet. Von den erſtern erzählt Hr. Prof. Pallas **) folgende Art der Zubereitung brauchbarer Pferdehäute. „Sie brühen,

ſagt

*) Ebend. 10 Th. 1748 S. 195.

**) In der angef. Reiſe ꝛc. S. 321.

ſagt er, dieſe Häute friſch mit ſiedendem Waſſer, bis die Haare ausgehen. Einige laſſen die Felle in Aſche liegen, um das Haar loszumachen. In einem Fall ſowohl, als im andern werden ſie darauf an beiden Seiten mit Meſſern ſo glatt, als möglich iſt, gekratzet, und in einem fließenden Waſſer ganz rein gewaſchen. Einige geben alsdann ſolchen Häuten dadurch noch eine Bereitung, daß ſie dieſelben eine Woche und länger in ſaurer etwas geſalzener Milch liegen laſſen. Um die beſten und recht hornartigen Gefäße zu machen, werden die Häute ſo, wie ſie aus dem Waſſer kommen, an der Sonne hingebreitet, da dann die Weiber, welche damit umzugehen wiſſen, Stücken von der Figur, die zu dem verlangten Gefäß erforderlich iſt, ausſchneiden, und ſelbige mit Thierſennen friſch zuſammen nehen, alsdann aber über einem Rauchfeuer wohl austrocknen. Sie verfertigen auf dieſe Art nicht nur Gefäße mit weiten Oefnungen, welchen ſie während des Trocknens mit ihren Händen die Geſtalt geben können, ſondern auch bauchichte Schläuche und Sattelflaſchen mit einem engen Halſe, die ſie, um die Geſtalt zu erhalten, theils über dem Feuer unaufhörlich und mit vieler Geduld aufblaſen, theils mit Sand

oder Aſche füllen, und außenher mit allerlei Strichen und Linien verzieren. Sie wiſſen ſogar große lederne Theekannen mit engen Röhren zum Ausguß ziemlich künſtlich zu verfertigen u. ſ. w.

Der Gebrauch, welchen die Kammacher vom Horn der Pferdehufe zu machen pflegen, fällt jedem ſchon zu deutlich in die Augen, als daß wir davon ausführliche Nachricht zu ertheilen für nöthig erachteten. Uiberhaupt war die Abſicht gegenwärtigen Anhanges blos dahin gerichtet, aufmerkſamen Leſern außer den Vortheilen, die wir uns von der Dienſtwilligkeit dieſer edlen Thiere in ſo vielerlei Fällen zu verſprechen haben, auch etwas von dem Nutzen zu erzählen, den uns auch dann, wenn ſie mit dem Tod ihrer Dienſte für unſer Vergnügen und Bequemlichkeit erlaſſen worden, noch zu gewähren vermögend ſind.

M.

Er-

Erklårung
der
ſiebenten Kupfertafel.

Wie das Alter der Pferde aus den Zåhnen zu erkennen. *)

Ein weſentlicher Theil von dem, was ein Pferdeliebhaber wiſſen muß, beſteht in der Erkenntniß des Alters der Pferde an den Zåhnen bis ins achte Jahr. Herr von Buffon hat ſchon das nöthigſte davon geſagt, und wir beſchließen den Artikel vom Pferde nur noch mit Erklårung der zur Erleichterung dieſer Abſicht beigefügten Kupfertafel.

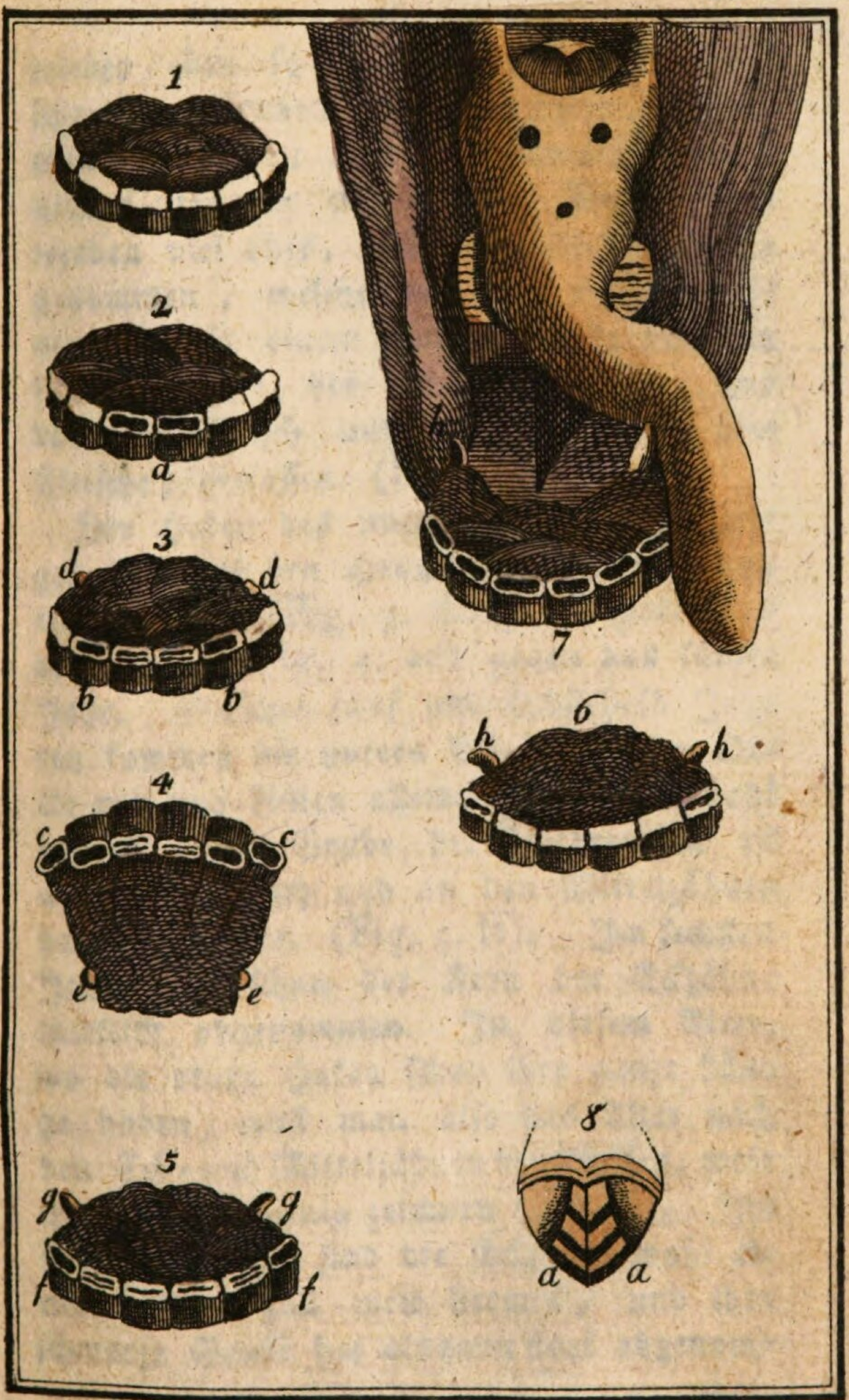
An den Backzåhnen låßt ſich bei dem einen Geſchlecht ſo wenig, als bei dem andern, auch bei den Stuten an den Haken, wenn ſie zufålliger Weiſe dergleichen haben, das Alter nicht erkennen. Blos die Vorder=

*) S. Herr Garſaults Unterricht für Liebhaber der Pferde. ꝛc. Berl. 1770. 8vo. p. 19.

derzähne bei Hengſten und Stuten, und bei den erſtern zugleich die Haken, ſind eigentlich die Gegenſtände, welche man in dieſer Abſicht genau zu beobachten hat. Gleich nach der Geburt erſcheinen bei den Füllen oben und unten ſechs kurze, ganz weiße Vorderzähne oder ſogenannte Milchzähne, (Tab. VII. Fig. 1.) wovon alsdann etwa nach drittehalb oder drei Jahren die zween mittelſten oben und unten ausfallen, und innerhalb 14 Tagen durch vier andere wieder erſetzet werden, die etwas höher und nicht ſo weiß, aber auf der Platte ingeſammt mit einer ſchwarzen Vertiefung verſehen ſind. (Fig. 2. a.) Man ſagt in dieſem Fall, das Pferd fängt an zu zeichnen (Le Cheval commence à marquer). Zwiſchen viertehalb und vier Jahren pflegen die beiden mittelſten oben und unten auszufallen. Der zur Seite jedes Vorderzahns (Pince) ſtehende Zahn heißt eigentlich der Mittelzahn. Innerhalb 14 Tagen werden ſie durch vier andere, mit ſchwarzen Vertiefungen, erſetzet, und das ſchwarze Mal der Vorderzähne ſieht alsdenn etwas bleicher aus. (Fig. 3. bb.)

Nach vier vollen Jahren verlieren ſich die beiden Eckzähue (Coins) oben und unten. Es kommen aber an ihrer Stelle,

wie=



Büff. Naturh. d. Vierſ. Thiere. I. T.

wieder eben ſo viel wahre Zähne, mit ſchwarzen Gruben zum Vorſchein, welche man den Kern oder das ſchwarze Zeichen nennet (Germe de Feve). Die oberſten werden viel eher, als die unterſten wahrgenommen, welche nach und nach erſcheinen und mit einem ſcharfen Rande verſehen ſind, weil ſie, bis ins fünfte Jahr, nur das Zahnfleiſch und die Mitte unter dem Fleiſche, einfaſſen. (Fig. 4. cc).

Die Haken des untern Kinnbackens zeigen ſich bei den Hengſten gegen vier und ein Halbjahr (Fig. 3. dd); die Haken des obern aber (Fig. 4. ee) gegen das fünfte Jahr. Zwiſchen fünf und ſechſtehalb Jahren kommen die untern Eckzähne in der Dicke von zwo Linien allemal ſchwarz und hohl hervor. Die Grube der Vorderzähne iſt alsdann gänzlich und an den Mittelzähnen halb abgenutzet. (Fig. 5. ff). Im ſechſten Jahre hat ſchon der Kern der Eckzähne merklich abgenommen. In dieſem Alter, wo die obern Haken ſchon ihre ganze Länge haben, muß man alſo das Alter nach den Eck- und Mittelzähnen beurtheilen, welche noch ein wenig zeichnen (Fig. 6). Im ſiebenten Jahre ſind die Eckzähne wohl einen halben Zoll weit heraus, und ihre ſchwarze Grube hat alsdann ſtark abgenommen.

men. Ihr Mal verſchwindet nach dem achten Jahr gänzlich, und man ſagt in dieſem Alter von einem Pferde: es habe die Keimungen verlohren (Le Cheval à razé).

Von den ſo genannten Béguts (Fig. 7.), welche die Zeichen ihres Alters an den Zähnen, und zwar bisweilen an allen, behalten, die alſo nach dieſen Merkmalen gar nicht beurtheilt werden können, iſt ſchon oben geredet worden.

Wenn ein Pferd erſt ſechs Jahre alt iſt, findet man den Haken des obern Kinnbackens an der inwendigen Seite ausgehöhlt. Nach dieſer Zeit verſchwinden dieſe Gruben. Hat nun das Pferd, nach dem achten Jahre ſeine Keimungen verlohren, ſo pflegen die abgenutzten Haken rund zu werden, und nach zehn oder eilf Jahren iſt alles gerůndet. Der Hacken des untern Kinnbackens iſt bei jungen Pferden ſauber, ſpitzig und an den Seiten ſcharf (Fig. 5. gg.); bei zunehmenden Jahren wird er länger, (Fig. 6. hh.) unrein und rund; im Alter gelb und abgenutzt.

Eigentlich ſagt man von einem Pferde: es mache die Scheere (il fait les forces) wenn ſeine Vorderzähne, ihrer Lage nach, indem ſie nach außen hervorſtehen, den ſtum-

ſtumpfen Spitzen der Schaf = oder Tuchſcheeren gleich kommen (Fig. 8. aa.)

Es giebt Pferde, welche ihre kurze und weißen Zähne in ein ſehr hohes Alter behalten. Wenn die Roßtäuſcher dergleichen antreffen, ſo pflegen ſie ihnen, um das Alter zu verbergen, mit einem ſpitzigen Eiſen ein falſches Kennzeichen in die Zahnlücke zu macheu, um das ſchwarze Zeichen, als ein Mertmal ihrer Jugend, nachzuahmen.

Außer den von den Zähnen herzunehmenden Kennzeichen des Alters hat Herr von Garſault. l. cit. S. 23. ꝛc. noch acht andere Merkmale angeführt, welche aber größtentheils trüglich und in allen oben angezeigten Schriften von den Pferden angegeben und beurtheilet ſind. *)

M.

*) Außer dem, was Herr von Buffon ſchon oben von der Kenntniß des Alters der Pferde, geſaget, kann man auch nachleſen des Herrn von Saunier vollſt. Erkenntniß von Pferden ꝛc. Leipz. 1767. Fol. S. 1 — 4. Wilh. Herzogs von Neukaſtel Reitbahn ꝛc. Nürnb. 1764. Fol. p. 17. Freih. von Sinds Unterricht ꝛc. p. 12. Herrn von Reizenſteins Pferdekenner ꝛc. p. 103 — 113.

M.

II. Der Eſel. *)

Scheint nicht der Eſel, wenn man ihn mit recht aufmerkſamen Augen und nach allen Umſtänden betrachtet, blos ein ausgeartetes Pferd zu ſeyn? Wenigſtens könnte man in der vollkommenen Aehnlichkeit der Bildung des Gehirns, der Lunge, des Ma-

*) Linn. S. Nat. Ed. XII. p. 110. n. 2. Equus Aſinus; caudâ extremitate ſetoſâ, cruce nigra ſupra humeros. Raji Syn. Quadr. p. 63. n. 2. Klein. Quadr. p. 6. A. Aldrov. Quadr. Solidung. p. 295. Geſn. Quadr. *p.* 3. Fig. p. 4. bona. Geſn. Icon. Quadr. *p.* 20. Jonſt. Quadr. p. 12. Tab. 6. Fig. bona. Sloane Nat. Hiſt. of. Jam. Vol. II. p. 372. Charlet. exercit. p. 4. Aſinus domeſticus. Briſſon. Quadr. 8vo. p. 70. Aſinus. l'Ane. Hallens Nat. Geſch der Thiere 1 Th p. 147. Der Eſel. D. Merkleins Thierb. Nürnb. 1751. p. 40-46. Vallm. de Bomare Dict. d'Hiſt. Nat. Tom. I. p. 263. Encyclop. oeconom Tom. II. *p.* 38-44 Ane. Aſne. et p. 59. Aneſſe. Cours d'Hiſt. Nat. à Par. 1770. T. I. *p.* 445. Joh. El. Ridigers Entwurf einiger Maulthiere und Eſel nach ihren unter-

Buff. Naturh. d. Vierſ. Thiere I. T.

Magens, der Därme, des Herzens, der Leber und anderer Eingeweide, aus der großen Aehnlichkeit des Körpers, der Schenkel, der Füße und des Geribbes, im Ganzen betrachtet, eine inlängliche Beſtätigung dieſer Meinung finden. Den geringen Unterſchied, welchen man zwiſchen beiden Thieren wahrnimt, könnte man vielleicht auf die Rechnung eines alten Einflußes des Himmelsſtriches, der Nahrung und auf die zufällige Folge vieler Fortpflanzungen kleiner wilder, halb ausgearteter Pferde ſchreiben, und ſich vorſtellen, daß dieſe nach und nach immer mehr ausgeartet, von ihrem regelmäßigen Anſehen immer mehr verlohren und zuletzt dem Anſchein nach, eine neue und beſtändige Art oder vielmehr eine Folge ähnlicher einzelner Thiere hervorgebracht hätten — eine Art alſo, die man für eine beſondere annehmen müßte, in welcher das Fehlerhafte durchgängig überein und unveränderlich wäre. Man wird in dieſer Vermuthung deſto mehr beſtärket, wenn man ſiehet, wie bei den Pferden die Farben des Haares

weit

terſchiedenen Arten und Gebrauche. VII. Th. 1754. Fol. beſonders Tab. 31 — 36. Hebr. Charmor. Griech. Ὄνος. Perſ. Care. Span. Aſno. Ital. L'Aſino. Swed. Asna. Engl. Aſſe.

M.

weit mannigfaltiger ſind, als bei den Eſeln; daher man auch jene für ältere Hausthiere, als dieſe zu halten hat; weil man weiß, daß die Hausthiere in ihren Farben immer weit ſtärker abwechſeln, als die wilden Thieren von eben der Gattung. Darzu käme noch, daß die meiſten von den Reiſenden beſchriebne wilde Pferde nur einen kleinen Wuchs, und, wie die Eſel, ein graues Haar und einen kahlen, am Ende ſtruppichten Schwanz haben; daß ferner einige wilde, ſo gar einzelne Hauspferde, mit einem ſchwarzen Strich auf dem Rücken und noch andern Merkmalen begabet ſind, wodurch ſie mit wilden ſowohl, als zahmen Eſeln deſto mehr Aehnlichkeit verrathen.

So bald man indeſſen ſeine Aufmerkſamkeit an der andern Seite auf den großen Unterſchied des Temperaments, des Naturells, der Sitten und der daraus zu ziehenden Folgerungen, kurz, auf den organiſchen Bau dieſer beiden Thiere richtet; wenn man beſonders erwäget, wie unmöglich es iſt, durch ihre Vermiſchung eine gemeinſchaftliche Gattung oder auch nur eine Mittelgattung zu erzielen, die ſich von neuem wieder fortpflanzen könnte, ſo ſcheint man deſto mehr Gründe vor ſich zu haben, die eine von dieſen Thierarten für eine

nicht

nicht minder alte Gattung, als die andere zu halten und ſich zu überreden, daß beide vom Anfang an ſo weſentlich von einander unterſchieden geweſen, als ſie es noch bis dieſe Stunde zu ſeyn ſcheinen. Um ſo viel mehr, da wir an dem Eſel nicht allein einen kleinern Wuchs, einen größern Kopf, längere Ohren, eine härtere Haut und kahlen Schwanz, ſondern auch eine andere Geſtalt des Kreuzes, eine andere Maße der daranliegenden Theile, ganz andere Stimme, einen andern Appetit, eine andere Art zu ſaufen u. ſ. w., als am Pferde, wahrnehmen. Iſt es alſo wohl billig, den Eſel und das Pferd urſprünglich von einem Stamme herzuleiten? oder ſie, wie die Namenkundigen *) wollen, unter einerlei Familie zu bringen? Sind ſie nicht vielmehr, und waren ſie nicht von je her ganz von einander unterſchiedene Thiere? **)

*) Equus caudâ undique ſetoſâ. Das Pferd. Equus caudâ extremâ ſetoſâ. Der Eſel. S. Linn. S. N. l. cit.

**) Das waren ſie und das ſind ſie auch noch bei Naturforſchern, welche jedes Thier nach allen möglichen Eigenſchaften und Verhältniſſen betrachten; aber nicht bei ſyſtematiſchen Natur-

Dieſe Frage, deren Allgemeinheit, Schwierigkeit und wichtige Folgen die Naturforſcher nicht unbemerkt laſſen können, und die wir in dieſem Artikel nicht übergehen zu dürfen glaubten, weil ſich hier die erſte und vortheilhafteſte Gelegenheit, ſie abzuhandeln, anzubieten ſchien, ſtehet mit der Hervorbringung der Weſen in viel genauerer Verbindung, als irgend eine andere, und nöthiget uns, zu mehrerer Aufklärung derſelben, die Natur unter einem ganz neuen Geſichtspunkt zu betrachten. Wenn wir unter der unbeſchreiblichen Mannigfaltigkeit, die uns alle belebte Weſen darſtellen, womit die Welt erfüllet iſt, ein Thier auswählen, oder auch wohl den menſchlichen Körper zum Grund unſerer Kenntniſſe legen und die übrigen organiſirten Weſen, vermittelſt einer Vergleichung, darnach beurtheilen wollten, ſo würde ſich es ausweiſen, daß, obgleich, alle dieſe Weſen einzeln und jedes für ſich allein beſtehen, auch

Naturkundigen, welche ſich, um die Geſchlechter nicht allzuſehr zu häufen und ihre Lehrgebäude deſto weitſchweifiger zu machen, blos an die Aehnlichkeiten einiger weſentlichen äuſſern Merkmale, ohne Rückſicht auf das Naturell und Sitten der Thiere, zu halten haben. M.

auch alle durch ſtuffenweiſe Verſchiedenheiten unendlich unter ſich abwechſeln, dennoch ein urſprünglicher oder Hauptgrundriß vorhanden ſey, den man ſehr weit verfolgen kann und der weit langſamern Veränderungen, als der Grundriß der Figuren und anderer ſcheinbarer Aehnlichkeiten, unterworfen iſt. Denn, ohne die zur Verdauung, zum Umlauf der Säfte und zur Zeugung gehörige Werkzeuge in Betrachtung zu ziehen, welche doch allen Thieren eigen ſind, und ohne welche jedes derſelben ein Thier zu ſeyn aufhören und weder fortdauren, noch ſich vermehren würde, findet ſich unter den Theilen ſelbſt, welche das meiſte zur Unterſchiedlichkeit der äußern Form beitragen, eine bewundernswürdige Aehnlichkeit, welche nothwendig den Begriff eines erſten Entwurfes, wornach alles gemacht zu ſeyn ſcheinet, in unſere Gedanken zurück rufen muß. Den Körper eines Pferdes z. B. welcher beim erſten Anblick ſo merklich von dem Körper eines Menſchen unterſchieden zu ſeyn ſcheinet, darf man nur erſt genau oder Stück vor Stück betrachten und mit dem menſchlichen vergleichen, ſo werden wir nicht ſo ſehr über den großen Unterſchied beider Körper, als vielmehr über die beſondre und faſt vollkomm-

ne Aehnlichkeit derſelben erſtaunen. In der That, wenn man an einem menſchlichen Gerippe die Knochen des Beckens niederbeuget, die Knochen der Dickbeine, der Schienbeine und der Arme verkürzet, an den Händen und Füßen aber verlängert, wenn man die Glieder der Finger und Zehen zuſammen klebet, und die Kinnbacken länger macht, wenn man das Stirnbein abkürzet und endlich dem Rückgrad eine mehrere Ausdehnung giebt, ſo wird ein ſolches Geribbe, an ſtatt ein menſchliches zu ſeyn, ein wirkliches Pferdegeribbe vorſtellen. Denn es iſt leicht zu begreifen, daß durch eine ſolche Verlängerung des Rückgrades und der Kinnbacken, zugleich die Anzahl der Wirbelbeine, der Ribben und der Zähne vermehret werden müſſe; und der Unterſchied im Bau eines menſchlichen und Pferdegeribbes iſt wirklich blos in der Anzahl dieſer Knochen, die man als hinzu gekommene betrachten muß, in der Verlängerung, Verkürzung und Verbindung der andern zu ſuchen. Will man in Erforſchung dieſer Aehnlichkeit noch weiter gehen, ſo richte man ſeine Aufmerkſamkeit nur auf einzelne weſentliche Theile der Form, z. B. auf die Ribben ins beſondere. Dieſe wird man ſowohl an vierfüßigen Thieren

und

und Vögeln, als an Fiſchen, und ſo gar noch Spuren derſelben an den Schildkröten wahrnehmen, wo ſie noch durch die unter ihrem Schilde ſichtbare Furchen angedeutet zu werden ſcheinen. Man erwäge doch einmal, wie Herr Daubenton angemerket hat, daß ein Pferdefuß, der ſich, dem Anſehen nach, von der Hand eines Menſchen ſo deutlich unterſcheidet, wenigſtens aus eben demſelben Knochen zuſammen geſetzet iſt, und daß wir an dem äuſſern Gelenke jedes unſerer Finger ein hufeiſenförmiges Knöchelchen im Kleinen haben, wie dasjenige im Großen iſt, womit ſich der Fuß dieſes Thieres endiget. Man wird alsdenn urtheilen können, ob dieſe verborgne Aehnlichkeit nicht viel wunderbarer iſt als der ſichtbare Unterſchied; ob dieſe beſtändige Uibereinſtimmung, dieſer Entwurf ſich nicht von den Menſchen auf die vierfüßigen Thiere, von dieſen auf die wallfiſchartigen, von dieſen bis auf die Vögel, von dieſen auf die kriechenden Thiere, von dieſen auf die Fiſche u. ſ. f. erſtrecket, bei welchen allen man beſtändig die weſentlichen Theile, das Herz, die Därme, den Rückgrad, die Sinnen u. ſ. w. antrift? und ob hieraus nicht höchſt wahrſcheinlich zu ſchließen ſey, daß das höchſte Weſen bei

der Schöpfung der Thiere ſich nur eines einzigen Bildes bedienen, und es zugleich auf alle mögliche Weiſe verändern wollen, um den Menſchen deſto mehr zur Bewunderung ſo wohl der herrlichen Ausführung, als des Einfachen im Entwurfe ſelbſt, zu reitzen.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, könnte man vielleicht ſo wohl den Eſel und das Pferd, als auch den Menſchen, den Affen, die vierfüßigen und andere Thiere für eine gemeinſchaftliche Familie halten. Darf man aber hieraus wohl den Schluß ziehen, daß in dieſer großen und zahlreichen Familie, welche Gott allein im Ganzen überſehen und aus nichts hervorbringen konnte, noch andere kleine von der Natur entworfene und mit der Zeit hervorgebrachte Familien ſtatt fänden, wovon einige nur aus zwei einzelnen Thieren, als dem Pferd und dem Eſel, andere hingegen aus vielen, als aus der Wieſel, dem Marder, dem Frettchen, dem Iltis u. ſ. w. beſtänden? oder daß es unter den Pflanzen Familien gäbe, die aus zehn, zwanzig, dreißig und mehrern Pflanzen zuſammen geſetzet wären? Müßte man dergleichen Familien wirklich annehmen, ſo könnten ſie doch auf keine andere Art entſtanden

den ſeyn, als durch die Vermiſchung, durch allmählig erfolgte Abänderungen und durch Ausartung der urſprünglichen Gattungen. Wenn man demnach einmal unter den Pflanzen und Thieren Familien zugiebt und annimmt, der Eſel ſey von der Familie des Pferdes und durch die Ausartung von ihm unterſchieden; ſo wird man mit eben ſo vielem Rechte behaupten können, der Affe gehöre zur Familie der Menſchen und ſey blos ein ausgearteter Menſch; der Menſch alſo und der Affe ſo wohl, als das Pferd und der Eſel hätten einen gemeinſchaftlichen Urſprung, und jede Familie, ſo wohl von Thieren, als von Pflanzen, ſey aus einem einzigen Stamm entſproſſen. Man würde ſo gar zugeben müſſen, daß alle Thiere von einem einzigen hergekommen wären, und daß, in der Folge der Zeit, eben dieſes Thier, indem es entweder vollkommner geworden oder ausgeartet iſt, allen übrigen Arten der Thiere ihr Daſeyn gegeben.

Die Naturverſtändigen, welche ſo leichtſinnig bei Errichtung der Familien unter den Thieren und Pflanzen verfahren, ſcheinen gar nicht auf den Umfang der Folgen gedacht zu haben, wodurch ſie alles, was die Schöpfung unmittelbar hervorgebracht

hat, auf eine ſo geringe Zahl einzelner Weſen, als ihnen beliebte, herunter ſetzen könnten. Wenn es erſt einmal ausgemacht wäre, daß man dergleichen Familien mit Grund errichten dürfte; wenn es gewiß und richtig wäre, daß man bei den Thieren und ſo gar bei den Pflanzen, ich will nicht ſagen viele Gattungen, ſondern auch nur eine einzige, aufzuweiſen hätte, welche durch die Ausartung einer andern Gattung entſtanden wäre; wenn man den Eſel wirklich nur für ein ausgeartetes Pferd halten müßte, ſo würde die Macht der Natur ohne Schranken ſeyn, und man würde mit allem Recht annehmen können, ſie habe aus einem einzigen Weſen mit der Zeit alle übrige organiſirte Weſen hervorbringen können.

So iſt es aber nicht. Die Offenbarung überzeuget uns vielmehr, daß alle Thiere gleichen Antheil an der Schöpfung haben; *) daß

*) Wir können uns keines einzigen, am allerwenigſten eines ſyſtematiſchen Schriftſtellers unter den Naturforſchern erinnern, welcher entweder den Thieren überhaupt dieſen gemeinſchaftlichen Antheil an der Schöpfung abgeſprochen oder vom Eſel behauptet hätte, daß er blos ein ausgeartetes Pferd ſey. Wir ſehen aus dem Vorhergehen-

daß die beiden erſten von jeder Gattung, und von allen Gattungen, in ihrer ganzen Vollkommenheit aus den Händen des Schö-

henden ſowohl, als aus der Folge, daß Herr von Buffon ſo weit aushohlet, als er kann, um den ſyſtematiſchen Naturforſchern, die er nicht anders, als Namenmacher betrachtet, einen recht ſchmerzlichen Hieb zu verſetzen. Er ſollte doch, ſtatt aller dieſer ſo oft wiederholten Luftſtreiche lieber bedenken, daß es ganz etwas anders ſey, die Geſchichte eines Thieres beſchreiben, und blos eine auf äußere Aehnlichkeiten gegründete Verwandſchaft, zur Erleichterung menſchlicher Kenntniſſe, ſtiften. Der Geſchichtſchreiber der Natur muß alle mögliche Verhältniſſe ſeines Gegenſtandes, den er beſchreibet, beſtändig vor Augen haben; der Verfaſſer eines Lehrgebäudes ſuchet nur allgemeine ſichtbare Merkmale aus, woraus er ſeine Geſchlechter bilden, und die kleinen beſondern Abweichungen, wornach er die Gattungen eines Geſchlechtes beſtimmen kann. Der erſte arbeitet blos für den Verſtand; und der andere ſuchet, durch Beihilfe der Sinne, dem Gedächtniß einen Dienſt zu leiſten und Anfängern durch die aneinander gedrängte Aehnlichkeiten unter den Geſchöpfen eine Wiſſenſchaft zu erleichtern, deren Grenzen ſich in der Unendlichkeit zu verlieren ſcheinen. Ob ſich alle Gattungen ſeiner Geſchlechter unter einander paaren können, iſt nicht ſeine erſte Sorge. Genug, wenn ſie unter einander ſo viel körperliche Aehnlichkeit haben, daß man ſie in dieſer Abſicht als Geſchöpfe betrachten muß, welche nahe mit einander verwandt ſind. In einem Lehrgebäude wird man zuverläßig, den zahmen Ochſen nicht bei dem Eſel, den Auerochſen

Schöpfers gekommen ſind. Man hat ſo gar Urſache zu glauben, daß alle Thiere von der Schöpfung an, faſt eben ſo beſchaffen geweſen ſind, wie ſie uns jetzo in ihren Nachkömmlingen vorgeſtellet werden. So lange man überdies die Natur beobachtet, von den Zeiten des Ariſtoteles bis auf die unſrigen, iſt noch keine neue Gattung von Thieren zum Vorſchein gekommen, ohnerachtet der ſchnellen Bewegung, welche die Theile der Materie mit ſich fortreißet, und entweder zuſammenhäufet oder zerſtreuet, ohnerachtet der unendlichen Menge von Verſetzungen, die ſeit dieſen zweitauſend Jahren entſtehen mußten, ohnerachtet aller ohngefähren oder erzwungenen Vermiſchungen der Thiere weit von einander entfernter oder nahe verwandter Gattungen, welche doch nie etwas anders, als einzelne fehlerhafte und unfruchtbare Thiere, die keinen Stamm zu neuen Fortpflanzungen abge-

ſen und Büffel aber nicht bei den Kameelen finden; ob gleich dieſes in einem Werke, das blos die Geſchichte und nicht die Anordnung der Thiere zur Abſicht hat, gar wohl verziehen werden könnte. Verdient nicht jede Bemühung, außer andern Gründen, auch nach ihrer Abſicht und Nutzen beurtheilet zu werden?

M.

geben konnten, oder niemals neue Gattungen hervorbrachten. Daher ſollte man ſich weder durch die innere, noch durch die äuſſere Aehnlichkeit, wenn ſie auch noch gröſſer, als zwiſchen dem Pferd und Eſel wäre, verführen laſſen, dieſe Thiere unter einerlei Familie zu bringen oder ihnen einen gemeinſchaftlichen Urſprung beizulegen. Denn wofern ſie wirklich von einerlei Stamme und einerlei Familie wären, ſo müßte man ſie wieder zuſammen bringen, ihre Begattung von neuem wieder veranſtalten und mit der Zeit alles wieder zerſtören können, was die Zeit vorher zur Wirklichkeit gebracht hätte.

Ferner hat man zu erwägen, daß, obgleich in der Natur alles nach allmähligen und faſt unmerklichen Abänderungen geſchiehet, die Zwiſchenweiten dieſer Grade und Abänderungen doch bei weitem nicht alle gleich, und daß die Gattungen deſto weniger zahlreich ſind, je höher ſie in der Ordnung der Dinge ſtehen und je gröſſere Zwiſchenweiten ſie von einander abſondern. Die niedrigern Gattungen hingegen ſind deſto zahlreicher und grenzen zugleich ſo nahe an einander, daß man um ſo viel eher in Verſuchung geräth, dieſelben in einer Familie zuſammen zu bringen, je mehr ſie,

durch

durch Menge und durch ihre geringe Abweichungen von einander, wodurch ſie unſerm Gedächtniß zur Laſt fallen, uns in Verwirrung und Verlegenheit ſetzen. Man muß aber allezeit bedenken, daß dieſe Familien unſer eigen Werk ſind, daß wir ſie ſelbſt, blos zur Erleichterung für unſern Verſtand, erfunden, und daß wir, wenn unſerm Verſtand die wirkliche Folge der Weſen unbegreiflich bleibt, nicht ſo wohl der Natur, als uns ſelbſt die Schuld beizumeſſen haben, *) welche von dieſen Familien gar nichts weiß und wirklich nur lauter einzelne Weſen in ſich begreifet.

Ein

*) Das müßte ohnſtreitig der ſtolzeſte und eben dadurch der verächtlichſte unter allen Naturforſchern ſeyn, der ſich einbildete, die ganze Stufenfolge aller Weſen in der Natur, nach allen ihren Abänderungen und unmerklichen Uibergängen, eingeſehen zu haben. Je weiter man in der Naturforſchung gehet, je mehrere Geſchöpfe man kennen lernet, deſto weiter entfernt man ſich von dieſem lächerlichen Stolze. Herr von Buffon hat alſo hier wirklich die wahre Abſicht der Lehrgebäude angegeben und wir können gar nicht begreifen, warum er dieſe billige Erleichterung für unſern eingeſchränkten Verſtand ſo ſehr verwerflich findet, daß er im ganzen Werk jede Gelegenheit auſſuchet, ſeinen Eifer dagegen auszulaſſen. M.

Ein einzelnes Weſen (Individuum) iſt ein eignes, für ſich beſtehendes und abgeſondertes Weſen, das mit andern weiter nichts gemein hat, als daß es ihnen in gewiſſen Stücken ähnlich, oder ganz verſchieden beſchaffen iſt. Alle ſich ähnliche Weſen dieſer Art, welche die Oberfläche der Erde heget, pfleget man, zuſammengenommen, als eine Gattung zu betrachten. Gleichwohl machen weder die ähnlichen Weſen zuſammen genommen, noch die Anzahl derſelben dieſe Gattung aus; vielmehr beſteht ſie aus der unveränderlichen Folge und ununterbrochenen Fortpflanzung der einzelnen Weſen, welche die Gattung ausmachen. Ein einziges Weſen, das immer fortdauerte, würde ſo wenig, als eine Million ähnlicher Weſen, bei einer beſtändigen Dauer, eine Gattung genennet werden können. Das Wort Gattung iſt alſo ein abgeſonderter allgemeiner Begriff, und die Gegenſtände, welche das Wort bezeichnet, ſind nur in ſofern außer uns vorhanden, als wir die Natur in der Folge der Zeit auf einander und ſo wohl in der unveränderlichen Zerſtörung, als in der eben ſo unveränderlichen Wiedererneurung der Weſen betrachten. Durch die Vergleichung der Natur in den letzigen und vergangenen Zeiten und der

genwärtigen einzelnen Weſen mit den vergangenen, haben wir erſt einen deutlichen Begriff von dem erhalten, was wir Gattung nennen. Die Vergleichung der Anzahl und der Aehnlichkeit der Weſen hat man blos für einen hinzugekommenen und oftmals von dem erſten ganz unabhängigen Begriff zu halten. Denn der Eſel hat mehr Aehnlichkeit mit einem Pferde, als der Pudel mit einem Windhund. Gleichwohl machen die letzten einerlei Gattung aus, weil ſie Thiere mit einander zeugen, die wieder ähnliche Thiere hervor bringen können. Dagegen müſſen das Pferd und der Eſel zwo unterſchiedene Gattungen ſeyn, weil aus ihrer Begattung bloße unfruchtbare und fehlerhafte Thiere zu entſtehn pflegen. *)

Man

*) Der ganze Streit unſers Herrn Verfaſſers gründet ſich, dem Anſcheine nach, blos auf die mehrere oder geringere Einſchränkung des Begriffes, den ſich die eine oder die andere Parthei vom Worte Gattung zu machen beliebt. Die Buffoniſche läßt ſich bei gar keinem Lehrgebäude anwenden, das blos zur Erleichterung der Naturgeſchichte verfertigt worden. Dennoch würde man ſo wohl dem berühmten Archiater von Linnee, als andern ſyſtematiſchen Naturforſchern viel Unrecht anthun, wenn man ſie beſchuldigte, daß

Man bemerket und erkennet alſo die Zwiſchenweiten der Abänderungen in der Natur am allerdeutlichſten in dieſer charakteriſtiſchen Verſchiedenheit der Gattungen. Es ließe ſich auch wohl behaupten, daß dieſe Weiten zwiſchen den Gattungen die gleicheſten und unter allen zugleich die unveränderlichſten wären; denn es läßt ſich allemal zwiſchen zwoen Gattungen oder zwiſchen zwoen Folgen einzelner Weſen, die ſich fortpflanzen und nicht vermiſchen können, eben ſo wohl eine Abſonderungslinie ziehen, als man zwo Folgen von einzelnen Thieren, welche ſich durch die Vermiſchung fortpflanzen, in eine einzige Gattung zu vereinigen vermag. Dies iſt eigentlich der unveränderlichſte Punkt, auf den wir in der Naturgeſchichte zu ſehen

daß ſie die Gattungen, welche ſich mit einander vermiſchen und fruchtbare Geſchöpfe hervorbringen können, nicht näher, als andere, die ſich nicht mit einander paaren und nur unfruchtbare Geſchöpfe zeugen, zuſammen gebracht und von den entfernten unterſchieden hätten. Im Linneiſchen Syſtem z. B. findet man alle Hunde, als Hunde unter einer Nummer, die übrigen Thiere aber, welche den Hunden gleichen, ſo wie das Pferd und den Eſel, unter verſchiedenen Nummern beſchrieben.

M.

hen haben. Die übrigen Aehnlichkeiten und Unterſchiedlichkeiten, die man bei Vergleichung der Weſen etwas finden mögte, würde man insgeſammt weder für eben ſo beſtändig und eben ſo weſentlich, noch für eben ſo zuverläßig, halten können. Dieſe Zwiſchenweiten alſo werden in unſerm Werke durchgängig die einzigen Abſonderungslinien ausmachen. Wir werden keine andere Eintheilung der Weſen zulaſſen, als wir in der Natur ſelbſt finden. Jede Gattung, jede Folge von einzelnen Weſen, die ſich einander hervorbringen, ohne ſich vermiſchen zu können, ſoll für ſich beſonders und ganz allein betrachtet werden. Von Familien, Geſchlechtern, Ordnungen und Klaſſen wollen wir nichts mehr annehmen, als uns die Natur ſelbſt anbietet. *)

In ſo fern eine Gattung nichts anders iſt, als eine unveränderliche Folge ähnlicher Weſen, die ſich fortpflanzen, iſt es ausgemacht und klar, daß dieſe Benennung ſich blos auf die Thiere und Pflanzen anwenden laſſe,

*) Um aufrichtig mit unſern Leſern zu verfahren, müſſen wir bekennen, daß wir von dieſem ganzen Abſatz nicht zwo Zeilen verſtehen oder völlig ergründen können. M.

laſſe, und daß es eine Folge des gewöhnlichen Mißbrauches der Wörter und Begriffe iſt, wenn ſie die Namenmacher auch bei den unterſchiedenen Arten der Mineralien gebraucht haben. *) Man darf alſo weder das Blei, noch das Eiſen für Gattungen ſondern blos für zwei unterſchiedene Metalle ausgeben. Bei unſerer Abhandlung von den Mineralien wird man gewahr werden, daß wir uns bei Eintheilung derſelben, ganz anderer Abſonderungslinien, als bei den Thieren und Pflanzen, bedienen.

Um aber wieder auf die Ausartung der Weſen und beſonders der Thiere zu kommen, wollen wir doch die Bewegungen der Natur und Abänderungen, die ſie uns darbietet, etwas näher betrachten und genauer unterſuchen. Bei dem Geſchlechte der Menſchen, das wir am beſten kennen, wollen wir den Verſuch machen, wie weit ſich dieſe Verſchiedenheiten erſtrecken. Die Menſchen ſind in Anſehung der Farbe vom Weißen bis

*) Wie es ſcheint, ſo darf man unter dem Worte Gattung, wenn wir den Herrn von Buffon recht verſtehen, weiter nichts, als lauter Weſen denken, die ſich wirklich mit einander begatten. Eine Bedeutung, welche vielleicht noch in keinem Lehrgebäude vorgekommen iſt! M.

zum Schwarzen, in Anſehung des Wuchſes von einer einfachen bis zu einer doppelten Höhe, ferner in Anſehung der Dicke, der Leichtigkeit und Stärke wiederum von Dopelten bis zum Einfachen u. ſ. w. in Anſehung des Verſtandes vom Allervorzüglichſten bis auf das Unmerkliche von einander unterſchieden. Doch die letzte dieſer Eigenſchaften gehöret nicht zur Materie, folglich auch nicht zur gegenwärtigen Betrachtung. Die andern ſind lauter gewöhnliche, vom Einfluß der Himmelsſtriche und der Nahrung herzuleitende Veränderungen der Natur. Dieſe große Verſchiedenheit in der Farbe und in der Größe oder Dicke des Wuchſes verhindert indeſſen gar nicht, daß ein Schwarzer oder Neger und ein Weiſſer, ein Lappländer und Patagonier, ein Rieſe und ein Zwerg, nicht vermögend ſeyn ſollten, Menſchen mit einander zu zeugen, die ſich ſelbſt wieder fortpflanzen könnten. So ſehr demnach alle dieſe Menſchen von einander, dem Scheine nach, unterſchieden ſind, müſſen ſie doch von einer und eben derſelben Gattung ſeyn, weil dieſe beſtändige Fortpflanzung eben dasjenige ausmacht, was wir die Gattung nennen. Außer dieſen allgemeinen Abänderungen, hat man auch noch beſondere, die ſich nicht minder

durch

durch die Fortpflanzung erhalten. Dahin rechnen wir die ungewöhnlich großen Beine der Menſchen von der ſo genannten St. Thomasart *) auf der Inſel Ceylon, die rothen Augen und weißen Haare der Dorier und Chakrelaſier, die ſechs Finger und Zehen an jeder Hand und Fuß gewiſſer Familien **) u. ſ. w. Dergleichen ſonderbare Verſchiedenheiten machen einen blos zufälligen Mangel oder Uiberfluß aus. Wenn ohngefähr gewiſſe einzelne Menſchen den einen oder den andern an ſich hatten, pflanzte ſich einer, wie der andere, hernach von einer Art auf die andere fort, wie es mit allen Erbfehlern oder Erbkrankheiten zu geſchehen pflegt. Man hat aber dieſe Verſchiedenheiten, ſo beſtändig ſie auch ſeyn mögen, dennoch blos als Abänderungen zu betrachten, die nur einzelne Menſchen angehen, ohne ſie deswegen, von ihrer eigenthümlichen Gattung

*) Man ſehe im VI. Bande das Kapitel von der Unterſchiedlichkeit der Menſchenarten.

**) Dieſe merkwürdige Beobachtung, außer viel andern wichtigen philoſophiſchen Gedanken von der Zeugung und andern Materien, ſtehen in den Briefen des Herrn von Maupertuis.

tung zu trennen. Denn die ungewöhnliche großbeinichte, oder mit ſechs Fingern verſehene Menſchenarten können ſich doch ungehindert mit allen gewöhnlichen Arten begatten und Kinder mit ihnen zeugen, die ſich ſelbſt ordentlich wieder fortzupflanzen vermögen. Eben dieſes gilt auch von allen andern Unförmlichkeiten oder Mißgeſtalten, welche die Aeltern auf ihre Kinder erblich zu machen pflegen. Hier iſt eigentlich die Grenzlinie, wobei die Fehler der Natur und ihre Verſchiedenheit bei den Menſchen aufhören. Sollte man etwan einzelne noch mehr ausgeartete Menſchen antreffen, ſo werden ſie zum wenigſten ihres Gleichen nicht fortpflanzen und alſo weder das Unveränderliche, noch das Einfache in der Gattung aufheben können. Bei den Menſchen iſt alſo nur eine und eben dieſelbe Gattung anzunehmen. Wenn man auch vielleicht geſtehen muß, daß es in Anſehung der einzelnen unter ſie gehörigen Weſen, die zahlreicheſte, die veränderlichſte und unregelmäßigſte in allen ihren Handlungen ſey, ſo bemerkt man doch nicht, daß die unbegreifliche Verſchiedenheit der Bewegungen, der Nahrung, des Himmelsſtriches und ſo viel anderer möglicher Verhältniſſe, Weſen hervorgebracht hätte,

die von den andern genugſam unterſchieden wären, um neue Stämme auszumachen, die uns zugleich ſo ähnlich wären, daß wir unſere vormalige Verwandſchaft mit ihnen gar nicht abläugnen könnten.

Wenn die Neger oder die ſchwarzen und weißen Menſchen ſich nicht durch einander fortpflanzen könnten; wenn ſogar ihre Kinder unfruchtbar und wirklich unfähig zur fernern Fortpflanzung blieben; ſo würden dieſes alsdann zwo ſehr von einander unterſchiedene Gattungen, und der Neger würde, in Betrachtung gegen den Menſchen, dasjenige ſeyn, was der Eſel in Anſehung des Pferdes iſt. Oder vielmehr, wenn der Weiße einen Menſchen vorſtellete, ſo müßte der Neger nicht mehr ein Menſch, nein! er müßte vielmehr, wie der Affe, ganz ein eignes Thier und wir Menſchen müßten berechtiget ſeyn, zu glauben, der Weiße und der Schwarze hätten ſich keines gemeinſchaftlichen Urſprunges zu rühmen. Allein die Erfahrung ſelbſt widerleget ſchon genugſam die Unrichtigkeit unſerer Vorausſetzung. Weil ſich demnach alle Menſchen mit einander begatten und durch einander vermehren können, ſo müſſen ſie auch alle von einerlei Stamme herkommen und von einer gemeinſchaftlichen Familie ſeyn.

Der Fall, daß zuweilen zween einzelne Menſchen ihr Geſchlecht nicht mit einander vermehren, kann ſich auf ſehr geringe Nebenumſtände, als auf die Ungleichheit ihrer Temperamente oder auf einige ganz zufällige Fehler in den Zeugungsgliedern des einen oder des andern, gründen. So wie der Fall, daß zwei einzelne Weſen unterſchiedener Gattungen, wenn man ſie zuſammen bringt, andere Weſen hervorbringen, die weder dem einen, noch dem andern gleichen, folglich keine Aehnlichkeit mit etwas Beſtändigem haben, und aus eben dieſem Grunde nichts zeugen können, was ihnen ähnlich wäre, blos von einer gewiſſen Uibereinſtimmung zwiſchen der Form des Körpers und der Zeugungswerkzeuge dieſer unterſchiedenen Thiere herzuleiten iſt. Was gehöret aber nicht für eine unermeßliche und faſt unendliche Zahl von Verſetzungen und Veränderungen der Umſtände darzu, wenn man ſich auch nur einfallen laſſen wollte, daß zwei Thiere, nämlich ein Männchen und ein Weibchen, von einer gewiſſen Gattung hinlänglich ausgeartet wären, um nicht mehr zu dieſer Gattung gerechnet werden zu dürfen, oder um nicht mehr fähig zu

ſeyn

ſeyn, mit Thieren, welche vordem ihres Gleichen waren, etwas zeugen zu können! oder daß zwei Thiere ſogar bis auf denjenigen Punkt ausgeartet wären, der nothwendig iſt, wenn ſie beide mit keinem andern Thier als mit ſich ſelbſt, etwas hervorzubringen vermögend ſeyn ſollen! Was für eine ungeheure und unüberſehbare Menge von Verſetzungen würde nicht hernach ſtatt finden, wenn die neue Frucht zwei ſolcher ausgearteten Thiere, den Geſetzen aufs genaueſte folgen ſollte, nach welchen andere vollkommne Thiere hervorgebracht werden! Ein ausgeartetes Thier iſt an ſich ſchon ein fehlerhaftes Geſchöpfe. Und wie könnte wohl ein fehlerhafter Urſprung, eine Verderbung, ein offenbarer Mangel, einen eignen Stamm abgeben und nicht nur eine Reihe beſtändiger Weſen, ſondern auch dieſe nach eben der Art und nach eben den Geſetzen hervorbringen, nach welchen ſich Thiere von einem reinen Urſprung wirklich fortpflanzen?

Man kann alſo zwar die Hervorbringung einer Gattung durchs Ausarten eben nicht als etwas in der Natur ganz unmögliches erweiſen; es giebt aber doch eine ſo große Menge von entgegengeſetzten Wahrſcheinlichkeiten, daß man, auch philo-

loſophiſcher Weiſe, nicht unterlaſſen kann, daran zu zweifeln. Hätte jemals durch die Ausartung einer Gattung, eine andere Gattung entſtehen; oder die Gattung des Eſels von der Gattung des Pferdes hervorgebracht werden können, ſo müßte dieſes wenigſtens nach und nach, durch unmerkliche Abänderungen geſchehen ſeyn, und es würden zwiſchen dem Pferd und dem Eſel eine große Menge von Mittelthieren *) ſtatt

*) Einigen Leſern zum Beſten wollen wir hier etliche Beiſpiele von ſogenannten Mittelthieren beibringen, wodurch vielleicht einige Stellen des Hrn. V. deutlicher werden möchten. Vermiſchungen von Thieren einer Art ſind eben keine große Seltenheit. Wenigſtens bewirket ſie die Kunſt, ſo oft man ſich die Mühe geben will. So entſtehen zum Beiſpiel aus Stiegelitzen und Kanarienvögeln Thiere, welche Baſtarte genennet werden, und ſowohl von der Mutter als vom Vater etwas Aehnliches in einer Vermiſchung geerbet haben. Ohne Beihilfe der Kunſt findet man oft in Karauſchenteichen Zwitter von dieſen und den Braßen, welche Hälferlinge heißen, weil ſie von den Eigenſchaften beider Fiſcharten die Hälfte beſitzen, oder man trift auch wohl Zwitter von Karpfen und Karauſchen an, welche dann die ſogenannte Karauſchkarpfen ausmachen.

Viel ſeltner trägt ſich der Fall zu, daß aus zwei Thieren unterſchiedener Gattung eine fruchtbare Vermiſchung geſchehe. In Dauphine und Auvergne hat man eine Art von Thieren,

ſtatt gefunden haben, deren erſtere ſich nach und nach immer weiter von der Natur des Pferdes entfernt hätten, die letztern aber der Natur des Eſels nach und nach immer ähnlicher geworden wären. Warum würden wir aber heut zu Tage gar keine von
die=

welche ihr Daſeyn entweder einem Ochſen und einer Stute, auch wohl einer Eſelin, oder einem Eſel und einer Kuh, zu danken haben. Man nennet ſie daſelbſt Jumars oder Gemars (S. Valm. de Bom. Dict. d'H. N. Tom. VI. *p.* 174) Herr D. Taube hat in ſeinen Beiträgen zur Naturkunde des Herzogth. Zelle 2. St. 1769. p. 257. folgende merkwürdige Begebenheit aufgezeichnet.

Auf einem gewiſſen Hofe nährte man eine einzige Ente unter lauter Hünern. Sie konnte den wiederholten Anfällen eines muthigen Hahnes nicht lange widerſtehen und mußte ſich endlich nach ſeinen Einfällen bequemen. Ohne Vorwiſſen ihrer Herrſchaft brütete ſie und brachte ſechs Jungen aus, die zwar der Mutter ähnlich waren, aber doch in vielen Stücken dem Vater glichen. Sie hatten die mütterlichen Neigungen und ſuchten ihre Nahrung im Waſſer. Allein de Bau ihres Körpers, ob er wohl entenar g zu ſeyn ſchien, war doch nicht völlig zu dieſer Abſicht eingerichtet und verſagte ihnen im Schwimmen die nöthige Hilfe. Sie verſanken im Waſſer und ein Theil davon mußte den erſten Verſuch mit dem Leben büſſen. Zwei blieben am Leben, als ein Eigenthum des Herrn Hofmed. Taube und des gelehrten Herrn Paſt. Roque in Zelle. Beides waren Enten und legten viele Eier, die
von

dieſen Mittelgattungen gewahr? und warum wären blos die beiden äußerſten Arten derſelben übrig geblieben?

Man hat alſo den Eſel nicht ſowohl für ein ausgeartetes Pferd oder für ein Pferd mit kahlem Schwanze, ſondern blos für einen Eſel zu halten. Er iſt weder ein Fremdling, noch ein Eingeſchobener, noch ein Baſtart. Vielmehr hat er, wie alle Thiere, ſeine Familie, ſeine Gattung und ſei-

von den gewöhnlichen Enteneiern in nichts unterſchieden waren. Ihre hauptſächlichſte Abweichung beſteht im Schnabel und in den Füſſen. Der oberſte Theil des Schnabels iſt völlig von einer Ente, vorne breit und an den Seiten gefiedert. Der Oberſchnabel iſt gekrümmt, ausgebogen, kürzer als der untere, und hat völlig die Geſtalt eines Hünerſchnabels. Durch dieſe Bildung iſt das Thier unvermögend, einzelne Körper aufzuleſen. Wenn es von der Erde freſſen ſoll, muß ihm viel auf einem Haufen vorgeworfen werden. Beim Waſſertroge ſchnattert es wie eine Ente. Die Füße hatten zwar, der Stellung nach, wohl die Geſtalt der Entenfüße, allein die Krallen ſehen immer den Hünerkrallen ähnlich und ſind durch keine Schwimmhaut an einander verbunden. Dieſer Mangel verurſachet, daß die Hünerente ſich auf dem Waſſer nicht halten kann, ſondern, wie jedes Huhn, unterſinket. Man hat bemerkt, daß ſie bis jezo ſich weder zum Enter noch zum Hahn gehalten, ob man ihr gleich zu beiden oft Gelegenheit gegeben. M.

ſeinen Rang. Er iſt aus einem reinen, und wo nicht eben ſo edlen und berühmten, doch eben ſo gutem, eben ſo altem Geblüt, als das Pferd. Woher nimmt man alſo die Gründe der Verachtung gegen ein Thier, deſſen Güte, Geduld, Genügſamkeit und Nutzbarkeit eine ſolche Begegnung ſo wenig verdienet? *) Sollten die Menſchen wohl ihre Thorheit ſo weit treiben, ſogar unter den Thieren diejenigen am wenigſten zu ſchätzen, deren willige Dienſte ſie für einen allzugeringen Preis verkaufen können? Alle Sorgfalt einer guten Zucht, alle Wartung und Pflege, aller Unterricht, alle Uibungen werden am Pferde verſchwendet; nur den Eſel, das arme geduldige Thier, überläßt man der Ungeſchliffenheit nichtswürdiger Knechte und dem geſchäftigen Muthwillen der Kinder. Was kann aber ein Eſel vom andern lernen? Muß ein ſo vernachläßigtes armes Thier nicht, bei ſo ſchlechter Zucht nothwendig mehr von ſeiner natürlichen Güte verlieren, als es neue

*) Man kann hierbei nachleſen was im XXIten Band des Hambl. Mag. S. 301. ꝛc. Vom Urſprung der Verachtung der Eſel bei den Egyptiern geſaget wird, von denen ſie ſich hernach auf die übrigen Völker fortgepflanzet hat.
M.

neue Vorzüge ſich eigen machen kann? In der That, wenn der Eſel nicht reichlich durch die Natur ſelbſt mit guten Eigenſchaften ausgerüſtet wäre, ſo müßten ſie, bei der verkehrten Zucht, welcher das gute Thier ausgeſetzt iſt, nothwendig alle verſchwinden. Er iſt ein muthwilliges Spiel unbändiger, plumper Bauern, die ihn mit einem Knittel in der Hand vor ſich hertreiben, unvernünftig auf ihn los prügeln, ihn mit unbändigen Laſten belegen und ihn ohne Vorſicht, ohne alle Schonung überladen. Man verfällt gar nicht auf den Gedanken, daß der Eſel, wenn es in der Welt keine Pferde gäbe, ſowohl an ſich ſelbſt, als in Abſicht auf uns betrachtet, das vorzüglichſte, ſchönſte, wohlgebauteſte und ſchätzbarſte Thier unter allen übrigen ſeyn würde. Da er aber nun, ſtatt des erſten, den zweiten Rang behauptet: iſt es wohl billig, daß man ihn deswegen für gar nichts achtet? Blos durch die Vergleichung hat er ſo viel verloren. So oft man ihn betrachtet, oder über ihn urtheilet, zieht man nicht ſowohl ihn ſelbſt, als blos das Verhältniß, in welchem er mit einem Pferde ſteht, zu Rathe. Man ſcheint über dieſer Vergleichung ganz zu vergeſſen, daß er ein Eſel und mit allen Eigenſchaf-

ten ſeiner Natur, mit allen an ſeiner Art haftenden Gaben ausgerüſtet iſt. Man richtet ſein Augenmerk blos auf die Figur und auf die Eigenſchaften des Pferdes, welche dem Eſel fehlen, ohne ſich zu erinnern, daß ihm dieſe keinesweges zukommen.

Er beſitzt eben ſo viel Demuth, Geduld und Gelaſſenheit, als das Pferd, Stolz, Feuer und Ungeſtüm äußert. Züchtigungen und Schläge duldet er mit Standhaftigkeit und vielleicht mit wahren Heldenmuth. Man hat ihm eine vorzügliche Genügſamkeit, ſowohl in Abſicht der Menge, als der Beſchaffenheit ſeines gewöhnlichen Futters nachzurühmen. Ihm ſchmecken auch die härteſten und unangenehmſten Pflanzen, welche das ſtolze Pferd und andere Thiere verachten und für ihn ſtehen laſſen. Blos in Anſehung des Waſſers verräth er eine gewiſſe Zärtlichkeit ſeines Geſchmackes. Er löſchet ſeinen Durſt nur im reinſten Waſſer und in Bächen, die er ſchon gekoſtet hat. Sonſt iſt er beim Trunke eben ſo mäßig, als beim Freſſen. Die Naſe ſteckt er nicht, wie das Pferd, ganz ins Waſſer, weil er ſich, wie man glaubt, vor dem Schatten ſeiner Ohren fürchtet *). Weil man ſich nicht

*) S. Cardanus de Subtilitate Libr. X. Ohnſtrei-

nicht gern die Mühe nimmt, ihn zu ſtriegeln, ſo erſetzt er dieſe Vernachläßigung dadurch, daß er ſich oft auf dem Raſen herum wälzet, und ſich der Diſteln und des Farrenkrauts ſtatt natürlicher Striegeln bedienet. Ohne ſich viel um die aufgebürdete Laſt zu bekümmern, legt er ſich nieder und wälzet ſich, ſo oft es ihm einfällt. Hierdurch ſcheint er ſeinem Herrn wiederholte Vorwürfe wegen der wenigen Sorgfalt machen zu wollen, die er auf ihn verwendet. Er wälzet ſich nicht, wie ein Pferd, in Koth und Waſſer herum, ſondern fürchtet ſich ſogar ſeine Füße zu beſchmutzen, daher auch der Eſel dem Kothe lieber durch Umwege auszuweichen ſuchet. Er hat auch wirklich magrere und feinere Schenkel, als das Pferd. Man kann aus einem Eſel, durch gute Zucht, gar wohl ein geſchicktes Thier machen; und man hat in der That einige ſowohl abgerichtete geſehen, daß man ſich ihrer bedienen konnte, die Neubegierde der Menſchen, auf Unkoſten ihrer Börſen, mit Künſten der Eſel zu unterhalten. *)

In

ſtreitig hat man dieſen Grund ehe für eine Subtilität, als für eine Wahrheit, anzuſehen. M.

*) S. Aldrovandus de Quadr. Soliped. Lib. I. p. 308.

In ſeinen erſten Jugendjahren iſt ein Eſel ein luſtiges und ſogar gemeiniglich ein artiges Thier. Er beſitzt eine natürliche Leichtigkeit und giebt Spuren eines feinen Betragens. Allein mit allen dieſen Eigenſchaften hat es nicht lange Beſtand. Bei der gewöhnlichen Behandlung verdirbt gar bald auch der wohlgeartetſte Eſel, unter der Aufſicht derer, die ihn erziehen. Etwas kann auch wohl das Alter dazu beitragen, wenn er endlich träge, ungelehrig und halsſtarrig wird. Feurig iſt er nicht ehe, als wenn ſeine Begierden erwachen. Zu dieſer Zeit äußert er eine Wuth, welcher durch nichts Einhalt geſchehen kann. Man hat ihn in dieſer Hitze ſich ſo weit vergeſſen geſehen, daß er wenig Augenblicke darnach des Todes geweſen. So heftig ſeine Wuth in ſeiner Brunſt iſt, eben eine ſo ſtarke Zuneigung beweiſet er auch für ſeine Jungen. Plinius verſichert, wenn man eine Mutter von ihren Jungen trennte, daß dieſe weder Feuer noch Flammen ſcheuen würde, um ſich wieder mit ihnen zu vereinigen. Auch ſeinem Herrn pflegt ein Eſel ſehr ergeben zu ſeyn, wenn er auch noch ſo ſchlecht von ihm gehalten wird. Er kann ihn vom weiten ſpüren und von allen andern Menſchen unterſcheiden. Die Oerter

ſeines gewöhnlichen Aufenthaltes, die Wege, die er oft gegangen, kennet er ſehr genau. Seine Augen ſind gut und ſein Geruch bewunderswürdig, beſonders in Auswitterung einer Eſelin. Die Vortreflichkeit ſeines Gehöres iſt mit Schuld an der Stelle, die man ihm unter den furchtſamen Thieren eingeräumet hat; weil man ſich eingebildet, alle furchtſame Thiere müßten ein ſehr feines Gehör und lange Ohren haben. Das Gefühl einer Uiberladung, wodurch man ihn bedrücket, giebt er dadurch zu erkennen, daß er den Kopf ſinken und die Ohren herabhängen läßt. Wenn man ihn zu arg quälet, ſo ſperrt er das Maul auf und ziehet ſeine Lefzen auf eine höchſt widrige Art einwärts. Er ſcheint hierdurch gleichſam die Mine eines höhniſchen Spötters anzunehmen. Sonderbar iſt es, daß er ganz unbeweglich bleibt, wenn man ihm die Augen zuhält. Noch ſonderbarer aber ſieht es aus, wenn er ſich auf die eine Seite gelegt hat und man ſeinen Kopf in die Stellung bringet, daß eines von beiden Augen die Erde berührt und hernach das andere mit einem Stein oder Holz zugedeckt wird. Er bleibt in dieſer Stellung, ſo lange man es zuläßt, unbeweglich liegen, ohne ſich zu ſchütteln und aufzuſtehen.

hen. Er ſchreitet, er trabet, und gallopiret, wie ein Pferd. Nur daß alle dieſe Bewegungen kleiner ſind, und langſamer von ſtatten gehen. Anfänglich kann zwar ein Eſel ziemlich hurtig laufen. Es gehört aber dennoch viel Zeit darzu, wenn man auch nur einen mäßigen Weg mit ihm zurück legen will. Uiberdies mag er eine Bewegung des Ganges annehmen, was er für eine will, ſo iſt er doch, bei ſtarkem Antriebe ſeines Reiters, gar bald mürbe zu machen.

Das Pferd wiehert und der Eſel ſchreit*). Sein Geſchrei iſt nicht allein anhaltend und höchſt widrig, ſondern es dringet auch, durch die unerträglichſten Uibelklänge, bald aus hohen in tiefe, bald wieder aus tiefen in hohe Töne, ſehr beleidigend in fühlbare Ohren. Gemeiniglich pflegen ihm blos die Bedürfniſſe der Begierden oder des Hungers dieſes mißſtimmende Geſchrei abzunöthigen. Die Stimme der Eſelin iſt noch weit klärer und ein-

*) Von der Stimme des Eſels und allen dazu erforderlichen organiſchen Werkzeugen S in den Mem. de l'Acad. R. des Sciens. de Par. Année 1756 — les Recherches ſur les organes de la voix des Quadrupédes &c. p. Mr. Hériſſant, ou Bibl. des Scienc. Tom. X. p. 265.

dringender. Ein verſchnittener Eſel behält nur eine ganz tiefe ſchwache Stimme, die man, wenn er ſich auch noch ſo viel zu bemühen und noch ſo viel Bewegungen mit ſeiner Kehle zu machen ſcheinet, dem ohnerachtet nicht weit von ferne hören kann.

Vom Ungeziefer hat ein Eſel, unter allen haarigen Thieren, am wenigſten auszuſtehen. Läuſe wagen ſich niemals an ihn. Vielleicht weil er mit einer allzu harten und trocknen Haut verſehen iſt. In der That iſt er, an Härte der Haut den meiſten vierfüßigen Thieren überlegen. Deſto leichter wird es ihm, bei Wirkungen der Peitſchen und beim Stiche der Fliegen unempfindlich zu bleiben.

Nach drittehalb Jahren fallen die erſten mittelſten Schneidezähne, hernach auch die andere Schneidezähne neben dieſen aus. Die neuen pflegen dann zu eben der Zeit und in eben der Ordnung, wie bei den Pferden, wieder hervor zu kommen. Aus den Zähnen beurtheilet man auch das Alter eines Eſels, welches die dritten Schneidezähne jeder Seite, wie bei den Pferden, anzeigen.

Mit dem Schluß des zweiten Lebensjahres fängt ſich bei den Eſeln das Vermögen an, ſich zu vermehren. Das Weibchen

chen giebt noch früher Merkmale davon, als das Männchen und iſt nicht minder geil, als dieſes; aber eben deswegen auch ſehr unfruchtbar. Wenn man nicht ſorgfältig darauf bedacht iſt, einer Eſelin gleich das angenehme Gefühl zu benehmen, und ſie durch Prügel in den entzückten Bewegungen ihrer Begierden zu unterbrechen, ſo wird ſie allemal, unmittelbar nach der Begattung, die vom Beſchäler empfangne Feuchtigkeit wieder von ſich geben, und ohne die angezeigte Vorſicht nur ſelten etwas bei ſich behalten. In den Mai und Brachmonat fällt gemeiniglich die Zeit ihrer Hitze. Sobald ſie trächtig ſind, verliert ſich ihre Hitze. Im zehnten Monat pflegen ſie Milch zu bekommen und im zwölften zu fohlen. Oft entdecket man in der Feuchtigkeit des Schafhäutchens harte Stücken, welche dem Pferdegift eines Füllens gleichen. Sieben Tage nach der Geburt gerathen die Eſelinnen von neuem in Hitze und ſind im Stande, den Eſel wieder zu zulaſſen, folglich gleichſam beſtändig zu tragen, zu fohlen und Junge zu nähren. Sie bringt nur ein Junges und nur ſo ſelten zween auf einmal zur Welt, daß man vom letztern Fall beinahe kein Beiſpiel aufzuweiſen hat. Nach fünf oder ſechs Monaten

 kann

kann und muß man billig den jungen Eſel abſetzen, auf daß die Mutter, wenn ſie trächtig iſt ihre Frucht bequemer und beſſer nähren könne. Der Beſchäler oder Hengſteſel muß unter den größten und ſtärkſten ſeiner Gattung gewählet und ausgeſuchet werden. Er darf nicht unter drei und muß nicht über zehn Jahre alt, mit hohen Schenkeln, einem völligen Körper, einem erhabnen und leichten Kopf, lebhaften Augen, großen Naſenlöchern, einem etwas langen Hals, einer breiten Bruſt, fleiſchichten Nieren, weiten Ribben, einem platten Kreuz, kurzen Schwanz, einem glänzenden weich anzufühlenden und dunkelgrauen Haar begabet ſeyn.

Da ein Eſel, eben ſo, wie ein Pferd, wenigſtens drei bis vier Jahre zu wachſen hat, ſo pflegt er auch ſein Alter, wie dieſes, auf fünf und zwanzig bis dreißig Jahre zu bringen. Doch ſollen die Eſelinnen gemeiniglich ein höheres Alter, als die Eſel, erreichen. Allein hiervon iſt ohnſtreitig der Grund blos darin zu ſuchen, daß die Eſelinnen, weil ſie oft trächtig ſind, beſſer geſchonet, die Eſel aber beſtändig unter dem entkräftenden Druck der Laſten, der Schläge und Arbeit erhalten und angeſtrenget werden. Sie ſchlafen noch weni-

niger, als die Pferde, und legen ſich nicht eher zur Ruhe nieder, als wenn ſie ungewöhnliche Strapazen zu dulden gehabt. Ein Hengſteſel iſt ebenfalls dauerhafter, als ein Hengſtpferd, und ſeine Hitze ſcheint mit den Jahren zuzunehmen. Uiberhaupt genießt ein Eſel einer viel dauerhaftern Geſundheit, als ein Pferd. Er iſt minder zärtlich und alſo wenigern Krankheiten, als dieſes, unterworfen. Die Alten wußten ſogar vom Eſel keine weitere Krankheit, als den Rotz, anzugeben, wovon er doch, wie ſchon erwähnet worden, viel ſeltener, als ein Pferd, befallen wird.

Unter den Eſeln giebt es eben ſo, wie unter den Pferden, mancherlei Arten (Races), die uns aber nicht ſo gut bekannt ſind, weil man ſich weniger um ſie bekümmert und ſie nicht mit ſo vieler Aufmerkſamkeit ausgeforſchet hat. Wenigſtens läßt ſich mit Gewißheit vermuthen, daß in den warmen Himmelsſtrichen das urſprüngliche Vaterland aller Eſel ſey. Ariſtoteles verſichert *), man habe zu ſeiner Zeit weder in Skythien, noch in andern daran grenzenden mitternächtlichen Ländern, auch nicht in Gallien, wo es, nach ſeiner Ausſage,

 be=

*) de Generat. animalium. Libr. II.

beſtändig kalt iſt, dergleichen Thiere wahrgenommen. Entweder, fährt er fort, muß die Kälte ſolcher Himmelsſtriche ſie an der Fortpflanzung hindern, oder zu Ausartungen Gelegenheit geben. Den letzten Umſtand macht er zur Urſache ihrer Kleinigkeit und Schwäche in Illyrien, Thrazien und Epirus. Auch in Frankreich ſind ſie noch eben ſo beſchaffen, ob ſie gleich daſelbſt ſchon ſeit langer Zeit gleichſam wie zu Hauſe geweſen und die Kälte des Himmelsſtriches durch die Menge niedergehauener Waldungen und ausgetrockneter Moräſte, merklich abgenommen hat. Noch weit gewiſſer iſt es, daß man ſie in Schweden und andern mitternächtlichen Ländern, itzo noch als etwas Neues betrachtet. *) Urſprünglich ſcheinen ſie aus Arabien gekommen und von hier nach Egypten, von da nach Griechenland, von hier weiter nach Italien, von da nach Frankreich, hierauf nach Deutſchland, Engelland und endlich nach Schweden u. ſ. w. gebracht worden zu ſeyn; denn in der That ſind ſie, nach dem Verhältniß der ſtrengen Kälte der Himmelsſtriche, allemal deſto ſchwächer und kleiner.

Die

*) S. Linnei Fauna Suec. Ed. I. n. 35.

Die Nachrichten der Reiſenden geben uns von dieſen Wanderungen der Eſel hinlängliche Beſtätigung. „In Perſien, ſagt Chardin *), wird man zweierlei Arten von Eſeln gewahr, nämlich die trägen und ſchweren Landeſel, deren man ſich blos zu Fortſchleppung ſchwerer Laſten bedienet, **) und noch eine arabiſche Art. Die letztern ſtellen ungemein artige Thiere und in der ganzen Welt die vorzüglichſten Eſel vor. Sie machen ſich durch ein glattes Haar, einen hohen Kopf und leichte Schenkel, die ſie wohl zu brauchen wiſſen, vor allen Thieren ihrer Gattung berühmt. Ihr Gang iſt untadelhaft. Sie werden auch blos zum Reiten gebraucht. Man legt ihnen Sättel

*) S. Le Voyage de Chardin Tom. II. p. 26 27.

**) Olearius in ſeiner perſianiſchen Reiſebeſchreib. Schleswig. 1663 Fol. p. 576 ſagt: wie die Laſteſel überhaupt in Aſien häufiger, als in andern Theilen der Welt gefunden werden, ſo ſcheint auch Perſien vor andern oriental. Völkern die meiſten zu haben. In Iſpahan ſind ſie kaum zu zählen. In allen Straßen findet man ſie unter ihrer Laſt herumgehen. Die Eſeltreiber haben an ihren Peitſchen eine Kette mit einer Pfrieme, womit ſie beſtändig raſſeln, ſtechen und ohne Aufhören ihren Untergebenen laut zurufen. M.

auf, welche den runden oben platten Packſätteln ähnlich, von Tuch oder Tapetenwerk verfertigt, und mit nöthigem Reitzeug und Steigbügeln verſehen ſind. Man ſitzt auf denſelben viel näher am Kreutz, als am Halſe des Thieres. Einige dieſer Eſel werden mit vierhundert Livres, keiner aber unter fünf und zwanzig Piſtolen bezahlet. Hier läßt man ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren, ſie wie die Pferde, zu putzen, begnüget ſich aber, ſie blos zu Paß abzurichten. Die Art, wie es geſchieht, iſt folgende: Man hänget ihre Hinter- und Vorderſchenkel auf der einen Seite mit zween baumwollenen Stricken zuſammen. Ihre Länge wird nach dem Schritt eines Eſels, den man zum Paßgänger abrichten will, genau abgemeſſen. Hernach werden ſie mit einem andern Strick, der in der Gegend, wo der Steigebügel iſt, durch den Bauchgurt gezogen wird, aufgehänget. Gewiſſe Arten von Bereitern beſteigen des Morgens und Abends dieſe Thiere, um ſie beſtändig in dieſem Gange zu üben. Damit ſie mehr Athem haben mögten, werden ihnen die Naſenlöcher aufgeſchlitzet. Ihr Gang iſt flüchtig, daß man, ſie einzuholen, galloppiren muß."

Sollten wohl die Araber, welche ſchon ſo lange Zeit gewohnt ſind; die Arten ihrer Pferde mit gröſster Sorgfalt zu erhalten, die Eſel eben ſo vieler Aufmerkſamkeit würdigen? oder ſollte man hieraus nicht vielmehr einen Beweis nehmen, daſs der Himmelsſtrich Arabiens der vorzüglichſte und beſte für alle beide ſein müſſe? Aus Arabien ſind ſie hernach in die Barbarei, nach Egypten *) gekommen, wo ſie eben ſo ſchön und groſs gewachſen, als in den heiſſeſten Him-

*) S. Le Voyage de Shaw. Tom. I. p. 308. oder deutſche Ausgabe. Leipz. 1765 p. 148. Der Eſel gehört unter die ſtärkſten und nützlichſten Thiere der Barbarei. Der Sattel wird ihm nicht ſowohl zu Algier als zu Tunis aufgelegt; wo ſie gemeiniglich weit ſtärker und gröſser ſind. In Kairo, ſagt D. Pokock in der Beſchreib. des Morgenlandes 1 Th. Erl. 1771 *p.* 308. reiten blos die Vornehmen auf Eſeln, die von einer groſsen Art ſind, und deren es wie man ſaget, an vierzig tauſend in dieſer Stadt giebt. S. Deſcription de l'Egypte Lettre IX. *p.* 29. Il faut avouer que les Aſnes n'ont rien ici de la pareſſe & de la péſanteur naturelle aux autres. Au contraire ils ont un feu que les plus longues marches ne relantiſſent point. Ils fourniſſent ſans difficulté au longs Voyages de la Mecque & ont un pas ſi vite & en méme tems ſi doux que les chevaux ne les peuvent ſuivre qu'au trot. Quoique ils ſoient ici trop communs, il s'en vend tous les jour jusqu'a deux ou trois cent livres. M.

Himmelsſtrichen von Indien, z. B. in Guinea*), ſind, wo ſie an Größe, Stärke und andern Vorzügen die Landpferde noch übertreffen ſollen. In Madura **) werden ſie ſogar in großen Ehren gehalten. Eine der anſehnlichſten und edelſten Zünfte der dortigen Indianer begegnet ihnen mit außerordentlicher Ehrerbietung, weil ſie glauben, die Körper der Eſel wäre der allgemeine Sammelplatz aller abgeſchiedenen Seelen von adelichem Herkommen. In allen mittäglichen Ländern, von Senegal bis nach China, giebt es weit mehr Eſel, als Pferde, auch häufigere wilde Eſel, als wilde Pferde.

Die Lateiner haben den wilden Eſel oder den Waldeſel, nach den Griechen, mit dem Namen onager beleget ***). Man darf ihn aber nicht, mit einigen Reiſebeſchreibern und

*) S. Le Voyage de Guinée par Boſmann. Utrecht 1705 *p.* 239.

**) S. Lettres edifiantes. Xte Samml. p. 96.

***) Linn. S. Nat. Ed. XII. p. 101 Equus Aſinus, caudâ extremitate ſetoſâ &c. Onager, ſ. Equus auriculis longis, jubâ brevi, pelle tuberculis parvis ſcabrâ, qua efficitur quod Galli Chagrin vocant, his tuberculis ab Aſino domeſtico differt. Klein Quad. *p.* 7. C. Aſinus ſylveſtris; Aſiniferus Onager. Gesn. Quadr. p. 19. Onagrus

und Naturforſchern, mit dem Zebra verwechſeln, deſſen Geſchichte wir beſonders liefern wollen, weil er zu einer andern Gattung von Thieren, als der Eſel, gehöret. Der Onager oder Waldeſel hat keine ſolche Streifen, wie der Zebra, und lange nicht eine ſo zierliche Bildung, als dieſer. Auf einigen Inſeln des Archipelagus, beſonders auf der Inſel Cerigo *) giebt es unterſchiedene wilde Eſel, noch mehrere aber in den Wüſten Lybiens und Numidiens **). Sie haben ein graues Haar und eine Schnelligkeit im Laufen, welcher es nur ein barbariſches Pferd gleich zu thun vermögend iſt. Beim Anblick eines Menſchen thun ſie ei-

grus f. Aſinus ſylv. Raj. Quadr. p. 63. n. 5. Onager. Aldrov. Quadr. Solip. p. 352. (malé) Johnſt. Quadr. p. 14. T. 12. (figura cornuta, quod malé) Charlet. Exerc. p. 4. Hallens Thiere 1 B. p. 252. NB. der gehörnte Eſel, das Einhorn, gehöret in das Verzeichniß der Dinge, welche die Welt ſchon wieder vergeſſen hat. D. Merkleins Thierb. p. 41. Fr. L'Aſne ſauvage. Vallm, de Bom. Dict. Tom. I. p. 267. 270. Encyclop. oeconom. Tom. II. p. 44. Griech. Ὀναγρος. Per. Kuhr. Engl. Wild Aſſ. S. Dappers Afrik. Inſ. p. 33. Guyons Oſtindien. p. 118. M.

*) S. Le Recueil de Dapper. p. 185 und 378.

**) S. Leonis Afric. deſcr. Tom. II. p. 52 und l'Afrique de Marmol. Tom. I. p. 53.

einen lauten Schrey, ſchlagen hinten aus, ſtehen ſtille, und fliehen ehe nicht, als wenn man ſich ihnen zu nähern anfängt. Sie werden in Schlingen und Schleifen von Stricken gefangen. Auf der Weide und auf der Tränke halten ſie ſich heerdenweiſe zuſammen. Ihr Fleiſch pflegen die Einwohner daſiger Gegenden zu eſſen. Zu den Zeiten des eben angeführten Marmol waren auch auf der Inſel Sardinien Waldeſel zu ſehen, ſie hatten aber nicht die Größe der afrikaniſchen. Pietro della Valle hat, wie er verſichert *), einen wilden Eſel zu Baſora geſehen, der ſich in Anſehung der Figur gar nicht von den zahmen oder Hauseſeln unterſcheiden ließ. Eine hellere Farbe und ein gelblicher Strich vom Kopf bis auf den Schwanz war ſein einziges Unterſcheidungsmerkmal; außer daß er mehr Lebhaftigkeit äußerte, und ſchneller, als ein gemeiner Eſel, laufen konnte.

Olearius erzählet **), wie er ſich einſt mit dem König von Perſien auf eine aufge-

*) S. Voyages de Pietro della Valle. Tom. VIII. p. 49.

**) S. Le Voyage d'Adam Olearius à Par. 1656. Tom. I. p. 511. oder vermehrte moſkovitiſche und perſianiſche Reiſebeſchr. von Ad. Olearius 2ten Aufl. Schleswig. 1663. Fol. S. 526. M.

gemauerte Bühne in einem kleinen Thierhof begeben. „ Es wurde, ſagt er, anfäng-
„ lich Konfekt aufgeſetzt und etlichemal
„ herum getrunken, hernach trieb man zwei
„ und dreiſſig Stück von wilden Eſeln in
„ den Thierhof. Der König that etliche
„ Schüße mit Pfeilen und Kugeln unter
„ ſie, alsdann war es einem jeden erlaubt,
„ wer nur Luſt hatte, zu ſchießen. Es
„ war ein rechtes Vergnügen, dieſes Schau-
„ ſpiel mit anzuſehen. Etliche dieſer Eſel
„ hatten zehn und mehrere Pfeile an ſich
„ ſtecken. Wenn dieſe ſich unter den Hau-
„ fen miſchten und die noch unbeſchädig-
„ ten damit anſtießen, entſtand ein ſeltſa-
„ mer Streit mit Ausſchlagen und um ſich
„ Beißen der Eſel unter einander. Nach-
„ dem ſie alle theils erſchoßen, theils nie-
„ dergeſäbelt waren, legte man ſie nach der
„ Reihe dem König vor und verſchickte ſie
„ dann in die königliche Küche nach Iſpa-
„ han. Die Perſer halten den Kuhr oder
„ wilden Eſel für ein ſo delikates, könig-
„ liches Eſſen, daß bei ihnen ein Sprüch-
„ wort aus dieſen Leckerbiſſen entſtanden
„ iſt. " Indeſſen iſt es kaum zu glauben, daß dieſe 32 Eſel alle in Wäldern gefangen worden. Ohnſtreitig waren es Eſel, die man

man in groſſen Thiergärten, zu dem Vergnügen der Jagd, und um ſie hernach zu ſpeiſen, erzogen hatte. *)

In Amerika hat man eben ſo wenig Eſel, als Pferde, wahrgenommen, obgleich der Himmelsſtrich beſonders des mittäglichen Theils von Amerika, ſo gut, als irgend ein anderer, für beide Thiergattungen ſchicklich wäre. Diejenige, welche die Spanier dahin gebracht und welchen ſie auf groſſen Inſeln und auf dem feſten Lande völlige Freiheit ertheilet haben, ſind in dieſen Gegenden, durch die Fortpflanzung ſo zahlreich worden, daß man daſelbſt an vielen Orten gan-

*) Ob gleich die meiſten alten Schriftſteller beſonders Cteſius, Aelianus L. IV. c. 52. Ruyſch T. II. p. 14. der Abt Guyon l. cit. Johnſton l. c. dem wilden Eſel ein Horn auf die Stirn geſetzt hatten, ſo muß doch entweder hierin eine Art der Verwechslung vorgegangen, oder wenigſtens nicht alle Waldeſel mit Hörnern verſehen geweſen ſeyn, weil ſchon Tavernier in ſ. Voyage en Perſe L. V. c. 1. als etwas Beſonders und Rares anmerket, daß der Gouverneur von Schiras dem Schach Abas einen purpurrothen, (vielleicht gefärbten) Eſel mit einem ohngefähr einen Fuß langen Horn auf der Stirn geſchenket. Von der Geſchwindigkeit eben dieſer Thiere redet auch Xenophon in expeditione Cyri minoris. verſ. Gallic. Ablancourtii L. I. S. 5. p. 39. M.

Der Mauleſel. Tab. IX.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.

ganze Heerden wilder Eſel antrift, die man daſelbſt wie die wilden Pferde, mit Schlingen auffänget. *)

Die großen Mauleſel werden eigentlich durch den Eſel mit einer Stute **), die kleinen aber durch einen Hengſt mit einer Eſelin erzeuget, ***) und ſind von den erſtern in vielen Stücken unterſchieden. Von Erzeu-

*) S. Le nouveau Voyage aux Isles de l'Amerique, à Par. 1722 Tom. II. p. 293.

**) Die vom Waldeſel und einer Stute gezeugten Mauleſel ſind allemal unter allen die ſtärkſten. M.

***) Linn. S. N. Ed. XII. p. 101. Aſinus Mulus, ab equa & Aſino. Hinnus ab aſina & equo. Steriles. Raji Quadr. *p.* 64. Briſſ. Quadr. p. 71. Equus auriculis longis, erectis, jubâ brevi. Mulus, le Mulet. Klein. Quadr. p. 6. NB. Aſinus biformis, hybridus, Mulus. Aldrov. Quadr. Solip. p. 358. Geſn. Quadr. p. 794. Fig. bona Geſn. Icon. Quadr. Fig. p. 21 bona. Johnſt. Quadr. *p.* 15. Tab. VI. Fig. ſat bona. Charlet. Exercit. p. 4. Sloane Nat. Hiſtory of Jam. Vol. II. p. 327. Hallens Nat. Geſch. der Thiere 1 B. p. 251. Mauleſel. Zwittereſel. Beckmanns Anfangsgr. der Naturhiſtorie Gött. 67. p. 9. Franz. Mulet, das Weibchen Mule. S. Vallm. de Bomare Dict. d'Hiſt. Nat. Tom. VII. p. 260 — 265. Cours d'Hiſt. Nat. Tom. I. *p.* 467. le Mulet. Span. und Ital. Mulo. Mula. Schwed. Mulaſna. Engl. Mule. Hebr. Pered, das Weibchen Pirdah. Chald. Cudana. Griech. Ἡμίονος. Arab. Beal. Illyr. Mezeck. Sonſt kann

zeugung der Mauleſel und Maulochſen *) u. ſ. w. behalten wir uns vor, künftig beſonders und weitläuftig zu handeln und endigen hier die Geſchichte des Eſels mit einer kurzen Anzeige ſeiner Eigenſchaften und des Gebrauchs, den wir von ihm zu machen gewohnt ſind.

Inſofern wir in unſern Himmelsſtrichen gar nichts von wilden Eſeln zu ſehen bekommen, iſt es uns auch nicht möglich, vom guten Geſchmack ihres Fleiſches etwas Zuverläßiges feſtzuſetzen. Deſto überzeugender weiß man bei uns, daß das Fleiſch der Haus-

kann man über die Mauleſel und Baſtardthiere auch noch Bonnets Conſiderations ſur les corps organiſés à Amſt. 1762. 2. Vol. 8vo und beſonders des Herrn Abt Spallanzani phyſikal. und mathemat. Abhandlungen. Leipz. 1769 gr. 8. von p. 208 — 343. nachleſen, wo man von dieſer Sache die ausführlichſten Nachrichten findet. M.

*) Maulochſen, Onotauri, Jumars, Gemars, werden von einem Ochſen und einer Stute oder Eſelin, oder auch von einem Eſel und einer Kuhe gezeuget. Man kann von ihnen den Spallanzani l. cit. p. 214 ꝛc. Cours d'H. Nat. T. I. p. 458. und Vallm. de Bom. l. c. Tom. 17. p. 174 nachleſen. Herr von Buffon ſcheinet in einem der folgenden Bände die Wirklichkeit der Maulochſen in Zweifel zu ziehen; Herr Bourgelat aber im l'Avant-coureur à Par. 1767. No. 50. 51. ihr Daſeyn zu beſtätigen. M.

Hausesel noch weit ſchlechter, härter, eckler, übelſchmeckender, als Pferdefleiſch iſt. Galen *) hält es noch überdies für ein ſchädlich Fleiſch, welches zu vielen Krankheiten Anlaß geben kann. Dagegen iſt die Milch der Eſelinnen ein ſehr bewährtes und ſpezifiſches Mittel wider gewiſſe Krankheiten, deſſen Gebrauch ſich von den Griechen her bis auf unſere Zeiten beſtändig erhalten. Um eine recht gute Milch dieſer Art zu bekommen, muß man zu dieſer Abſicht eine junge, geſunde, fleiſchichte Eſelin aufſuchen, die vor kurzem geworfen hat und nachhero nicht wieder beleget worden iſt. Den jungen Eſel, welchen ſie eben ſäuget, muß man von ihr wegnehmen, ſie reinlich halten, ihr auch ſatt Heu, Gerſte, Hafer und ſolche Kräuter zu freſſen geben, deren heilſame Wirkungen einen kräftigen Einfluß auf die Krankheit, wogegen man ſie brauchet, haben können. Eine nöthige Vorſicht iſt noch dieſe, die Milch nicht erkalten, auch nicht einmal an der Luft ſtehen zu laſſen, weil ſie alsdann gleich der Verderbniß unterworfen wäre. **)

*) De Alimentorum facultatibus Lib. III.
**) Von den Eigenſchaften, Gebrauch und Nutzen der Eſelsmilch, S. Gaz. Salut. 1766 nc. XI. Frankf.

Die Alten hatten im Blut, im Harn dieſes Thieres u. ſ. w. viel Kräfte, im kleinen Gehirn aber, im Herzen in der Leber u. ſ. w. viel ſpezifiſche Eigenſchaften wahrzunehmen geglaubet; *) allein man hat nachher eingeſehen, daß alle gerühmte Tugenden dieſer Theile durch die Erfahrungen entweder vernichtet oder wenigſtens nicht beſtätiget wurden.

Weil die Haut eines Eſels ungemein hart und mit einer ſtarken Spannkraft verſehen iſt, ſo bedienet man ſich derſelben auf eine vortheilhafte Art zu mancherlei Gebrauche. Man pfleget aus derſelben Siebe, Trommeln und ſehr dauerhafte Schuhe, auch ein ſtarkes Pergament zu Schreibetafeln, das mit einem Gips leicht überzogen wird, zu verfer-

Frankf. neue Ausz. III Th. p. 224 beſonders D. Krünitz auserleſene Aufſätze ꝛc. Leipz. 1767. 68. 8vo S. 81 — 86. und alle daſelbſt angeführte Schriften, ingl. des Herrn D. Unzers Arzt eine med. Wochenſchr. Hamb. gr. 8vo 1 Aufl. 1749 ꝛc. V Th. p. 331 und 371. Neue Aufl. 1769 3 B. p. 273 und 300. M.

*) Wer von den gerühmten Heilkräften faſt aller Theile des Eſels einige Nachrichten ſuchet, kann ſie theils in Herrn Lemery Mater. Lexikon Leipz. 1721. Fol. p. 113 ꝛc. theils in Merkleins Thierbuch, von S. 43 bis 46 angeführet finden. M.

fertigen. Aus eben dieſer Haut wiſſen auch die orientaliſchen Völker den Sagri *), den wir Chagrin **) nennen, künſtlich zu zubereiten. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß auch die Knochen dieſes Thieres, wie deſſen Haut, etwas härter, als die Knochen anderer Thiere ſeyn müſſen, weil ſie die Alten zu Verfertigung gewiſſer Flöten anwendeten, deren Ton ſie für ungleich heller und reiner, als in allen andern aus Knochen gemachten Flöten, hielten.

Unter allen Thieren iſt der Eſel vielleicht im Stande, nach Beſchaffenheit ſeiner Größe die ſchwerſte Laſt zu tragen. Da er nun außerordentlich wohlfeil zu erhalten iſt, und faſt gar keine Pflege verlanget, ſo iſt er auf dem Lande, bei Mühlen u. ſ. w. als ein höchſt nutzbares Thier zu betrachten. Er kann auch gar wohl zum Reiten ge-

*) S. Le Voyage de Thevenot T. II. p. 54.

**) Eine hinlängliche Beſchreibung vom Chagrin und von der Zubereitung deſſelben aus der Eſelshaut, findet man in den hieſigen Mannigfaltigkeiten, einer gemeinnützigen Wochenſchrift III. Jahrg. S. 8 — 11. S. Vallm de Bom. l. c. T. I. p. 484. Encyclop. oecon. T. II. p. 43. Tom. IV. p. 304. Mem. de l'Acad. des ſcienc. de Par. 1709. p. 8. M.

braucht werden. Denn ſein Gang iſt ſanft und ſicher, weil er nicht ſo oft ſtolpert, als ein Pferd. Man pflegt ihn auch in Ländern, wo ein lockerer Boden iſt, oft in den Pflug zu ſpannen, und ſein Miſt kömmt einem ſchweren und feuchten Erdreich, als ein guter Dünger, vortreflich zu ſtatten.

Zu-

Zuſatz.

Alle Benennungen der äußern Theile des Pferdes laſſen ſich auch auf den Eſel anwenden; weil er aus eben den Theilen, wie das Pferd beſtehet. Indeſſen findet man an den Hinterſchenkeln der Eſel keine Schwämme. An den Vorderſchenkeln wird man Spuren derſelben faſt an eben dem Orte gewahr, an welchem ſie bei dem Pferde ſitzen. Eine ſchwarze von Haaren entblößte Haut, woran ſich gar nichts hornartiges zeiget, iſt eigentlich das Merkmal dieſer Spuren. Auf dem untern und hintern Theile der Köhden (Boulets) eines jeden Schenkels bemerkt man auch einen kleinen runden Fleck von ſchwarzer Haut, ohne Horn. Er ſcheinet die Spur des Sporns (Ergot) am Pferde hier vorzuſtellen.

Die gemeinſte Farbe der Eſel iſt mauſefahl, zuweilen auch lichtgrau, oder grau mit dunkeln Flecken vermiſchet. Man ſieht indeſſen auch weiße, rothe, braune und ſchwarze. Die grauen Eſel haben eine weiſſe Schnautze (Tab. IV. A.) Ein mit

roth vermiſchtes Band endiget gemeiniglich dieſen weißen Fleck. Das Ende der Lefzen iſt ſchwarz (Ibid. B.) bis an die Naſenlöcher. Bei einigen erblickt man blos zwei ſchwarze Bänder, die auf jeder Seite bis an die Naſe gehen. Die Ohren ſind ſchwarz eingefaßt und auswärts auf dem Grund (ibid. C.) mit eben dieſer Farbe gleichſam beſprenget. Der übrige Theil ſpielt in ein mit roth vermengtes Grau. Von dem Schopfe (ibid. D.) erſtreckt ſich ein langer ſchwarzer Streif längs der Mähne (ibid. E.) hin, welcher über das Vorderroß (F.) hinweg, auf der ganzen Länge der Rückenſäule hin, über die Schwanzriebe bis ans Ende fortläuft. Quer über das Vorderroß geht ein ander ſchwarzes Band an der Seite bis auf die Mitte der Schultern (G.) herunter. Die innere oder die untere Seite des Schwanzes iſt von gleicher Farbe. Bei den meiſten grauen Eſeln ſind an den Vorderſchenkeln ſowohl als an den hintern, das Knie, die Köhde, der Feſſel und die Krone ſchwarz oder braun. An manchen wird man auch in der Mitte und vorn auf dem Kegel, auch oben auf der Röhre der Hinterſchenkel einen ſchwärzlichen Halbzirkel gewahr. Andere zeigen, aber nur ſelten, vorn auf dem Kegel (H.) einen Zoll weit von einander

zween

zween Halbzirkel von eben dieſer Farbe. Viel gewöhnlicher iſt es, den Kegel aller vier Schenkel an einigen Stellen mit braunen oder ſchwarzen Ringen bezeichnet zu ſehen. Das Inwendige der Ohren, der Kanal, die Kehle, die Bruſt, der Bauch, die Flanken und innere Seite der Kegel und Dickbeine pflegen bei allen Eſeln, was für Farbe ſie auch ſonſt haben mögen, ganz weiß zu ſeyn, wenigſtens eine ſchmutzig weiße Schattirung oder eine hellere Farbe, als der übrige Theil des Körpers, zu haben. Um die Augen herum bemerkt man bei den meiſten Eſeln einen weißen oder weißlichten Ring, deſſen auswendiger Rand meiſt eine braunliche Farbe hat, welche ſich nach dem Verhältniß der mehrern Entfernung von dieſem Ringe immer mehr verlieret. Die braunen und rothen Eſel ſind, wie die grauen, auf den Ohren ſchwarz gezeichnet; nur die Mitte der äußern Fläche iſt nicht von einer ſo tiefen Farbe, als der übrige Theil des Körpers.

Man würde ganz gewiß eine weit größere Mannigfaltigkeit in den Farben dieſer Thiere bemerken, wenn man in der Wahl der Beſchäler und bei Vermiſchung dieſer Thiere mehr Sorgfalt anwendete. Dennoch ſieht man zuweilen Eſel, welche

ſowohl weiß gefleckte Füße, als einen Stern oder einen weißen Streif auf der Stirn haben, welcher ſich aber gemeiniglich mit dem weißen Fleck an der Schnautze vermiſchet. Erſte ſind faſt alle auf der Mitte des Stirnblatts, auch an der Mähne, hinter jedem Ohre mit einer weißen Aehre verſehen. Uiberhaupt aber iſt das Haar eines Eſels härter, feſter und länger, als das Haar der Pferde.

Weil die Eſel weder an die Kutſchen oder zum Reiten, noch überhaupt zum Staate gebraucht werden, ſo hat man auch nur wenig Aufmerkſamkeit auf das Verhältniß der Theile ihres Körpers gerichtet. Genug wenn ſie weder krumme Schenkel, noch einen eingebognen oder ſogenannten Karpfenrücken haben, und, ohne zu ſtolpern, eine gute Laſt fortzutragen taugen. Ohnſtreitig mag die große Sorgfalt für die ſchöner gebaute Pferde die Urſache ſeyn, warum ſo wenig auf gute Art von dieſen Thieren oder auf beſtimmte Regeln gedacht wird, wornach man das beſte Verhältniß aller Theile ihres Körpers beſtimmen könnte.

Der große und ſchwere Kopf des Eſels, wenn er mit einem Pferde verglichen wird, die langen und ſchwankenden Ohren, ſein

breiter dicker Hals, die ſchmale Bruſt, eingebogener, faſt ſchneidender Rücken; die Hüften, welche höher ſind, als das Vorderroß, das platte Kreuz, der kahle Schwanz, die engen und zu nahe an einander ſtehende Hinterſchenkel machen unſtreitig, daß er neben dem edlen und ſtolzen Pferd eine ſehr demüthige und plumpe Rolle ſpielen muß. Wenn wir indeſſen keine Pferde hätten, ſo würde dennoch der Eſel unter allen Hausthieren das geſchickteſte zum Reiten und allerlei anderm Gebrauche ſeyn, um ſo viel mehr, wenn man ihn durch eine lange Reihe von Fortpflanzungen und ſorgfältige Zucht bis zu der Vollkommenheit gebracht hätte, deren er fähig zu ſeyn ſcheinet. Ohne den Eſel zu einem Nebenbuhler des Pferdes zu machen, kann man doch ſicher behaupten, daß er in den Augen eines Naturforſchers ein eben ſo beträchtliches, und einer genauen Unterſuchung eben ſo würdiges Thier, als das Pferd iſt.

III. Der Ochſe.

Auf der mit einem angenehm grünenden Teppich überzogenen Oberfläche der Erde finden wir den gemeinſchaftlichen unerſchöpflichen Vorrath von Unterhaltungsmitteln für Menſchen und Thiere. Alles, was in der Natur Leben hat, erhält ſich durch die aus der Erde hervorkeimende Gewächſe, und dieſe leben wiederum von den Uiberbleibſeln alles deſſen, was vor ihnen lebte und wuchs. Das fortdaurende Leben ſetzt immer gewiſſe Zerſtörungen voraus, ohne welche in der That die Thiere ſich eben ſo wenig ernähren, als vervielfältigen könnten. Als der Urheber der Natur die erſten einzelnen Thiere und Gewächſe aus nichts hervorbrachte, hat er dem Staube der Erde nicht allein ſeine Geſtalt, ſondern auch Leben und Seele mitgetheilet, indem er jedes einzelne Stück mit einer größern oder kleinern Menge wirkſamer Grundtheile,

oder

oder organiſcher belebter, unzerſtörbarer *) und allen organiſirten Weſen gemeinſchaftlicher Theilchen ausrüſtete. Dieſe Theilchen gehen von einem Körper zum andern über, und ſind einem jeden zum wirklichen Leben, zur Dauer deſſelben, zum Unterhalt und Wachsthum in gleicher Maße behilflich. Nach der Auflöſung eines Körpers und ſeiner Verwandelung in Staub und Aſche überleben ihn die organiſche Theilchen, über welche der Tod keine Gewalt hat, noch immer. Sie ziehen in der Welt herum, dringen wieder in andere Weſen, um ihnen Unterhalt und Leben zu ertheilen. Folglich ſcheint jede Art von Hervorbringung und Erneuerung, jeder Anwachs durch die Zeugung, Nahrung und Entwickelung eine vorhergegangene Zerſtörung, eine Verwandelung, einen Uibergang dieſer organiſchen Theilchen vorauszuſetzen, welche ſich nicht vermehren, aber beſtändig in gleicher Anzahl vorhanden bleiben, und alſo die Natur allezeit in gleicher Lebhaftigkeit, die Erde in gleich ſtarker Bevölkerung, und die Herr-

*) S. das vierte und folgende Kapitel des 3ten Bandes der allgemeinen Naturgeſchichte.

Herrlichkeit ihres Schöpfers in gleichem Glanz erhalten *).

Wenn man alſo die Weſen überhaupt betrachtet, ſo bleibt die Hauptſumme des Lebens in denſelben immer einerlei **). Der Tod hat nur den Schein eines allgemeinen Zerſtörers; er hat aber gar keine Gewalt über dieſes urſprüngliche Leben, welches allen Gattungen von organiſchen Weſen eigenthümlich zukömmt. Seine Macht erſtreckt ſich, wie die Macht aller andern untergeordneten Kräfte, nur auf einzelne Dinge. Er berühret blos das Aeußerliche, zerſtöret nichts, als die Geſtalt. Uiber die

Ma-

*) Hierüber findet man vortrefliche und ſehr belehrende Bemerkungen im 3ten Th. des Reichs der Natur und Sitten, einer halliſchen mor. Wochenſchr. 1758 gr. 8vo. S. 81—96. von den Verwandlungen in der Natur. M.

**) Es wird niemand gereuen, wer über dasjenige, was Herr von Buffon hier und in der Folge ſaget, ſich die Mühe nimmt, den merkwürdigen Traité de l'Animalité, Suite du Traité de la Nature par Mr. J. B. Robinet, Tom. IV. P. VII. à Amſterd. 1767. oder die Auszüge daraus im Journ. Encycl. 68. T. II. ?. P. p. 50. Tom. III. 1. P. p. 59 in den Frankf. neuen Ausz. 68. VII. Th. p. 309. oder im Alt. gel. Merc. 68. p. 190. nachzuleſen. M.

Materie ſelbſt vermag er gar nichts. Die Natur, anſtatt einigen Schaden durch ihn zu leiden, glänzet unter ſeinen ſcheinbaren Verwüſtungen vielmehr immer herrlicher hervor, und hält ihn mit ſtarkem Arm von der Vernichtung der Gattungen zurücke. Die Grenzen ſeiner Ernten erſtrecken ſich blos auf einzelne Geſchöpfe, welche ſie mit der Zeit ſeiner Grauſamkeit überläßt, um zu beweiſen, wie wenig Tod und Zeit über ſie vermögen. Sie verſchaft ſich dadurch eine vortheilhafte Gelegenheit, jeden Augenblick ihre beſtändige wirkſame Kraft auszuüben, ihren unüberſehbaren Reichthum durch ihre Fruchtbarkeit an den Tag zu legen, und aus der Welt durch beſtändige Zeugungen und Erneuerungen der Weſen einen Schauplatz zu machen, welcher unſre Verwunderung durch unaufhörliche Veränderungen und neue Aufzüge in immerwährender Lebhaftigkeit erhält.

Die nöthige Folge der Weſen auf einander macht alſo die Zerſtörung des einen durch ein anderes zu einer unbedingten Nothwendigkeit. Wie ſollten die Thiere ſich nähren und erhalten können, ohne gewiſſe Pflanzen oder andere Thiere zu verzehren? Gleichwie aber die Natur ſowohl vor als nach ſolchen Zerſtörungen immer einen glei-

chen

chen Vorrath von Leben übrig behält, welches unter ihre Geſchöpfe vertheilt werden kann, ſo denke ich, kann es ihr wohl gleich viel gelten, ob die eine oder die andere Gattung mehr oder weniger Verwüſtungen anrichtet. Indeſſen wußte ſie doch, als eine haushältige kluge Mutter, der Verſchwendung ihre Grenzen zu ſetzen, und einer möglichen Verheerung dadurch zuvorzukommen, daß ſie nur wenigen Thiergattungen den Trieb, ſich vom Fleiſche zu nähren, einflößte. Ihre Vorſicht gieng noch weiter. Sie hat ſogar die einzelnen Thiere ſolcher gefräßigen und räuberiſchen oder nach Fleiſch begierigen Gattungen auf eine geringe Zahl eingeſchränket; die Gattungen der grasfreſſenden Thiere hingegen, ſo wie die einzelnen Thiere ſolcher Gattungen, deſto mehr vervielfältiget, und ſich in Hervorbringung der Gewächsarten und in der Fruchtbarkeit jedes einzelnen Gewächſes unglaublich freigebig, ja beinahe verſchwenderiſch bewieſen. Vielleicht iſt auch der Menſch zu Beförderung ihrer Abſichten, ingleichen zur Erhaltung und Einführung dieſer guten Ordnung auf dem Erdboden mit behilflich geweſen. Denn wir entdecken im Meere wirklich die oben angeführte Gleichgültigkeit der Natur. Hier leben faſt lauter gefräſ-

fräßige räuberiſche Gattungen von Thieren, welche ſich entweder ſelbſt unter einander aufreiben oder andere verzehren. Alles arbeitet mit unaufhörlicher Mordſucht am Untergange der Gattungen, ohne daß jemals nur eine davon vertilgt würde. Denn es herrſcht im Meer eine Fruchtbarkeit, welche zwiſchen der Vermehrung und Zerſtörung der Geſchöpfe beſtändig ein richtiges Gleichgewicht erhält. Faſt alle Nahrung, aller Aufwand, welchen hier die Natur ſo verſchwenderiſch zu machen ſcheinet, kömmt endlich den folgenden Hervorbringungen derſelben auf die vortheilhafteſte Weiſe zu ſtatten *).

Der

*) Herr von Buffon redet hier kurz, aber gründlich von einer höchſt wichtigen Einrichtung in der Natur, welche das weitere Nachdenken aller Weltweiſen, aller vernünftigen Menſchen verdienet. In der That ſtellt die Natur unſerm Verſtande die unbegreiflichſte Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden vor, die alle zu unſerm Vergnügen und Unterricht beſtimmt ſind. Allein den größten Eindruck macht unſtreitig die unermeßliche Summe von Leben, wovon alles in der Schöpfung wimmelt. Welche unzählbare Menge von Geſchöpfen theilet mit uns die Vorrechte des Lebens, der Empfindung und der Luſt, und ſteht mit uns gemeinſchaftlich unter dem Schutz einer aufmerkſamen Vorſicht! Wie mannigfaltig ſind ihre Geſtalten, wie verſchieden ih-

Der Menſch hat ſeine Gewalt über die Thiere meiſterlich anzuwenden gelernet. Er hat

re Triebe! welches Feuer in ihren Temperamenten! Was für Leben in ihren Stellungen! Was für Behendigkeit in allen ihren Bewegungen! Und doch — welcher unerſättliche Hunger, einander zu zerſtören! Ihre Abwechſelungen ſind mannigfaltig, ihre Unglücksfälle zahlreich. Allein, welches richtige Verhältniß, welche Gleichförmigkeit bleibt nicht immer in ihrer Anzahl! Das thieriſche Leben kann in gewiſſer Abſicht mit einem Feuer verglichen werden, das ſich ſelbſt verzehret, ohne zu verlöſchen.

Dergleichen Erſcheinungen verdienen unſtreitig die Achtſamkeit eines lehrbegierigen Geiſtes; und wer ſorgfältig die Gründe derſelben unterſuchet, wird über den ganzen Plan der Schöpfung das Licht aufgehen ſehen. Die ſchönen Irrgänge der Natur werden ihm bei jeder Wendung Ausſichten eröfnen, die ihn von dem Daſeyn eines unendlich weiſen und mächtigen Weſens überführen können. Die nähere und ausführliche Entwickelung aller dieſer großen Wahrheiten liefert uns der gelehrte Verfaſſer des Philoſophical ſurview of the animal Creation, an Eſſay, wherein the general devaſtation and Carnage that reign among in a new point of view is conſidered &c. London 1768 in 12. welches unſern Landsleuten unter dem Titel: Philoſophiſche Betrachtungen über die Schöpfung. Aus dem Engl. Leipz. 1769. auf 168 S. 8vo. übergeben worden. Der Herr Verf. handelt in 3 Abtheilungen 1) von dem Leben der Geſchöpfe, der Verſchiedenheit und den von der Natur beſtimmten Grenzen deſſelben; 2) von dem beſtändigen Kriege im Thierreiche, da das

hat unter allen diejenigen ausgeſucht, welche für ihn das ſchmackhafteſte Fleiſch haben. Er machte ſie zu ſeinen Hausſklaven, ſuchte ihre Vermehrung durch Kunſt und Sorgfalt noch ſtärker, als die Natur ſelbſt gethan haben würde, zu befördern, große zahlreiche Heerden von ihnen zuſammen zu bringen, und ſich durch die auf ihre Zeugung verwendete Bemühungen gleichſam ein Recht zu verſchaffen, ſelbſt erzogne Schlachtopfer aus ihnen zu machen. Allein er überſchreitet bei dieſem erworbenen Vorrechte die Grenzen allzuweit, die ſeine Bedürfniſſe ihm vorſchreiben. Anſtatt bei den Gattungen ſtehen zu bleiben, worüber er ſich durch die Unterwürfigkeit zahmer Thiere eine unumſchränkte Gewalt angemaßet, pfleget er noch überdies die wilden Thiere, Vögel

das eine dem andern zur Nahrung, oder der Tod des einen zum Leben des andern dienen muß; im 3ten werden endlich die Einwürfe beantwortet, die wider das vorgetragene Lehrgebäude gemacht werden könnten. Weitläuftige Auszüge von dieſem allerdings merkwürdigen Syſtem findet man im Journ. Encycl 68. Tom. *VI* 3. P. p. 82. ꝛc. in den Frankf. neuen Ausz. 68. *VIII*. Th. p. 683. Alt. gel. Merc. 68. p. 371. Leipz. gel. Zeit. 69. p. 585. Greifsw. N. krit. Nachr. 69. p. 385. ꝛc. Gieſ. gel. Zeit. 69. p. 743. u. ſ. w.

M.

und Fiſche unablåßig zu bekriegen. Er bleibt nicht blos bei denenjenigen ſtehen, welche mit ihm unter einerlei Himmelsſtriche leben. Er dringet bis in die entlegenſten Gegenden und bis in die åußerſten Tiefen des Meeres, um die unerſåttlichen Forderungen ſeiner lůſternen Zunge zu befriedigen. Die Fruchtbarkeit der ganzen Natur iſt kaum hinreichend, allen Forderungen ſeiner Unmåßigkeit und ſeiner verånderlichen Lůſternheit genug Abwechſelung anzubieten. Der Menſch allein verzehret und verſchlinget mehr Fleiſch, als alle Thiere zuſammengenommen freſſen. Muß man ihn alſo nicht fůr den årgſten Zerſtőrer in der Natur halten? und fůhrt er dieſen furchtbaren Charakter nicht mehr aus Mißbrauch, als aus Nothwendigkeit? — Anſtatt ſich der ihm verliehenen Gůter mit einer vernůnftigen Måßigung zu bedienen, anſtatt einen billigen Gebrauch davon zu machen, anſtatt eben ſo viel zu erſetzen, als er zerſtőret, oder, wenn er etwas vernichtet, wieder etwas Neues zu ſchaffen, ſuchet ein reicher Schwelger ſeinen ganzen Vorzug im Aufzehren, ſeine ganze Grőße in der Schande, an einem Tage auf ſeiner Tafel mehr Gůter verpraſſet zu haben, als die Bedůrfniſſe vieler Familien in eben der Zeit erfordern wůrden. Er mißhandelt

auf

auf ſolche Weiſe die Thiere nicht allein; die böſen Folgen ſeiner Unmäßigkeit erſtrecken ſich auch auf den Menſchen. Wie viele, denen das verführeriſche Glück des Reichthums verſagt iſt, müſſen mit hungrigem Magen im Elende ſchmachten, und ihre Kräfte blos der unmäßigen Lüſternheit und noch unerſättlichern Eitelkeit ſolcher Verſchwender aufopfern, welche, indem ſie andere in der Dürftigkeit verſchmachten laſſen, zugleich ein ſchreckliches Opfer ihrer eignen Ausſchweifungen werden.

In der That könnte der Menſch von den Gewächſen eben ſo gut leben, als die Thiere. Obgleich das Fleiſch der Thiere dem unſrigen ſehr ähnlich zu ſeyn ſcheinet, ſo nährt es ihn doch nicht beſſer, als Gewächſe, oder Getreide und Brod. Was den eigentlichen Nahrungsſaft giebt, welcher dem Körper zur Ernährung, Entwickelung, Wachsthum und Gedeihen behilflich iſt, beſteht nicht in der groben Materie, welche das faſerichte Gewebe des Fleiſches und der Pflanzen ausmachet, ſondern in den organiſchen Theilchen, welche ſowohl im Fleiſch als in den Gewächſen enthalten ſind. Man ſieht ja, daß ein blos vom Graſe lebender Ochſe nicht weniger Fleiſch, als der Menſch oder diejenigen

Thiere ſammlet, welche ſich blos vom Fleiſche und Blute nähren. Es herrſcht unter dieſen Speiſen kein anderer weſentlicher Unterſchied, als dieſer, daß im Fleiſch, im Korn und Kräutern ein weit größerer Vorrath von organiſchen Theilchen, als in einer gleichen Maſſe von Graſe, Blättern, Wurzeln und andern Theilen der Pflanzen befindlich iſt. Die Beobachtung, welche wir im vierten Bande über das Verhalten dieſer unterſchiedenen im Waſſer aufgelöſeten Materien angeſtellet, hat uns hiervon genugſam überzeuget. Folglich werden der Menſch und alle diejenigen Thiere, welche in ihrem Magen und Eingeweiden lange nicht genug Raum für einen ſo großen Vorrath von Speiſen haben, auch nicht ſo viel Gras zu ſich nehmen und beherbergen können, als nothwendig wäre, eine zu ihrer Nahrung hinlängliche Menge von organiſchen Theilchen herauszuziehen. Aus dieſem Grunde können auch die Menſchen und ſolche Thiere, welche nur Einen Magen haben, anders nicht, als von Fleiſch und Früchten ſich erhalten, welche in einer kleinen Maſſe ſehr viel organiſche nahrhafte Theilchen bei ſich führen; da hingegen der Ochſe und andere wiederkäuende Thiere aus dem Graſe zu ihrer Nahrung, Wachsthum

und

und Vermehrung genug organiſche Theilchen ziehen können, weil ſie mehr als einen Magen haben, wovon der eine ſehr weit iſt, und mit einem großen Vorrath von Graſe gefüllet werden kann. Hier muß die Menge der Speiſen den Mangel ihrer Nahrhaftigkeit erſetzen. Die Grundlage der Nahrung iſt indeſſen von einerlei Beſchaffenheit. Ochſen, Menſchen und alle Thiere nähren ſich von lauter organiſchen Theilchen.

Hier wird man mir unſtreitig den Einwurf entgegenſetzen, daß ein Pferd, wie der Eſel, der Haſe und mehrere von Gras lebende Thiere nicht mehr als einen, und noch darzu ſehr engen Magen haben, und meiner Erklärung alſo zwar nicht die Wahrſcheinlichkeit, aber doch Richtigkeit und Gründlichkeit fehle. Allein ſie hat von dieſen ſcheinbaren Einwendungen noch ehe Beſtätigung zu erwarten, als einen Umſturz zu fürchten. Das Pferd und der Eſel mögen immerhin nur mit einem einzigen Magen verſehen ſeyn, ſo weiß man doch, daß ihre Därme mit ungemein weiten Säcken oder Beuteln behangen ſind, welche man allenfalls mit dem Wanſte der wiederkäuenden Thiere vergleichen könnte; und beim Haſen wird man am blinden Darm eine ſo merk-

würdige Länge und Weite gewahr, daß man dieſen wenigſtens ſtatt eines zweiten Magens rechnen muß. Iſt es unter dieſen Umſtänden wohl zu bewundern, wenn dieſe Thiere vom Graſe zu leben vermögend ſind? Uiberhaupt wird man allemal finden, daß der Unterſchied in der Art des thieriſchen Unterhalts hauptſächlich auf dem ganzen Raum ihres Magens und ihres Darmkanals beruhe. Denn der Ochſe, der Widder, Kameel u. ſ. w. haben außer vier Magens ungeheure lange Därme, daher leben ſie blos vom Graſe, und begnügen ſich mit dieſem Futter. In den Pferden, Eſeln, Haſen, Kaninchen, indianiſchen Schweinen u. ſ. w. entdeckt man mehr nicht als einen Magen, aber einen deſto längern Blinddarm, welcher ihnen ſtatt eines zweiten Magens dienet. Sie nähren ſich auch blos von Gras und Getreide. Die wilden Schweine, Igel, Eichhörner und andere Thiere mit engerem Magen und kürzern Eingeweiden genießen wenig Gras, und leben vorzüglich von Getreide, Früchten und Wurzeln. Thiere hingegen, welche gleich den Wölfen, Füchſen, Tigern u. a. m. nach Verhältniß der Größe ihres Körpers einen viel engern Magen und kürzere Därme, als alle übrige Thiere haben, müſ-

müſſen, wenn die Erhaltung des Lebens ihnen lieb iſt, nothwendig ſaftreichere und mit häufigern organiſchen Theilen erfüllte Nahrungsmittel aufſuchen, und ſich alſo an Fleiſch und Blut, Getreide und Früchten ſättigen.

Die Verſchiedenheiten in den Begierden der Thiere gründet ſich alſo mehr auf nothwendige und phyſiſche Verhältniſſe, als auf die Uibereinſtimmung des Geſchmacks. Suchten ſie nicht mehr aus Nothwendigkeit, als nach Geſchack ihren Hunger zu tilgen, würden ſie dann wohl ſtinkendes und verdorbnes Fleiſch mit eben ſo viel Appetit, als ſaftiges und friſches verſchlucken? würde ihnen wohl jede Art von Fleiſch gleich angenehm ſeyn? Sehen wir nicht an zahmen Hunden offenbar, weil die Wahl in ihrer Gewalt ſtehet, daß ſie bei gewiſſen Arten von Fleiſch als Schnepfen, Droſſeln, Schweinefleiſch u. ſ. w. durchaus nicht anbeißen wollen; da hingegen wilde Hunde, Wölfe, Füchſe u. a. Thiere mehr, das Fleiſch, von Schweinen, Schnepfen, allerlei Vögeln, und ſo gar von Fröſchen, deren wir zween im Magen eines Wolfs angetroffen, mit gleichem Appetit verzehren? Und freſſen die letztern nicht, wenn es ihnen an Fleiſch und Fiſchen fehlt, eben ſo

wohl Früchte, Getreide, Wurzeln und dergleichen? Sie ziehen eigentlich nur diejenige Speiſen allen andern vor, welche in einer kleinen Maſſe ſehr viel ernährende d. i. organiſche, zur Nahrung und Erhaltung des Körpers dienliche Theile, in ſich enthalten.

Wem dieſe Beweiſe noch nicht überzeugend genug vorkommen, der wende doch nur einige Aufmerkſamkeit auf die Art und Weiſe, wie man das Maſtvieh zu füttern pfleget. Man fängt immer damit an, daß man ihnen, durchs Verſchneiden, den Weg verſperret, wodurch ſie den größten Verluſt an organiſchen Theilchen leiden können. Alsdann füttert man den Ochſen, anſtatt ihn auf ſeiner gewöhnlichen Weide oder auf dem Graſe zu laſſen, mit Kleie, Getreide, Rüben, kurz mit nahrhaftern Speiſen, als das Gras war. In kurzer Zeit wird ein ſolcher Ochs fleiſchiger, fetter und ſaftreicher, ſein hartes und trocknes Fleiſch aber in eine kräftige, gute Speiſe verwandelt, woraus ein Haupttheil unſrer beſten Mahlzeiten beſtehet.

Aus dem Vorhergehenden folgt zugleich, daß ein Menſch, deſſen Magen und Gedärme, nach Beſchaffenheit ſeiner Größe, keine ſonderliche Weite haben, ſich von bloſ-

ſem

ſem Gras unmöglich nähren könnte. Gewiſſe Vorfälle beweiſen aber, daß es ihm gar wohl möglich iſt, ſein Leben von Brode, Hülſenfrüchten und andern Samenkörnern zu erhalten. Denn es giebt ja ganze Völkerſchaften und Orden von Menſchen, welchen die Religion den Genuß alles deſſen, was jemals gelebt hat, verbietet. Ob aber gleich dieſe Beiſpiele durch das Anſehen des Pythagoras und von einigen, der Lebensordnung allzuſtreng ergebnen Aerzten zur Nachahmung empfohlen worden, ſo ſcheinen ſie uns doch nicht hinlänglich überzeugen zu können, daß für die Geſundheit und Vermehrung des menſchlichen Geſchlechtes große Vortheile dadurch erwachſen würden, wenn ſich die Menſchen blos an Brod und Hülſenfrüchten ſättigen wollten *). Um ſo viel mehr, da man die Landleute, welche durch die Uippigkeit ſtäd-

*) Cf. Quaeſtio med. Pariſiis 1771. agitata: an proprium hominis alimentum vegetabilia? Gaz. Salut. 71. No. 24. Cf. des Hrn. D. Unzers Arzt. Eine mediz. Wochenſchr. Hamb. 8vo. II. B. p. 51 und 56. Ob wir nothwendig Fleiſch eſſen müſſen? und daß es nahrhafter, als Gewächſe ſey.

ſtädtiſcher Schwelger und den Aufwand bei unſern Tafeln zu dieſer Lebensart gezwungen werden, viel eher ſchmachten und vergehen ſieht, als Menſchen von mittlerm Stande, welche die Schmach der Entkräftung ſo wenig, als die ſchändlichen Ausſchweifungen, kennen.

Die größten Zerſtörer, nach den Menſchen, ſind ohnſtreitig die fleiſchfreſſende Raubthiere. Man hat ſie zu gleicher Zeit als Feinde der Natur und als Nebenbuhler der Menſchen zu betrachten. Dieſer hat es blos ſeiner beſtändig wachſamen Aufmerkſamkeit und unabläßigen Sorgfalt zu danken, wenn er ſeine Heerden, ſein Federvieh u. d. gl. den tödtlichen Klauen des Raubvogels und den fleiſchhungrigen Zähnen des Wolfes, des Fuchſes, des Marders, des Wieſels u. a. m. entreißet. Er muß in einem beſtändigen Krieg mit Ratten, Käfern, Raupen, Maden u. d. gl. leben, wenn er ſein Getreide, ſeine Früchte, kurz: wenn er ſeine Nahrungsmittel und Kleidungen für ihrer Gefräßigkeit in Sicherheit ſetzen will. Denn auch das Ungeziefer gehört unter die Geſchöpfe, welche mehr Böſes, als Gutes, in der Welt zu ſtiften ſcheinen. Der Ochſe hingegen, das Schaf und andere grasfreſſende Thiere,

ſind

ſind nicht allein die beſten, die nützlichſten und ſchätzbarſten Geſchöpfe für den Menſchen, weil er ſich von ihnen ernähret, ſondern ſie gehören zugleich unter die genügſamſten, welche der Natur den wenigſten Aufwand verurſachen. In dieſer Betrachtung verdienet wohl der Ochſe vor allen andern einen großen Vorzug. Er entziehet der Erde nichts, was er nicht reichlich zu erſetzen wüßte. Der Grund, worauf er lebet, wird ſo gar durch ihn verbeſſert und ſeine Weide durch ihn fetter gemacht, da hingegen ein Pferd und die meiſten andere Thiere, die ſchönſten Triften in wenigen Jahren auszehren.

Man denke ſich aber dieſes nicht als den einzigen Vortheil, welchen die Menſchen von dieſem Vieh genießen. Arme und Reiche würden, ohne die Ochſen, kaum ihr Leben bequem zu erhalten wiſſen. Die Aecker würden ungebaut liegen bleiben. Felder und Gärten würden uns durch den Anblick einer trocknen Unfruchtbarkeit erſchrecken. Auf die Schultern des Ochſen hat man die Laſt aller Feldarbeiten gewälzet. Ihn hat man als das nützlichſte Hausvieh einer Meierei, als die Stütze der Landwirthſchaft und als die ganze Stärke des Ackerbaues zu betrachten. Vor alten Zeiten war dies

Vieh der ganze Reichthum der Menſchen; und noch jetzo iſt er der Grund des Uiberflußes aller Staaten, die ſich nicht anders erhalten und blühen können, als durch den Ackerbau und eine verhältnißmäßige Menge des Viehes. Hierin beſtehet eigentlich der wahre Reichthum. Alles übrige, Gold und Silber nicht ausgenommen, ſtellet nichts anders, als willkührliche, oder eingebildete Güter, blos Münzen vor, die man auf Treu und Glauben annimmt, welche aber keinen andern Werth haben, als den die Erdfrüchte ihnen ertheilen.

Daß der Ochſe nicht ſo geſchickt ſey, große Laſten zu tragen, als das Pferd, der Eſel, Kameel u. a. d. das beweiſet ſchon die Geſtalt ſeines Rückens und ſeiner Nieren; dagegen kündigt aber die Größe ſeines Halſes und die Breite ſeiner Schultern deſto mehr Vermögen und Geſchicklichkeit an, das Joch zu tragen und Laſten fort zu ſchleppen. Dies iſt auch wirklich die vortheilhafteſte Art, ihn anzuſpannen, und es iſt ſonderbar, daß man ſie nicht allenthalben beobachtet, und daß es ganze Provinzen giebt, welche ihn zwingen, mit ſeinen Hörnern zu ziehen. Man hat mir keinen andern Grund hiervon angeben können, als daß ein Ochſe ſich bequemer lei-

ten und regieren laſſe, wenn er mit ſeinen Hörnern angeſpannet wird. Er hat freilich einen ſehr dicken ſtarken Kopf, und iſt allerdings im Stande, auf dieſe Art recht gut, aber doch bei weitem nicht ſo vortheilhaft, als mit ſeinen Schultern, zu ziehen. Er ſcheint ausdrücklich für den Pflug geſchaffen zu ſeyn. Die Schwere ſeines Körpers, die Langſamkeit ſeiner Bewegungen, die Kürze ſei- Füße, ſo gar ſein ſtilles Weſen, ſeine Gedult bei der Arbeit, kurz alles ſcheinet ſich zu vereinigen, um ihn zur Anbauung der Felder geſchickt und zur Uiberwindung der beſtändigen und ſtets neuen Hinderungen, welche die Erde ſeinen Bemühungen unaufhörlich in den Weg leget, fähiger, als irgend ein anderes Thier, zu machen. Das Pferd, ob es gleich dem Ochſen an Stärke vielleicht nichts nachgiebt, ſcheint zu ſolcher Arbeit viel weniger aufgelegt zu ſeyn. Die Schenkel der Pferde ſind allzu hoch, ihre Bewegungen allzuſtark und hitzig, ſie ſelbſt aber ſehr zur Ungedult und Widerſpenſtigkeit geneigt. Uiberdies werden ſie, durch ſolche Arbeit, aller ihrer Leichtigkeit und Hurtigkeit in den Bewegungen beraubt. Alle Armuth ihrer Stellung und ihres Ganges verſchwindet unter

den

den Anſtrengungen zu einer Arbeit, welche mehr Geduld, als Hitze, mehr Gewicht, als Spannkraft erfodert.

Unter den Thiergattungen, welche der Menſch in ganze Heerden zu verſammlen pfleget, und bei welchen die Vermehrung einen Hauptumſtand ausmachet, hat ſich das weibliche Geſchlecht viel nützlicher und unentbehrlicher gemacht, als das männliche. Was man von der Kuh erhält, iſt ein Gut, welches alle Augenblicke wächſt und ſich erneuert. Das Kalbfleiſch bietet uns eine nicht minder überflüßige, als geſunde und ſchmackhafte Speiſe an. Die Milch iſt eine gute Nahrung für Kinder; die Butter wird bei der Zubereitung unſrer meiſten Gerichte gebraucht, und vom Käſe weiß man, daß er die gewöhnlichſte Nahrung des Landvolkes ausmachet. Wie viel arme Familien giebt es nicht heut zu Tage, welche blos von ihren Kühen leben müſſen! Eben die Menſchen, welche täglich, von früh an bis in die ſpäte Nacht, unter dem Druck der Arbeit ſeufzen und über den Pflug gebückt gehen müſſen, genießen von dem Segen ihrer mühſam bearbeiteten Aecker nichts, als ſchwarzes Brod und ſehen ſich zu dem Zwang her-

abge=

abgeſetzt, andern das Mark und den Kern ihrer Früchte zu überlaſſen. Der Segen der Ernten wird eigentlich durch ſie, aber nicht für ſie vervielfältiget. Eben die Menſchen, welche unabläßig die Zucht des Viehes beſorgen und ſich die Vermehrung deſſelben angelegen ſeyn laſſen, unterſtehen ſich nicht, etwas von den Früchten ihrer Arbeit zu genießen. Sie müſſen ſich des Genußes begeben, den ihnen das ſchmackhafte Fleiſch ihres Viehes anbietet, weil ſie durch die Noth ihres Standes, oder vielmehr durch die Härte glücklicherer Menſchen bis dahin gebracht ſind, ſich, wie die Pferde, von Gerſte, Hafer, oder von andern groben Hülſenfrüchten und von ſaurer Milch zu nähren.

Man pflegt ſich auch der Kühe beim Pfluge zu bedienen und wenn ſie gleich an Stärke den Ochſen weichen müſſen, ſo können ſie doch oft im Nothfall ihre Stelle vertreten. In dieſem Fall aber muß man ſo ſehr, als möglich, darauf ſehen, daß man ſie nur mit einem Ochſen von gleicher Größe und Stärke, oder mit einer andern Kuh zuſammen ſpanne, um einen gleichen Zug zu erhalten und das Pflugeiſen unter dieſen beiden Kräften, ja nicht aus dem

Gleichgewichte kommen zu laſſen. Je ſorgfältiger dieſe Ungleichheit vermieden wird, deſto regelmäßiger und beſſer geht alsdann die Feldarbeit von ſtatten. Uibrigens braucht man, bei hartem, brachliegendem Erdreich, das von Hügeln und Steinen ungleich iſt, wohl ſechs bis acht Ochſen; da hingegen zwo Kühe ſchon allein ein ſandichtes, lockeres Erdreich bearbeiten können. An einem leichten Erdreich laſſen ſich auch weit längere Furchen, als in einem harten, ziehen. Nach den Vorſchlägen der Alten durfte die längſte Furche, die ein Ochs in ununterbrochener Anſtrengung ziehen mußte, nicht über hundert und zwanzig Schritte betragen; wenn dieſes geſchehen iſt, ſagten ſie, muß man ihn einige Augenblicke ruhen und wieder zu Athem kommen laſſen, eh man die Furche weiter ziehet, oder eine andere anfängt. Allein die Alten trieben die Erlernung des Feldbaues als ein angenehmes Geſchäfte und rechneten ſich es zur Ehre, ſelbſt Hand anzulegen oder wenigſtens den Ackersmann zu ſchonen und ſo wohl ihm als ſeinem Vieh die Arbeit zu erleichtern. Bei uns iſt es ganz anders. Die Leute, welche den größten Vortheil und Genuß von den Reichthümern der Erde ziehen, wiſſen den Ackerbau am allerwenig-

nigſten zu ſchätzen; ſie laſſen ſich es auch am allerwenigſten angelegen ſeyn, ihn zu befördern oder zu unterſtützen.

Der Stier dienet vornämlich zur Fortpflanzung ſeiner Gattung. Man könnte ihn zwar ebenfalls zur Feldarbeit anhalten; allein man darf ſich auf ſeine Folgſamkeit nicht ſicher verlaſſen und muß immer wider den Mißbrauch ſeiner Stärke auf ſeiner Huth ſeyn. Die Natur hat in dieſes Thier einen unbiegſamen, trotzigen Charakter geleget, welcher zur Brunſtzeit bis zur Unbändigkeit, oft bis zur äußerſten Wuth ausartet. Durchs Verſchneiden aber zerſtöret man die Quelle dieſer unbändigen Bewegungen, ohne der Stärke des Thieres einen beträchtlichen Abbruch zu thun. Es wird vielmehr hierdurch noch dicker, ſtärker, ſchwerer und geſchickter zu der für daſſelbe beſtimmten Arbeit. Zu gleicher Zeit wird es folgſamer, geduldiger, gelehriger und andern minder beſchwerlich. Eine Heerde muthiger Stiere würde nichts anders, als ein unbändiger Haufen ſeyn, welchen der Menſch weder zähmen, noch treiben könnte.

Die Landleute wiſſen ſehr gut mit dem Verſchneiden umzugehen. Indeſſen bedient man ſich doch ſehr unterſchiedener Metho-

 den

den, auf deren unterſchiedene Wirkungen man vielleicht nicht genugſam acht gegeben hat. Uiberhaupt wird dieſe Operazion am bequemſten kurz vor dem Alter vorgenommen, da dieſe Thiere zur Fortpflanzung geſchickt werden. Bei den Ochſen iſt dieſes eigentlich das Alter von achtzehn Monaten oder zwei Jahren. Faſt alle vor dieſer Zeit verſchnittene Stiere pflegen daran zu ſterben. Wenn man inzwiſchen den Kälbern einige Zeit nach ihrer Geburt ihre Hoden benimt, und ſie überleben glücklicher Weiſe dieſe für ihr Alter ſo gefährliche Operazion, ſo zieht man aus ihnen auch viel größere, dickere und fettere Ochſen, als diejenigen ſind, welche man erſt im zweiten, dritten, oder vierten Jahre ſchneidet; ob gleich die letztern viel muthiger und lebhafter zu bleiben ſcheinen. Wofern aber die Reihe im ſechſten, ſiebenten oder achten Jahr erſt an ſie kömmt, ſo verlieren ſie dadurch faſt gar nichts von den übrigen Eigenſchaften des männlichen Geſchlechtes. Man bemerket an ihnen weit mehr Ungeſtüm und Ungelehrigkeit, als an andern Ochſen; ſie pflegen ſich ſo gar, wenn die Zeit kömmt, wo die Kühe in Hitze ſind, ſo eifrig zu dieſen zu halten, daß man immer darauf bedacht ſeyn muß,

ihnen die Gelegenheit zu benehmen. Das Belaufen, ſo gar das bloße Berühren des Ochſen erzeugt an dem Geſchlechtstheil der Kuhe gewiſſe Fleiſchgewächſe oder Warzen, die man durch Anhaltung eines glüenden Eiſens wieder zu vertreiben und zu heilen genöthiget iſt. Vielleicht rührt dieſes Uibel daher, daß die Ochſen, deren Hoden man blos zuſammen gedrückt und die dahin gehende Gefäße verſchloßen und verdrehet hat, noch immer eine dem Scheine nach halb eiternde Materie von ſich geben, welche an dem erwähnten Theil der Kuhe anfänglich Geſchwüre, hernach aber, aus dieſen, gewiſſe Fleiſchgewächſe verurſachen kann.

Der Frühling iſt die gewöhnlichſte Brunſtzeit der Kühe. Hier zu Lande (in Frankreich nämlich) werden die meiſten vom 15ten April bis zum 15ten Julius vom Stiere befruchtet. Doch pflegt es oft zu geſchehen, daß einige früher, andere ſpäter in Hitze gerathen. Eigentlich tragen ſie neun Monate und kalben im Anfange des zehnten. Die Kälber ſind alſo vom 15ten Jenner bis zum 15ten April in großer Menge, auch den ganzen Sommer hindurch in ziemlichem Uiberfluß, im Herbſt aber am allerſeltenſten zu bekommen. Die Merkmale der Brunſt ſind an einer Kuh gar nicht

zweideutig. Sie brüllet alsdann viel öfter und ſtärker, als gewöhnlich. Sie ſpringet ſelbſt auf Kühe, Ochſen, und Stiere. Der Geſchlechtstheil iſt geſchwollen und hervorragend. Und dies iſt auch die beſte Zeit, wenn man den Stier zu ihr laſſen will. Denn, wenn dieſe Hitze nur einigermaßen abnimmt, ſo iſt es ſchon unſicher, ob die Zulaſſung des Stieres bei ihr etwas fruchten werde.

Der Stier oder der Bulle muß eben mit ſo vieler Sorgfalt, als der Zuchthengſt, unter den ſchönſten ſeiner Gattung ausgeſucht werden. Er muß ſtark, wohl gewachſen und fett, mit ſchwarzen Augen, einem trotzigen Blick, breiter Stirne, kurzem Kopf, dicken, kurzen und ſchwarzen Hörnern, langen und rauhen Ohren, mit einem kurzen Maul, einer kurzen und geraden Naſe, fleiſchichtem, dickem Halſe, breiten Schultern und Bruſt, ſtammhaften Lenden, mit einem geraden Rücken, dicken, fleiſchichten Beinen, und einem langen, wohl mit Haaren bedeckten Schwanz verſehen ſeyn, auch einen feſten und ſichern Gang und rothe Haare haben. *) Gemeinig-

*) S. la Nouvelle Maiſon ruſtique à Par. 1749. Vol. 1. P. 298.

niglich pflegen die Kühe zum erſten, zweiten oder dritten male trächtig zu werden und ſo bald ſie es wirklich ſind, weigert ſich der Stier, ſie öfter zu beſpringen, wenn ſie auch gleich noch einige Merkmale der Brunſt bei ſich ſpüren laſſen. Viel gewöhnlicher iſt es, daß bei ihnen die Hitze nachläßt, ſo bald ſie empfangen haben und daß ihnen hernach die Annäherung des Stieres völlig zuwider iſt.

Wenn man die trächtige Kühe nicht ſchonet und ſie vor den Pflug, vor den Wagen u. ſ. w. ſpannet, ſo ſetzt man ſie der Gefahr aus, zur Unzeit zu kalben. Man hat ſo gar alle Vorſicht nöthig, eine ſolche Kuh beſſer, als gewöhnlich, zu warten, und zu verhindern, daß ſie nicht über Zäune, Gräben u. d. gl. ſpringe. Es iſt auch nöthig, ſie auf die fetteſte Weide und auf ſolche Wieſen zu treiben, die weder zu naß, noch moraſtig, aber doch mit hinlänglichem Graſe bewachſen ſind. Sechs oder acht Wochen vorher, ehe ſie kalben, gehört ihnen reichlicher Futter als vorher. Im Sommer giebt man ihnen Heu und Gras im Stalle, im Winter aber alle Morgen Kleien oder Klee, Wicken u. d. gl. Zu eben der Zeit muß man ſie auch nicht

 fer-

ferner melken. Sie brauchen alsdann ihre Milch nöthiger als jemals, um ihre Frucht hinlänglich damit zu nähren. Manche Kühe pflegen wohl vier oder ſechs Wochen vor der Kalbezeit gänzlich trocken zu ſtehen. Natürlicher Weiſe müſſen aber wohl diejenigen die beſten Mütter und nahrhafteſten Ammen ſeyn, deren Eiter bis auf den letzten Tag mit Milch erfüllet iſt. Sie haben aber in den letzten Tagen allemal nur wenig und ſchlechte Milch. Eine Kuh erfordert beim Kalben eben ſo viel und öfters noch mehr Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, als eine Stute, wenn ſie ein Füllen bekommen ſoll; denn ſie ſcheint bei dieſer Gelegenheit mehr, als die Stuten in gleichem Falle abgezehret und abgemattet zu ſeyn. Es iſt nöthig, ſie deswegen in einen beſondern Stall zu bringen, wo ſie auf einer guten Streue ſanft und gemächlich liegen, und gut gefüttert werden kann. *) Man

*) Eine höchſt nöthige Vorſicht muß beim Kalben ja nicht vernachläßiget werden. Die Kühe ſind ungemein begierig auf ihre eigne Nachgeburt. Es iſt alſo nothwendig, ſie vom Genuß derſelben ſorgfältig abzuhalten, weil man aus überzeugenden Erfahrungen weiß, daß alle Kühe, welche dieſelbe verſchlucket, vor unſern

Man giebt ihr dann zehn bis zwölf Tage hinter einander Bohnen- Korn- oder Hafermehl, mit ſalzigem Waſſer angefeuchtet, auch Klee, Wicken oder anderes weiches Gras im Uiberfluß zu freſſen. Dieſe Zeit iſt gemeiniglich zureichend, ihre Kräfte wieder herzuſtellen, und man kann ſie alsdann allmählig wieder an ihr voriges Futter und Lebensart gewöhnen. Doch ſollte man ihr in den erſten zween Monaten billig alle ihre Milch laſſen, weil ſie nicht allein in den erſten Zeiten von keiner ſonderlichen Güte, ſondern auch dem Kalbe ſehr nöthig iſt, wenn es wohl gedeihen ſoll.

In den erſten fünf oder ſechs Tagen läßt man das junge Kalb ungeſtört bei der Mutter, damit es immer warm liege, und ſo oft ſaugen könne als es Luſt bekömmt. In dieſer kurzen Zeit aber nimmt ein Kalb ſchon ſo merklich im Wachsthum zu, daß man es, zur Schonung der Mutter, nothwendig von ihr entfernen muß, damit es die-

ſern Augen merklich abzehren, und aller angewendeten Mühe ohngeachtet, nach und nach gänzlich vergehen. Die Befriedigung dieſes Appetits iſt allemal die Looſung zu einem langſamen Tode.

M.

dieſelbe, wenn es immer bei ihr bliebe, nicht ganz erſchöpfen kann. Wenn es dann zwei bis dreimal täglich ſauget, ſo kann es damit wohl zufrieden ſeyn. Will man ihm recht viel zu gute thun und es hurtig mäſten, ſo darf man es nur mit rohen Eiern, gekochter Milch und Brodkrumen beköſtigen. In Zeit von vier oder fünf Wochen wird man ein vortrefliches Kalb zum Genuſſe aufgefüttert haben. Die Kälber alſo, die man für den Fleiſcher beſtimmt, brauchen länger nicht, als dreißig bis vierzig Tage zu ſaugen; Zuchtkälber müſſen aber wenigſtens zween Monate bei der Muttermilch erzogen werden. Sie gerathen deſto ſtärker und vollkommner, je länger ſie dieſe Nahrung genießen. Zur Zucht wählt man am liebſten die Kälber, die vom April bis zum Junius geboren werden. Denen ſpäter gebornen bleibt nicht genugſame Zeit übrig, ſo viel Kräfte zu ſammlen, als erfordert werden, den Ungemächlichkeiten des bevorſtehenden Winters troz bieten zu können. Der Froſt entkräftet ſie dermaßen, daß die wenigſten mit ihrem Leben davon kommen. Alle Zuchtkälber müſſen gleich nach dem zweeten, dritten oder vierten Monat abgeſezet werden. Ehe man ihnen aber die Milch ganz entziehet, pflegt man ihnen ab-

wech-

wechſelnd ein wenig von gutem Gras oder feinem Heu zu geben, um ſie allmählig an dieſe neue Nahrung zu gewöhnen. Hierauf werden ſie gänzlich von der Mutter getrennt, und anfänglich weder im Stall, noch auf der Weide, zur Mutter gelaſſen. Indeſſen treibt man ſie alle Tage auf die Weide, und läßt ſie daſelbſt im Sommer vom Morgen bis auf den Abend. So bald aber die Kälte des Herbſtes empfindbar wird, müſſen ſie des Morgens erſt ſpäte herausgelaſſen, und Abends frühzeitig zurücke gebracht werden. Starken Froſt können ſie gar nicht ertragen. Sie müſſen daher den Winter hindurch, in einem wohl verwahrten und mit Streue reichlich verſehenen Stall gehörig warm gehalten, neben dem ordentlichen Heu auch zugleich mit Wicken, Klee u. ſ. w. gefüttert, und nur bei ſchönem gelinden Wetter aus dem Stalle gelaſſen werden. Im erſten Winter fordern ſie viel Aufſicht und Wartung. Denn dieſer macht eigentlich den gefährlichſten Zeitlauf ihres Lebens aus. Im folgenden Sommer werden ſie dann ſtark genug, vom nächſten Winter nichts mehr fürchten zu dürfen.

Binnen achtzehn Monaten gelanget ein Kuhkälbchen zu ſeiner völligen mannbaren Reife. Ein junger Stier muß ſchon zwei

Jah-

Jahre Zeit haben, ehe man ihn für mannbar erklären darf. *) Man thut aber ſehr wohl daran, wenn man ihn drei Jahre alt werden läßt, ehe man ihm erlaubt, ſich ſeines Vermögens zu bedienen. Vom dritten bis zum neunten Jahr haben dieſe Thiere das meiſte Feuer und Kräfte. Nach Verfließung dieſer Zeit, ſchicken ſich die Kühe ſo wohl, als die Ochſen, am beſten zur Maſt und für den Schlächter. Da ſie auch in Zeit von zwei Jahren ihr völliges Wachsthum größtentheils erreichen; ſo erſtreckt ſich auch die ganze Dauer ihres Lebens, wie bei den meiſten Gattungen von Thieren, ohngefähr auf ſiebenmal zwei, oder kürzer, auf vierzehn, höchſtens funfzehn Jahre.

Die männliche Stimme pflegt, bei allen vierfüßigen Thieren, ſtärker und gröber, als die weibliche zu ſeyn. Eine Regel ohne Ausnahme! die Alten haben zwar ganz treuherzig niedergeſchrieben, die Kuh, der Ochſe, ſo gar das Kalb, wären mit einer grö-

*) Weil dieſe Thiere unter zwei Jahren noch keine Zeichen des Alters haben, ſo werden ſie im erſten Jahre Abſetzekälber oder Zuchtkälber, im zwoten aber Verſen oder Stiere genennt. M.

gröbern Stimme, als der Stier verſehen; allein man kann zuverläßig glauben, daß die Stimme des Stieres allemal ſtärker und durchdringender iſt, weil man ihn viel weiter, als Kühe, Ochſen und Kälber hören kann. Die Urſache, warum ihm eine minder grobe Stimme beigelegt wurde, läßt ſich gar leicht in dem Umſtand entdecken, daß ſein Brüllen keinen einfachen Ton ausmachet, ſondern aus zwo bis drei Oktaven zuſammen geſetzt iſt, wovon die höchſte natürlicher Weiſe das Ohr am ſtärkſten rühret. Bei etwas genauer Aufmerkſamkeit hört man zugleich einen tiefen und noch gröbern Ton, als die Stimme der Kuh, des Ochſen und des Kalbes, deren Gebrülle zugleich weit minder anhaltend iſt. Den Stier reizen blos die auf die Fortpflanzung zielende Begierden zum Brüllen. Die Kuh brüllet aber weit öfter aus Furcht und Abſcheu, als aus gleicher Begierde. Das Brüllen des Kalbes pflegt bald einen Schmerz, bald einen Mangel der Nahrung, bald aber eine Sehnſucht nach der Mutter, anzukündigen.

Die ſchwereſten und trägeſten Thiere ſind nicht allemal diejenigen welche man eines tiefen und langen Schlafes beſchuldigen darf. Der Ochſe begnüget ſich mit einem

kurzen

kurzen und leichten Schlaf, welchen das kleinſte Geräuſch unterbrechen kann. Er lieget gemeiniglich auf der linken Seite, daher auch die Lenden oder Nieren dieſer Seite, durchgängig dicker und fetter, als an der andern, zu ſeyn pflegen.

Die Farben ſind an den Ochſen ſo mannigfaltig, als an andern Hausthieren; ob man gleich das braunrothe Haar für das gewöhnlichſte zu halten hat und einen Ochſen deſto höher ſchätzet, je röther ſein Haar iſt. Man hält auch ſehr viel von den ſchwarzen Haaren und trauet braunrothen Ochſen die längſte Dauer zu. Von hellbraunen glaubt man aber, ſie würden in kürzerer Zeit untüchtig zur Arbeit und unfähig, lange zu leben. Die grauen, mit apfelförmigen Flecken bemalten und weißen erklärt man für ganz unfähig zur Arbeit und beſtimmet ſie blos zur Maſt. Indeſſen mag das Haar eines Ochſen gefärbt ſeyn wie es will, ſo muß es wenigſtens glänzen und ſich zwar dick, aber doch weich anfühlen laſſen. Ein hartes, hin und wieder ausgefallenes Haar erregt immer den Verdacht eines kranken oder wenigſtens ſchwächlichen Thieres.

Ein guter Ochs zum Pfluge, darf weder zu fett, noch zu mager ſeyn. Er muß einen kurzen, ſtarken Kopf, große, zottichte

te und nicht runzlichte Ohren, ſtarke, glänzende Hörner von mittelmäßiger Gröſſe, breite Stirne, große ſchwarze Augen, ein großes, dickes Maul, weite Naſenlöcher, weiße, gleiche Zähne, ſchwarze Lefzen, einen fleiſchichten Hals, dicke, ſchwere Schultern, eine breite Bruſt, eine vorn bis an die Knie herabhangende Haut oder einen langhangenden Triel (Fanon), breite Nieren, einen geräumigen hangenden Bauch, große Flanken, lange Hüften, ein dickes Kreuz, große und nervichte Schenkel und Dickbeine, einem geraden, wohl durchwachſenen Rücken, einen Schwanz, der bis auf die Erde reicht, auch mit feinen Haaren dichte bewachſen iſt, ſtammhafte Füße, eine dicke, weiche Haut, ſtarke Muſkeln, kurze und breite Klauen haben. *) Außerdem fordert man von einem ſolchen Ochſen, daß er beim Antreiben empfindlich, der Stimme ſeines Führers gehorſam, und wohl abgerichtet ſeyn muß. Er läßt ſich aber nur allmählig, und wenn man ihn früh genug dazu anhält,

zum

4) S. La nouvelle maiſon ruſtique. Tom. I. p. 279. Cf. Abilgards Unterricht von Pferden, Kühen 2c. S. 197.

M.

wenn man ihn früh genug darzu anhält, zum Joche gewöhnen und ohne Widerſetzlichkeit führen. So bald er zwei und ein halbes oder höchſtens 3 Jahre alt geworden, iſt es die höchſte Zeit, ihn zahm zu machen und unter das Joch zu bringen. Verſchiebt man es länger, ſo wird er ungelehrig und gemeiniglich ganz unbändig. Blos durch Geduld, Gelindigkeit und Liebkoſungen iſt er zu gewinnen. Gewalt und üble Begegnungen würden die ſicherſten Mittel ſeyn, ſeine Halsſtarrigkeit zu vermehren. Man muß ihm alſo den Rücken reiben, ihn ſtreicheln und abwechſelnd mit gekochter Gerſte, geſtampften Bohnen und andern dergleichen Speiſen traktiren, die er am liebſten genießet, auch alle dieſe Nahrungsmittel mit Salze vermiſchen, welches ſeinem Geſchmack ungemein zu ſchmeicheln pfleget. Zu eben der Zeit binde man ihm ofte die Hörner. Einige Tage darauf lege man ihm ofte das Joch an und laſſe ihn mit einem andern, völlig abgerichteten Ochſen, von gleicher Größe, zugleich den Pflug ziehen. Man binde dieſe beide Kameraden an einerlei Krippe zuſammen, man führe ſie mit einander auf die Weide, damit ſie beſſer mit einander

be=

bekannt werden und ſich zu gemeinſchaftlichen Bewegungen gewöhnen. Im Anfang würde die Peitſche ſehr übel angebracht und nur ein Mittel ſeyn, ihn immer unbiegſamer zu machen; er muß vielmehr anfänglich etwas geſchonet und nur zu kurzen Arbeiten, aber oft, angehalten werden. Denn ehe ſolch ein Thier völlig abgerichtet iſt, ermüdet es ungemein hurtig; daher man es auch zu der Zeit beſſer, als zu jeder andern, beköſtigen muß.

Eigentlich ſollte man einen Ochſen länger nicht, als vom dritten bis zum zehnten Jahre, zur Feldarbeit anhalten, ſondern ihn alsdann vom Pfluge wegnehmen, um ihn zu mäſten und zu verkaufen. Er behält auf dieſe Art ein ſchmackhafter Fleiſch, als wenn man ihn zur Maſt noch älter werden läſſet.

Das Alter dieſes Thieres läßt ſich aus den Zähnen und Hörnern beurtheilen. *) Im zehnten Monat pflegen die erſten Vorderzähne auszufallen. Ihre Stelle wird aber gleich durch andere, nicht ſo weiße, aber breitere Zähne, beſetzet. Im ſechszehn=

*) S. Abilgård l. cit. p. 198.

zehnten Monat fallen die nächſten bei den mittelſten Zähnen aus. Man ſieht aber gleich wieder andere an ihrer Stelle hervorwachſen. In drei Jahren hat ein Ochſe lauter neue Beiß- oder Schneidezähne, die zu der Zeit noch gerade, lang und weiß erſcheinen. Mit dem zunehmenden Alter werden die Zähne immer mehr abgeſchliffen, ungleicher und ſchwärzer. Gleiche Bewandniß hat es mit einem Stier und einer Kuh. Weder das Geſchlecht, noch das Verſchneiden hat einen Einfluß auf den Wachsthum oder auf das Ausfallen der Zähne, oder auf das Abwerfen der Hörner; denn dieſe pflegen beim Stiere ſo wohl, als beim Ochſen und bei der Kuh, nach dem dritten Jahre abzufallen und neuen Hörnern Platz zu machen, die hernach, wie die zwote Schicht von Zähnen, weiter nicht abfallen. Doch werden ſie gemeiniglich an Ochſen und Kühen dicker und länger, als an den Stieren. Das zweite Paar Hörner wächſt immer auf einerlei Art oder mit einer gleichförmigen Entwickelung. Im erſten Jahre der neuen Hörner, oder im vierten Jahre des Ochſen brechen zwei kleine ſpitzige, reine und glatte Hörner hervor, die gegen den Kopf zu, in eine Art von Wulſt ausgehen. Im folgenden Jahr

ent-

entfernt ſich dieſe Wulſt von dem Kopfe und wird von einem hornichten Cylinder weiter getrieben, der aus dem Kopfe hervorwächſt und ſich wieder in eine Wulſt endigt und ſo weiter. Denn die Hörner wachſen immer fort, ſo lange das Thier lebet. Eben dieſe Wulſte verwandeln ſich hernach in ringförmige Knoten, woran ſich, weil ſie deutlich in die Augen fallen, die Jahre dieſer Thiere leicht abzählen laſſen. Man rechnet in dieſem Fall die Spitze des Horns bis an den erſten Ring für drei Jahre, jeden Strich aber zwiſchen den übrigen Ringen für ein Jahr.

Das Pferd pfleget zwar langſam, aber Tag und Nacht, ohne Aufhören, zu freſſen, der Ochſe hingegen die erforderliche Nahrung hurtig und in kurzer Zeit hinter einander zu genießen. So bald er ſich dann geſättiget, hört er auf zu freſſen und leget ſich dann zum Wiederkäuen nieder. Der Unterſchied gründet ſich auf die unterſchiedene Beſchaffenheit der Magen ſolcher Thiere. Die zween erſten Magen des Ochſen beſtehen aus einem einzigen Sack von ſehr großer Weite. Hierin können ſie, ohne Beſchwerde, viel Gras auf einmal beherbergen, und ihn hurtig hinter einander

 an-

anfüllen, um hernach deſto gemächlicher das Wiederkäuen und die Verdauung abzuwarten. Der Magen des Pferdes iſt nur ganz klein. Es darf ihm alſo nicht viel Heu auf einmal biethen, ſondern es muß ihn immer nach und nach mehr anfüllen, wenn erſt ein Theil von dem vorher Genoßenen in die Eingeweide übergegangen iſt, wo die Auflöſung der Nahrungsmittel hauptſächlich vor ſich zu gehen pflieget. Denn wenn man beim Ochſen ſowohl, als bei dem Pferde, auf die Veränderungen der Speiſen durch die Verdauung, beſonders auf die Auflöſung des Heues, Acht hat, ſo findet man das letzte, wenn es beim Ochſen aus dem Theil des Wanſtes, heraus gehet, welcher den zweeten Magen, oder die ſo genannte Mütze ausmachet, in eine Art von grünem Brei verwandelt, welcher einem gehackten und gekochten Spinat gleichet. Unter dieſer Geſtalt wird es in den Falten und Krümmungen des dritten oder des Faltenmagens angenommen und aufbehalten; die gänzliche Auflöſung geſchieht alsdann in dem ſogenannten Laab oder im vierten Magen. Folglich kömmt gleichſam nur das Faſerwerk des Heues in die Eingeweide; da hingegen bei den Pferden das Heu weder im

Ma-

Magen, noch in den erſten Eingeweiden, ſonderlich aufgelöſet wird. Denn es kömmt nur blos biegſamer und geſchmeidiger dahin, weil es von dem wirkſamen Saft, welcher es umgiebet, erweicht und durchdrungen worden. Es kömmt alſo zum blinden und zum großen oder Grimmdarm, ohne vorher eine ſonderliche Veränderung erlitten zu haben. In dieſen beiden Eingeweiden, deren erſtaunlicher Umfang der Weite des Wanſtes bei wiederkäuenden Thieren das Gleichgewichte hält, gehet bei den Pferden die Auflöſung der Nahrungsmittel hauptſächlich vor ſich; niemals geſchieht ſie aber daſelbſt ſo vollkommen, als im vierten Magen der Ochſen.

Mir ſcheint es ſchon aus dieſen Betrachtungen und aus dem bloßen Anſehen der Theile ſehr leicht begreiflich zu ſeyn, wie es mit dem Wiederkäuen zugehet, und warum ein Pferd nicht wiederkäuen oder ſich erbrechen kann? da hingegen der Ochs und andere Thiere mit mehrern Magen das Heu nur nach dem Verhältniß der Kraft zum Wiederkäuen, ſchlecht oder gut zu verdauen ſcheinen. Das Wiederkäuen *) iſt

 blos

*) Vom Widerkäuen überhaupt, beſonders aber der Schafe, findet man ſehr gute Nachrichten

blos ein leichtes Erbrechen, welches durch die Gegenwirkung des erſten Magens auf die darin enthaltene Speiſen verurſachet wird. Ein Ochſe pflegt, ſo lange noch ein Räumchen vorhanden iſt, ſeine beiden erſten Magen oder den Wanſt und die Mütze, als einen Theil deſſelben, anzufüllen. Eine ſo ſtark geſpannte Haut äußert hernach eine gewaltſame Gegenwirkung auf das in dieſen Magen enthaltene Gras, welches ganz wenig durchgekäuet und kaum wie ein wenig zerhackt iſt, folglich durch die Gährung noch ſtark ausgedehnet wird. Wäre die Nahrung flüßig, ſo würde ſie durch dieſe ſtarke Zuſammenziehung in den dritten Magen getrieben werden, der nur durch eine ziemlich enge Röhre mit dem andern verbunden iſt, deſſen Oefnung ſich im obern Theil des erſten Magens, und zwar mit der Oefnung des Schlundes, faſt in gleicher Höhe befindet. Von der trocknen Speiſe kann alſo dieſe Röhre gar nichts, wohl aber etwas vom flüßigen Theil derſel-

ten in der Gaz. Salut. 1769. No. 26 u. 27. Unter dem Titel: Mechanisme de la Rumination des bêtes à laines, Extrait d'un Mém. lû par Mr. Daubenton, à la rentrée publique de l'Acad. Roy. des Scienc. le 13. Avril 1768. Ingleichen im Dict. d'Hist. des Herrn Valm. de Bomare Tom. X. p. 126 - 130.

M.

ſelben, einnehmen. Folglich müſſen die trockenſten Theile nothwendig in die Oefnung des Schlundes, die viel weiter, als an der beſchriebnen Röhre iſt, zurück gehen. Es geſchieht auch in der That, und das Thier käuet alle zurücktretende Speiſen von neuem, zermalmet ſie noch mehr, vermiſchet ſie wieder mit ſeinem Speichel und macht ſie auf ſolche Art immer dünner, und verwandelt ſie endlich in einen flüßigen Teig, damit ſie ohne Hinderniß in die Röhre dringen können, wodurch ſie zum dritten Magen gelangen, wo ſie noch mehr erweicht werden, ehe ſie endlich in den vierten Magen kommen. Hier wird endlich das Heu gänzlich aufgelöſet und in einen vollkommnen klebrigen Saft verwandelt. Die Wahrheit dieſer Erklärung wird fürnehmlich dadurch beſtätiget, weil kein Thier wiederkäuet, wenn es noch ſauget oder nur von Milch und andern flüßigen Speiſen genähret wird, und weil alle ſolche Thiere im Winter, und wenn ſie trocken Futter bekommen, viel ſtärker, als im Sommer, wiederkäuen, da ſie auf der Weide von zartem Graſe leben.

Bei den Pferden hingegen wird man einen ſehr kleinen Magen, eine ganz enge

 Oef-

Oefnung des Schlundes und ein ſehr groſſes Mundloch unten am Magen gewahr. Das wäre ſchon allein hinlänglich, das Wiederkäuen unmöglich zu machen. Denn obgleich die in dieſem kleinen Magen enthaltene Speiſe vielleicht ſtärker, als in einem großen Ochſenmagen zuſammen gepreſſet wird, ſo wird ihr Aufſteigen doch natürlicher Weiſe dadurch verhindert, weil ſie viel bequemer und leichter durch die untere weite Magenöfnung abwärts fallen kann. Es wird hierzu gar nicht erſt eine Verwandlung des Heues in einen flüßigen Brei erfordert, ſondern der ſtarke Druck des Magens iſt vermögend, alle Speiſen beinahe ganz trocken hinein zu treiben. Durch den Schlund kann ſie aber nicht wieder hinaufſteigen, weil dieſer Gang viel enger iſt, als die untere Oefnung des Magens. Die Urſach alſo, warum der Ochſe allemal, das Pferd aber niemals wiederkäuet, iſt in dieſem allgemeinen Unterſchiede der Bildung ihrer Verdauungswerkzeuge zu ſuchen. Es läßt ſich aber beim Pferd auch noch ein beſonderer Unterſchied entdecken, welcher verurſachet, daß es nicht allein am Wiederkäuen oder an der Zurückbringung der Speiſe nach dem Maule gehindert wird, ſondern um deſſentwillen es auch, bei allen

ſen angewendeten Bemühungen, unmöglich zum Erbrechen gereizt werden kann. Dieſer Unterſchied beſteht vornämlich darin, daß die Röhre des Schlundes, weil ſie nur in einer ſehr ſchiefen Richtung nach dem Magen des Pferdes kömmt, deſſen Häute vorzüglich dicke ſind, in dieſer Dicke gleichſam eine ſo ſchiefe Rinne bildet, welche durch die Zuckungen des Magens, anſtatt ſich zu öfnen, vielmehr immer feſter zugeſchloßen werden muß. *)

Ob nun gleich, ſo wohl dieſer Unterſchied, als alle Veränderungen der Geſtalten, die man in den Körpern der Thiere wahrnehmen kann, in ſo fern ſie beſtändig ſind, lediglich von der Natur abhängen; ſo giebt es doch in der Entwickelung, beſonders der weichen Theile, noch gewiſſe Abänderungen, die nur den Schein der Unveränderlichkeit an ſich haben, in der That aber nicht beſtändig ſind, und oft blos durch die Umſtände verändert werden. Der große Umfang des Ochſenwanſtes z. B. iſt nicht blos ein Werk der Natur. In

 ſeiner

*) S. le Memoire de Mr. Bertin dans le volume des Mémoires de l'Acad. des Sciences de Paris Année 1746.

ſeiner urſprünglichen Bildung pflegt er dieſe Figur nicht zu haben, ſondern erſt nach und nach durch die große Menge der Speiſen ſo ſtark ausgedehnt zu werden. Der Wanſt eines neugebornen, oder noch von bloßer Milch ſich nährenden Kalbes, das noch kein Gras gefreſſen, iſt in Vergleichung ſeines Labes, viel kleiner, als am Ochſen. Die unförmliche Weite des Wanſtes kann alſo von weiter nichts herrühren, als von der durch den großen Umfang der Speiſen verurſacheten Ausdehnung. Ich ſelbſt bin hiervon durch eine, meines Erachtens entſcheidende Beobachtung, überzeugt worden. Ich ließ zwei Lämmer von einerlei Alter, die man auch zu gleicher Zeit abgeſetzet hatte, das eine mit Brod und das andere mit Graſe füttern. Nach Verlauf eines Jahres fand ich bei der Eröffnung dieſer Thiere, den Wanſt des mit Graſe gefütterten Lammes viel größer, als des andern, welches lauter Brod gefreſſen hatte.

Man glaubt, ein langſam freſſender Ochſe könne die Arbeit länger aushalten, als ein Ochſe, der ſein Futter hurtig verzehret. Die auf erhabnen und trocknem Boden gehende Ochſen hält man auch für lebhafter, friſcher und geſunder, als diejeni-

gen, welche in feuchten und niedrigen Gegenden weiden. Man behauptet überdies noch, daß alle Ochſen mehr Kräfte bekommen, wenn man ihnen trocknes Heu zu freſſen giebt, als wenn man ſie mit weichem Graſe füttert. Zur Veränderung der Luft ſollen ſie nicht ſo leicht, als Pferde, zu gewöhnen, und es ſoll daher am rathſamſten ſeyn, alle zur Arbeit beſtimmte Ochſen blos aus der Nähe zu holen.

Weil die Ochſen im Winter nichts zu thun haben, ſo iſt alsdann Stroh und etwas Heu zu ihrem Unterhalt vollkommen zureichend. Zur Arbeitszeit aber müſſen ſie, ehe ſie noch zur Arbeit angeſtrenget werden, viel mehr Heu, als Stroh, auch wohl gar Kleien oder Hafer, bekommen. Wenn es im Sommer an vorräthigem Heu fehlet, kann man ſie mit Gras oder mit jungen Schößlingen, und Blättern von Eſchen = Ulmen = Eichenbäumen u. ſ. w. füttern. Es iſt aber nöthig, etwas ſparſam damit zu verfahren, weil ſie dieſe Nahrung außerordentlich lieben, und vom Uiberfluß derſelben, leicht ein Blutharnen bekommen. *)

Un=

*) In einem Zuſatz zum Dict. d'Hiſt. Nat. par Mr. Valm. de Bomare Tom. XI. p. 163. wird

Unter die vorzüglichen Fütterungen der Ochſen, gehören ohnſtreitig Klee, Eſparzette, Wicken, entweder friſch oder trocken, Wolfsbohnen, Steckrüben, gekochte Gerſte, u. d. gl. Die Menge ihres Futters hat man gar nicht nöthig zu beſtimmen. Es iſt nicht ihre Art, mehr zu freſſen, als ihr Bedürfniß erfordert. Man thut aber wohl, wenn man ihnen täglich ſo viel vorleget, daß ſie allemal noch etwas übrig laſſen. Vor den 15ten Mai ſollte man ſie billig nicht auf die Weide bringen. Denn ob ſie gleich das erſte Gras mit vieler Begierde freſſen, ſo iſt es doch noch allzu rauh, als daß es ihnen wohl gedeihen könnte. Hernach aber können ſie den ganzen Sommer auf der Weide bleiben, und erſt gegen den 15ten Oktober wieder im Stalle gefüttert werden. Doch bedienet man

wird es für ſehr gefährlich ausgegeben, das Rindvieh mit ſolchen jungen Schößlingen zu füttern, weil ſie, auch in geringer Menge faſt allemal erſt ein Blutharnen, alsdann aber den Tod, verurſachen. Man ſollte daher das Vieh ehe nicht in die Waldungen treiben, bis dieſe Schößlinge Blätter und einige Härte bekommen haben, in welchem Fall ſie minder gefährlich ſind.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.

vermehren, darf man ihr nur ſtatt des Graſes eine ſaftreichere Nahrung geben.

Eine gute Milch darf weder zu dick noch zu dünne, ſie muß vielmehr in Anſehung ihres Zuſammenhanges alſo beſchaffen ſeyn, daß ein davon abgenommenes Tröpfchen ſeine Rundung erhält, und nicht wegfließet. Sie muß ferner eine ſchöne weiße Farbe haben; denn man weiß, daß alle Milch, welche ins Gelbliche oder ins Blaulichte fällt, nicht viel tauget. Ihr Geſchmack muß ohne alle Bitterkeit und Säure ſich der Süſſigkeit nähern. Sie muß entweder einen angenehmen oder gar keinen Geruch haben. Die beſte Milch erhält man im Mai und im Sommer. Im Winter iſt ſie ſchlechter. Die vorzüglichſte hat man ſich von einer geſunden Kuhe in ihren beſten Jahren zu verſprechen. Von ganz jungen Kühen (jeunes geniſſes) bekömmt man allzu dünne, von alten zu magere, und im Winter zu dicke Milch. Dieſen Unterſchied hat man haupt-

2 mal gemelket werden, ausgenommen ſechs Wochen vor der Kalbezeit. Will man ſie auſſerdem nur einmal des Tages melken, ſo pflegen ſie unvermerkt ihre Milch gänzlich zu verlieren.

M.

hauptſächlich von der größern oder geringern Menge der Butter= Käſe= und Molkentheilchen, woraus die Milch beſtehet, herzuleiten. In der allzudünnen Milch ſind allzuviel molkichte, in der dicken zu wenig ſolche Theilchen, in der magern zu wenig Butter= und Molkentheilchen vorhanden. Man darf ſo wenig die Milch von einer brünſtigen, als von einer ſolchen Kuh, die entweder bald kalben will, oder vor kurzem gekalbet hat, unter die recht guten Arten zählen. Im dritten oder vierten Magen eines noch ſaugenden Kalbes pflegt man zerronnene Milchklumpen anzutreffen, welche das Laab ausmachen, wodurch man die Milch zum Gerinnen bringt. Je länger man dieſes Laab verwahret, um ſo viel kräftiger wird es zu dieſer Abſicht, und man kann mit einer geringen Menge davon einen großen Vorrath von Käſe verfertigen.

Kühe und Ochſen pflegen den Wein *), den Weineſſig und Salz vorzüglich zu lieben,

*) Der Wein bringt beim Rindvieh eben die gute Wirkungen hervor, als bei den Menſchen. Durch ihn wird es nicht allein geſtärket, ſondern auch lebhaft und muthig gemacht. Wenn die ſchweizeriſchen Hirten die Kühe auf die hohen Berge treiben, finden ſich unter den Heerden zuweilen Stü=

ben, und einen zubereiteten Sallat mit groſſer Begierde zu verſchlucken. In Spanien und einigen andern Låndern legt man im Stall bei die jungen Kålber einen Stein, welchen man Salzſtein (Salegres) zu nennen pfleget, dergleichen man in den Salzgruben antrift. So lange die Můtter auf der Weide ſind, lecken die Kålber beſtåndig an dieſem Stein. Sie werden dadurch ſo ſtark zum Hunger und Durſt gereizet, daß ſie bei der Zurůckkunft der Mutter augenblicklich das Eiter anfallen, eine Menge Milch mit groſſer Begierde ausſaugen, zuſehens fett werden, und viel ſtårker oder hurtiger wachſen, als andere Kålber, die kein Salz zu lecken bekommen. Aus eben dieſem Grunde pflegt man auch Ochſen und Kůhen, wenn ſie nicht freſſen wollen, in Weineſſig eingeweichtes und mit Salz beſtreutes Gras zu geben. Es bekömmt ihnen auch dann, wenn man in ganz geſunden Tagen ihre Freßbegierde vermehren, und

Stücke, die kaum für Mattigkeit weiter fortgehen können. Ein Glas Wein, das man ſie verſchlingen läßt, giebt ihnen auf einmal wieder ſo viel Muth und Kräfte, daß es ihnen leicht wird, der Heerde zu folgen. S. Valm. de Bomare T. XI. p. 168.

M.

und ſie früher fett machen will. Im zehnten Jahre pflegt man ſie gemeiniglich zur Maſt aufzuſtellen. Wenn es ſpäter geſchieht, iſt man in Gefahr, ſeinen Endzweck zu verfehlen, und ein ſchlechtes Rindfleiſch einzuſchlachten. Alle Jahreszeiten ſind zur Maſt bequem, der Sommer aber deswegen am vorzüglichſten, weil ſie zu dieſer Zeit die wenigſten Koſten verurſachet und man beinahe verſichert iſt, vor Ausgang des Oktobers fettes Vieh zu haben, wenn man im Mai oder Junius anfängt es zu mäſten. Sobald man aber dieſes Willens iſt, muß man ſie mit aller Arbeit verſchonen, ihnen öfter zu ſaufen und ſo viel ſaftige mit Salz vermiſchte Speiſen geben, als ihnen beliebt. Zum Wiederkäuen müſſen ſie Zeit genug behalten, und, ſo lange die Hitze dringend iſt, im Stalle ſchlafen. Unter dieſen Umſtänden werden ſie binnen weniger, als vier bis fünf Monaten, ſo fett werden, daß es ihnen Mühe koſten wird, zu gehen, oder ſich anders, als in ſehr kleinen Tagereiſen, an entlegne Orte treiben zu laſſen. Auch Kühe, und ſogar Stiere mit verdrehten Hoden ſind einer guten Maſtung fähig; allein das Fleiſch der erſtern iſt viel trockner, der letztern aber viel röther und

här=

härter, auch unangenehmer und geiler von Geſchmack, als das Ochſenfleiſch.

Die Stiere ſowohl, als Kühe und Ochſen, haben die böſe Gewohnheit, ſich, beſonders wenn ſie eben einer vollkommnen Ruhe genießen, beſtändig zu lecken. Weil man aber dieſes als eine Hinderniß bei der Maſt anſiehet, ſo pflegt man diejenigen Theile ihres Körpers, die ſie erreichen können, fleißig mit ihrem eignen Miſte zu beſtreichen. Ohne dieſe Vorſicht lecken ſie mit ihrer rauhen Zunge die Haare ab, und ſchlingen ſelbige in großer Menge hinunter. Die unverdauliche Subſtanz der Haare bleibt alsdann im Magen liegen, und läuft in runde Ballen zuſammen, welche man Haarklumpen oder Haarballen (Aegagropilae) zu nennen pfleget. Zuweilen wachſen ſie bis zu einer ſo anſehnlichen Größe, daß ihr Umfang dieſen Thieren allerdings beſchwerlich fallen, und bei ihrem Aufenthalt im Magen die Verdauung nothwendig hindern muß. Nach und nach ſetzt ſich eine ziemlich derbe braune Rinde um dieſe Ballen, die zwar blos aus einem verhärteten Schleim beſteht, durchs Reiben aber und Kochen hart und glänzend wird. Man hat ſie noch nirgends, als im Wanſte, gefunden. Wenn ja von dieſen Haaren etwas in den andern

Magen kömmt, ſo bleiben ſie weder hier, noch in den Gedärmen liegen, ſondern pflegen zugleich mit dem gröbern Theil der Speiſen abzugehen.

Alle Thiere, welche, gleich dem Pferd und Eſel, in beiden Kinnladen mit Schneidezähnen verſehen ſind, können das kurze Gras weit leichter beißen, als andere, welche an den obern Kinnbacken keine dergleichen haben. Das Schaf und die Ziege mähen es blos darum ſehr nahe von der Erde weg, weil ſie klein und ihre Lefzen dünne ſind. Ein dickmäuliger Ochſe, der folglich nur langes Gras abfreſſen kann, thut aus dieſem Grunde der Weide, worauf er ſich nähret, keinen beträchtlichen Schaden. Inſofern er nur das Oberſte von dem jungen Graſe abzwicket, kann er den Wurzeln keinen Schaden zufügen, und ihrem Wachsthum nicht ſehr hinderlich seyn. Schafe und Ziegen aber mähen das Gras dermaßen glatt von der Erde hinweg, daß dadurch die Stängel zunichte gemacht, und die Wurzeln verdorben werden. Ein Pferd pflegt ſich blos das feinſte Gras auszuſuchen, und das große mit harten Stängeln ungehindert aufſchießen und ſich vermehren zu laſſen; da hingegen der Ochſe dieſe groſſen Stängel abſchneidet, und allmählig

das

das höchſte Gras zerſtöret. Eine Wieſe, worauf ein Pferd gegangen, iſt aus dieſem Grunde nach einigen Jahren in ſchlechten Umſtänden, wenn auf der andern Seite eine Wieſe, die dem Ochſen zur Weide diente, durch ihn zu einer feinen Weide gemacht worden.

Die Gattung unſerer Ochſen, die man von den Auer- und Büffelochſen *) wohl unterſcheiden muß, ſcheint urſprünglich aus unſern gemäßigten Erdgegenden abzuſtammen, weil ſie die große Hitze ſo wenig, als eine übermäßige Kälte, vertragen können. Dennoch iſt von dieſer in Europa ſo überflüßigen Art in den übrigen ſüdlichen Ländern gar nichts zu finden. Sie hat ſich in Aſien weiter nicht, als in Armenien und Perſien **), und in Afrika nirgends, als in Aegypten und in der Barbarei, ausgebreitet. In Oſtindien ſowohl, als in dem übrigen Theil von Afrika, ſelbſt in Amerika, giebt es lauter Auerochſen mit einem Buckel auf dem Rücken ***), oder andere Thie-

*) Die ausführliche Beſchreibung dieſer ausländiſchen Arten wird in einem der folgenden Bände vorkommen. M.

**) S. le Voyage de Chardin Tom. II. p. 28.

***) S. Berl. Samml. IV. B. p. 310. ꝛc. mit einer K. Pl. M.

Thiere, welche ob ſie gleich von den Reiſenden den Namen der Ochſen erhalten, dennoch von einer ganz andern Art ſind, als unſre Ochſen. Diejenigen, welche ſich am Vorgebirge der guten Hofnung *) und in vielen andern Gegenden der übrigen Welttheile aufhalten, ſind von den Holländern und Spaniern aus Europa dahin gebracht worden. Uiberhaupt ſcheinen unſern Ochſen die kühlern Länder zuträglicher, als die heißen, zu ſeyn. Sie werden auch deſto größer und ſtärker, je feuchter der Luftſtrich und je größer der Uiberfluß an guten Weiden iſt. Die Ochſen aus Dänemark, Podolien, aus der Ukräne und aus derjenigen Tartarei, welche die Kalmucken bewohnen **), ſind unter allen die vorzüglichſten und größten. Irrland, Engelland, Holland und Ungarn liefern auch ſchon größere Ochſen, als Perſien, Türkei und Griechenland, oder als Italien, Frank-

*) Hierbei verdieret das ganze 20ſte Kap. von M. Pet. Kolbens Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hofnung, Frankf. 1745. 4to. S. 157-170. nachgeleſen zu werden. M.

**) S. le Voyage de Regnard à Par. 1742. T. I. p. 217. Hiſt. gen. des Voyages Tom. VII. p. 13. Cf. Pallas Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reichs, 1. Th. Petersb. 1771. gr. 4to. p. 314. ꝛc.

Frankreich und Spanien. Die kleinſten unter allen werden in der Barbarei angetroffen *).

Die Holländer ſollen aus Dänemark ſogar alle Jahre ſehr viele große magere Kühe holen, welche daſelbſt weit reichlichere Milch, als die franzöſiſchen, geben. Unſtreitig hat man ſich hierunter jene Art von Milchkühen zu denken, welche nach Poitou, Aunis, nach den Moräſten von Charente gebracht, daſelbſt vermehret, und flandriſche Kühe genennet werden. Dieſe

*) In der chineſiſchen Provinz Xenſi giebt es nach Neuhofs Bericht (in ſeiner chineſiſchen Geſandtſchaft S. 348.) auch wilde Ochſen auf den Bergen der Hauptſtadt Lingao. Bei der Stadt Tieki ſollen vortrefliche Kühe mit langen, dicken, krauſen Schwänzen angetroffen werden, deren ſich die chineſiſchen Soldaten zu einem beſondern Kopfſchmuck ſtatt ſonſt gewöhnlicher Federbüſche bedienen. Von den Haaren werden auch ſchöne Decken gewirket. (S. ebend. p. 139. und 347. ingl. Dappers China p. 137.) In Cincheu fällt ein wildes Thier, das einer Kuh nicht unähnlich ſiehet, auf dem Kopf aber 2 Hörner, weißer als Elfenbein, träget. Wegen ſeines großen Appetits zum Salze nennt man es die Salzkuh. Die Jäger ſetzen hin und wieder Säcke mit Salz. Das Thier bleibt mitten im Lauf an einem ſolchen Sacke ſtehen, und läßt ſich bei dieſer Leckerei geduldig fangen, binden und tödten. S. Neuhof l. c. pag. & Tab. 347. Dapper l. c. p. 138.

M.

Kühe ſind wirklich viel gröſſer und magerer, und geben wenigſtens noch einmal ſo viel Milch und Butter, werfen auch viel gröſſere und ſtärkere Kälber, als die gemeinen. Man kann das ganze Jahr hindurch Milch von ihnen erhalten, bis auf die vier oder fünf letzten Tage vor der Kalbezeit. Allein ſie müſſen beſtändig auf die nahrhafteſte Weide geführt werden. Sie pflegen zwar nicht mehr, als die gemeinen Kühe, zu freſſen, weil ſie beſtändig mager ſind; es verwandelt ſich aber bei ihnen alles in Milch, was von der Nahrung übrig bleibet. Mit gemeinen Kühen iſt es ganz anders. Sobald ſie eine Zeitlang auf allzufetter Weide gegangen ſind, werden ſie fett, und hören auf Milch zu geben. Von einem Stiere dieſer Art und von gemeinen Kühen ziehet man ſogenannte Baſtarte, welche fruchtbarer und milchreicher ſind, als die gemeine Gattung. Dergleichen Baſtartkühe bekommen oftmals zwei Kälber auf einmal *), und pflegen das gan-

*) In des Hrn. Prediger Joh. Wilh. Höners Beiträgen zur Landwirthſchaft in Briefen an einen Freund I. Samml. p. 50. finden wir die ſonderbare Bemerkung, daß die Kühe im Bremiſchen mehr, als anderwärts, Zwillinge tragen. Sind dieſe einerlei Geſchlechtes, ſo findet man ſie auch zur

ze Jahr hindurch melkend zu ſeyn. Sie machen daher auch, als die vortreflichſten Melkkühe, ſchon einen großen Theil des Reichthums der Holländer aus: denn es iſt bekannt, was aus Holland jährlich für Summen von Butter und Käſe verſchicket werden. Eben dieſe Kühe, von denen man wenigſtens noch ein- oder zweimal ſo viel Milch, als von den franzöſiſchen, bekömmt, geben wohl ſechsmal ſo viel Milch, als die Kühe der Barbarei *).

zur Zucht vollkommen tüchtig; ſind ſie aber verſchiedenes Geſchlechts, ſo verſichert Hr. H., daß das männliche Kalb, ſo alt es auch werde, nie ein Stück Vieh beſchlagen, das Kuhkalb aber niemals in ſeinem Leben rindern, am wenigſten aber trächtig werden könne. Ihm iſt ein Fall bekannt, da ein dortiger Einwohner eine ſolche Kuh mit Gewalt hat belegen laſſen; allein am andern Morgen war die Kuh todt, der dazu gebrauchte ſonſt gute und geſunde Zuchtbulle aber einige Monate krank und unbrauchbar. M.

*) S. Le Voyage de Shaw, Tom. I. p. 311. oder deutſche Ausgabe S. 150. Die fetteſten Stücke des Hornviehes, wenn ſie aus dem Stall gebracht werden, wiegen hier ſelten mehr, als fünf oder ſechs Zentner. Ihre Milch ſteht auch mit ihrer Größe in keinem Verhältniß; denn unerachtet des reichlichen grünen Futters vom Dezember bis zum Julius giebt eine Kuh doch ſelten mehr, als ein Quart Milch auf einmal. Ihre Butter hat auch

In Engelland, Irrland, Holland, in der Schweiz und in Norden pflegt man das Ochſenfleiſch entweder für die Seeleute, oder zum Vortheil der Handlung in groſſer Menge geräuchert und eingepöckelt, auch das Leder aus eben dieſen Ländern ungemein häufig zu verſchicken. Den tauſendfältigen Gebrauch der Ochſen- und Kalbfelle kann ich als eine bekannte Sache vorausſetzen. Auch das Fett, welches man unter das Schöpſeninſelt zu miſchen pflegt, iſt eine ſehr brauchbare Materie. Den Kuhmiſt hält man mit Recht für den beſten Dünger auf trocknen und leichten Feldern. Das Horn vom Ochſen war das erſte Trinkgefäß unſrer Vorfahren, zugleich auch das erſte Inſtrument, worauf man es verſucht, einen ſtarken Ton durchs Blaſen hervorzubringen, die erſte durchſichtige Materie, die man ehemals anſtatt des Glaſes und zu Laternen gebraucht', erweichet, bearbeitet und geformet hat, um Kämme, Büchſen und tauſend andere Sachen zu ver-

weder die Fettigkeit noch den guten Geſchmack der unſrigen u. ſ. w.

M.

verfertigen *). Doch, weil die Naturgeſchichte da aufhören muß, wo die Geſchichte der Künſte ſich anfängt, ſo wird es Zeit ſeyn, hier die Geſchichte des Ochſen abzubrechen.

*) Weit ausführlichere Nachrichten vom vielfältigen Gebrauch und Nutzen der einzelnen Theile der Ochſen und Kühe findet man in der Encycl. œconom. à Yverdon 1770. Tom. III. p. 277. &c. Cf. Vallm. de Bomare l. c. p. 180—186.

M.

Vom

Von den äußerlichen Theilen des Stieres *) und ihren Benennungen.

Die oben angeführte Namen der äußerlichen Theile des Pferdes müſſen größtentheils auch denen Theilen des Stieres

*) Die Deutſchen haben dem vollkommenen Ochſen den Namen des Stieres, dem Zuchtochſen den Namen des Bullen, dem verſchnittenen die eigenthümliche Benennung des Ochſen oder Rindes ertheilet. Das weibliche Thier heißet die Kuhe, ihr Junges das Kalb. Der erſte, oder der Stier heißt bei den Lateinern Taurus, bei den Franzoſen Taureau, bei den Hebräern Schor, bei den Chaldäern Thor oder Tora, bei den Arabern Taur, bei den Griechen Βοῦς, bei den Spaniern Toro Bugrezio, bei den Italiänern Toro, bei den Illyriern Wul, bei den Polacken Wol, bei den Engelländern Bull, bei den Holländern Stier. Das verſchnittne Rind nennen die Lat. Bos,

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.

res beigeleget werden, welche mit den Theilen des Pferdes übereinkommen, und ihnen ähnlich genug ſind, um mit ihnen verglichen werden zu können. Wir dürfen alſo hier

Bos, die Franz. Boeuf, die Hebr. Aleph, die Spanier Buey, die Ital. Bue, die Holländ. Os, die Engell. Ox, die Kuhe hingegen heißt bei den Lat. Vacca, bei den Franz. Vache, bei den Hebr. Bakar, Chald. Torata, Span. Vaca, Ital. Vacca, Holl. Koe, Engl. Cow. Das Kalb aber im Lat. Vitulus, Juvencus, im Franz. Veau, im Hebr. Egel, im Chald. Egela, im Span. Ternera, im Ital. Vitello, im Holl. Calf, im Engl. ebenfalls Calf.

Cf. Geſn. Quadr. p. 24. (fig. bona) & Icon. Quadr. p. 12. (fig. bona) Aldrov. biſulc 13. Tab. 36. (fig. bona) Johnſt. Quadr. T. 14. 15. Raj. Quadr. p. 70. Klein. Quadr. p. 10. Sloane Nat. Hiſt. of Jam. Vol. II. p. 327. Charlet. Exerc. p. 8. Rzac. Hiſt. Nat. Polon. p. 237. Ejusd. Auct. p. 329. Briſſ. Quadr. p. 52. Bos domeſticus, cornibus laevibus, teretibus, ſurſum reflexis. Le Boeuf domeſtique. Linn. S. Nat. Ed. XII. p. 98. Bos, Taurus, Vacca, Vitulus, cornubus teretibus, extrorſum curvatis, palearibus laxis. Faun. Suec. 1761. p. 15. n. 46. Schwed. Ko. Not. Valm. de Bomare Dict. d'Hiſt. Nat. Tom. XI. p. 148—186. & Encycl. Oecon. Tit. Taureau. Hallens Naturgeſch. der Thiere I. B. p. 259—276. D. Merkleins Thierb. p. 135—152. Von den Auerochſen und Büffelochſen wird in einem der künftigen Bände mit nöthiger Ausführlichkeit gehandelt, weil es dem Herrn von Buffon beliebet, ſie ſo weit, als möglich, von den gemeinen oder Hausochſen zu entfernen.

M.

hier nur derjenigen Theile gedenken, welche dem Stier entweder vorzüglich eigen, oder von eben den Theilen am Pferde merklich unterſchieden ſind, und folglich auch mit andern durchgängig angenommenen Benennungen angedeutet werden mußten.

Der untere Theil am Kopfe des Stieres heißet das Maul (Le Mouffle) (A.) Es iſt kürzer und breiter, als oben der Theil am Kopfe des Pferdes und Eſels. Hals, Rücken und Lenden behalten, wie beim Pferd, ihre wahre Namen. Den vorderſten und oberſten Theil des Halſes nennet man beim Stier das Genicke (B). Die Haut, welche unter dem untern Kinnbacken längs der Kehle und der Bruſt zwiſchen den Vorderbeinen bis auf die Knie herabhänget, heißt eigentlich der Triel (Fanon) Lit. C. oder der Schlauch *). Beim Stier hat alſo das franzöſiſche Wort Fanon eine ganz andere Bedeutung, als beim Pferde, wo es die Zote oder den kleinen Haarbuſch anzeiget, welcher ſich hinten an der Kugel des Fußes befindet. Der Theil, welcher bei den Pferden der Sporn (Er-

*) S. Abilgards Unterricht von Pferden, Kühen ꝛc. 1771. 8vo. p. 196.

M.

(Ergot) heißt, führt hier eben dieſen Namen; doch hat ein Stier an jedem Fuß einen doppelten Sporn (DD) oder Haken *). Die Haarkrone findet man (EE) am unterſten Gliede des Fußes der Stiere ſowohl, als der Pferde.

Bei dem Stier iſt allemal die dritte Reihe (Phalanx) jeder Klaue mit einer hornichten Materie (FF), wie bei dem Pferd, umgeben, es kann alſo eben ſowohl der Huf (Sabot) genennet werden. Man hat aber dennoch dem Hufe des Stieres den Namen der Klauen beigeleget, ob er gleich, im eigentlichen Verſtande, nur dasjenige Horn, was über dem Obertheil der Zehen ſich befindet, und nicht dasjenige andeuten ſoll, worin dieſe vollkommen eingewickelt ſind. Thiere mit vielen Zehen haben Klauen oder Krallen; auch dem Kameel werden eigentlich nur Klauen zugeſtanden, weil das Horn blos die Oberfläche an der dritten Reihe ſeiner Zehen bedecket. Allein der Stier, der Hammel, der Bock u. ſ. w. ſind mit wirklichen Hufen verſehen, wel-

che

*) Ebendaſ.

che von den ungeſpalteten ſich blos dadurch unterſcheiden, daß ſie geſpalten, und an jedem Fuße doppelt erſcheinen.

Von

Von der Farbe des Stieres.

Bei den Stieren herrſchet lange nicht ſo viel Verſchiedenheit der Farben, als bei den Pferden, doch bedienet man ſich bei ihnen faſt eben derſelben Kunſtwörter, nur daß man von einem Stier ſaget, daß er unter dieſer oder jener Farbe (Sous tel poil), von einem Pferd aber, daß es von der oder jener Farbe (de tel poil) ſey. Die gemeinſte und natürlichſte Farbe bei den Stieren iſt eigentlich die falbe. Bei zahmen iſt ſie oft mit weiß oder ſchwarz gemiſchet. Oft ſieht man auch ſchwarze oder weiße, braunrothe, braune, rothe, graue, geſprenkelte oder fleckichte Stiere. Uiberhaupt haben ſie alle ins Falbe ſpielende Farben, und ſind, ohne gewiſſe Ordnung oder beſtändige Regel, mit weiß, braun, ſchwarz u. d. gl. in allerlei Flecken im Falben ſchattiret.

Mitten an der Stirn hat jeder Stier krauſe Haare, und Herr Daubenton hat an einigen Ochſen wahrgenommen, daß die Haare, welche den obern Theil des Hal-

ſes bedecken, an dem Orte, welcher ohngefähr gleich weit von den Schultern und vom Kopf entfernt iſt, eine borſtige Querlinie machen, wo die an der vorderſten Seite des Querſtriches wachſende Haare ſich nach dem Kopfe, die an der hintern Seite hingegen ſich rückwärts kehren.

Man hat von den Stieren, Ochſen und Kühen, wie von den Pferden, geglaubt, ihre guten oder böſen Eigenſchaften aus der Farbe ihrer Haare beurtheilen zu können. Man hat ſogar gewiſſe Regeln feſtgeſetzet, um dieſe Merkmale zu erkennen, welche, nach dem gemeinen Vorgeben in den ſchleimichten, wäſſerichten, gallichten und melancholiſchen Theilen gegründet ſeyn ſollen, von welchen man ſich einbildete, daß ſie in dem Temperamente dieſer Thiere herrſchend wären und ſich von außen durch die Farben ihrer Haare kennbar machten; allein wir zweifeln, daß ein vernünftiger Naturforſcher dieſe Kennzeichen jemals andern fleißigen Beobachtungen und Erfahrungen von den guten und ſchlechten Eigenſchaften der Thiere vorziehen oder auch nur gleich ſchätzen werde.

Inſofern ein dickes, glänzendes, weiches und glattes Haar von der Geſundheit eines Thieres, von einer guten Beſchaffenheit

heit ſeiner Säfte und unverdorbenen Eingeweiden zeuget, kann es wahrſcheinlicher Weiſe für das Merkmal eines guten Temperamentes angenommen werden. Doch hat man zu merken, daß allemal das Haar eines Stieres gelinder und weicher, als das Pferdehaar, zu ſeyn pfleget. *)

Die Zeichen der äußerlichen Bildung, woran man die munterſten und ſchönſten Stiere nach allen ihren Gliedern, die ſtärkſten und zur Arbeit geſchickteſten Ochſen, auch die beſten Melkkühe, zu erkennen vermag, ſind ſchon oben in der Geſchichte des Ochſen angegeben worden. Die Abbildung auf der Kupfertafel iſt nach demjenigen Stiere genommen, den man zu Paris in der großen Streitbahn bewahret, wo man unterſchiedene Thiere in öffentlichem Schauſpiele mit einander kämpfen läßt. **) Man ſchä-

*) Ob gleich die Farbe des Haares auf die Brauchbarkeit und Güte der Ochſen und Kühe keinen Einfluß hat, ſo hütet man ſich doch gern vor dem grauen, weißen und apfelförmig geflekten Rindvieh, weil es von den Fliegen und Bremſen weit mehr, als das braune, rothe und ſchwarze gequälet wird, und folglich weder ſo gut gedeihen, noch ungehindert arbeiten kann.

M

**) In Spanien hat man aus den ſo genannten Stiergefechten oder Stierkämpfen eine Feier-

ſchätzet ihn auf 7 Zentner und er war beinahe 7 Jahr alt. Seine herrſchende Farbe war falbe, mit braunen Flecken, vornämlich auf dem Kopf, an den Beinen ꝛc. auch weißen Flecken an unterſchiedenen Theilen des Körpers, vermiſchet. Er hatte kurze Haare, ausgenommen zwiſchen den Hörnern, wo der Zopf (G) ohngefähr 2 Zoll

Feierlichkeit gemacht, welche an vielen groſſen Orten dieſes Königreiches faſt bei jedem wichtigen Vorfall, bei jeder großen oder freudigen Begebenheit für das Land, mit unglaublicher Pracht und Koſten gehälten wird. Eine ausführliche Beſchreibung dieſer Feſte würde den Band zu ſehr verſtärken. Wer aber von dieſem wichtigen Feſt, welches zugleich den Muth und die Stärke der Stiere ſowohl, als die Herzhaftigkeit und Liſt der Kämpfer beweiſet, hinlänglich unterrichtet ſeyn will, den verweiſen wir auf das allgem. Magaz. X. B. S. 347. Hannöv. Magäz. 1770. p. 1513. auf Bareki Reiſen, ingl. auf Löflings Reiſen S. 385 = 388. und auf die Mannigfaltigkeiten I Jahr. S. 529. und III Jahr. 3 Quartal, wo alles, was in dieſem Fall die Neubegierde befriedigen kann, umſtändlich angezeiget iſt. Bei dieſer Gelegenheit verdient auch Kolbe in ſeiner Beſchr. des Vorgebirges der guten Hofnung, Frankf. 1745. 4to. p. 163. §. XV. Tab. XIV. von den Streitochſen der Hottentotten nachgeſehen und geleſen zu werden, die ſie Backeleyers nennen. Cf. Vallm. de Bomare Dict. d'Hiſt. Natur. Tom. *I. p.* 512. Backeleys.

M

Zoll in der Länge betrug. Der Schwanz war auf 9 Zoll mit langen Haaren bedecket, welche von der Schwanzriebe wohl einen Fuß lang herunter hiengen. An dem unterſten Ende des Geſchlechtstheiles befand ſich ein anderhalb Zoll langer Haarbuſch und an der Krone aller vier Füße ein längerer Büſchel, als das Haar am ganzen übrigen Leibe. Vom Aeußerſten des Maules bis an den Hintern, in gerader Linie gerechnet, betrug die ganze Länge des Stieres ſieben und einen halben Fuß, die Höhe vier Fuß 1 und einen halben Zoll, nach der Vorderſeite der Beine, vier Fuß und einen halben Zoll nach der Hinterſeite derſelben gemeſſen.

Emſigen Haus- und Landwirthen iſt nicht allein an der Kenntniß und an den Regeln der Wartung ihrer nutzbaren Hausthiere, ſondern auch an der Kenntniß ihrer Krankheiten und Mittel gelegen, wodurch man denſelben entweder vorbauen oder ſie auf eine vernünftige Weiſe heilen könne. Der Naturforſcher hat mit allen dieſen, zur Kenntniß und Kur der Viehkrankheiten gehörigen Vorſchlägen gar nichts zu thun. Er beſchreibt jedes Thier nach ſeinen äußern Theilen und allen den Verhältniſſen, Gewohnheiten und Trieben,

welche man im geſunden Zuſtand am demſelben wahrnimmt. Die Beobachtung kranker Thiere überläßt er billig den Lehrern der Vieharzeneiſchulen und allen denen, welche ſich mit der Heilungskunſt nützlicher Thiere zu beſchäftigen belieben. Inſofern aber das Rindvieh nicht allein allerlei beſchwerlichen Krankheiten, ſondern auch einer höchſt gefährlichen Epidemie, bald aus Mangel der Wartung und Vorſicht, bald aus Unwiſſenheit ihrer Hüter ausgeſetzet iſt, finden wir es doch der gemeinnützigen Abſicht unſrer Ausgabe des Buffoniſchen vortreflichen Werkes vollkommen angemeſſen, unſere Leſer wenigſtens auf die Schriften zu verweiſen, in welchen ſie die nöthige Regeln der Vorſicht bei der Pflege, und die Heilungsmethoden bei vorfallenden Krankheiten ihrer Hausthiere finden können.

Wir haben ſchon oben S. 175 — 179, bei Gelegenheit der Vieharzneiſchulen die vorzüglichſte neuen hieher gehörige Schriften angezeiget, und in den Berl. Samml. IV. Band S. 643 ꝛc. kürzlich beurtheilet. Man könnte davon auch noch beſonders im Vallm. de Bomare Dict. d'Hiſt. Nat. l. c. p. 172 — 180 und Encycl. œcon. T. III. p. 242 — 267 nachleſen. Von der Viehſeuche und guten Vorbauungsmit-

teln

teln dawider hat man eine faſt unzähl- bare Menge ſo wohl alter, als neuer Schriften. Die erſten ſind vom Herrn D. Krünitz in einem beſondern Verzeichniß, welches 1767 zu Leipzig in 4 Oktavbogen herauskam, ſorgfältig geſammlet worden, die neueſten haben wir ebenfalls bis zu dieſem Jahre in erwähnten Berl. Samml. von S. 656 — 661 umſtändlich angeführet, und folglich unſern günſtigen Leſern alle mögliche Gelegenheit an die Hand gegeben, ſich in dem zur Oekonomie gehörigen Theile der Thiergeſchichte, welcher für den bloßen Naturkundigen zu weitläuftig ſeyn würde, näher zu unterrichten.

M.

IV. Naturgeſchichte.

des

Schafes und Widders *).

Ob unſere jezige wirkliche Hausthiere vormals wild geweſen? daran läßt ſich beinahe nicht mehr zweifeln, da wir an den vorher beſchriebenen ſo deutliche Be-

*) Das männliche Thier heißt im Deutſchen Widder, im Lat. Aries, im Franz. Belier, im Hebr. Ail, Eel, im Chald. Dikerin, im Griech. Κριος, im Arab. Kapſa, im Perſi. Nerameiſch, im Span. Carnero, im Ital. Montone oder Ariete, in der Schweiz Herman, Illyr. Owcze oder Skop. Pohln. Owca, in Flandern Wider, Schwed. Foar, Engl. Ram oder Tup, Schottiſch Heirth, in Madagaskar Agarone. Das verſchnittene männliche Thier wird im Deutſchen Hammel oder Schöps, im Lat. Vervex, im Franz. Mouton; das weibliche Thier im Deutſchen Schaf, im Lat. Ovis, im Franz. Brebis, im Hebr. Zon, Zoneh, im Chald. Ana, im Griech. Οΐς, im Arab. Genas, im Perſ. Goſpand, im Span. Oveia, im Ital. Peco-

ra,

Beweiſe haben und noch immer Nachrichten von wilden Pferden, Ochſen, und Eſeln hören. Wenn gleich der Menſch bereits viele Millionen einzelner Thiere ſich unterwürfig machte, ſo kann er ſich doch nicht rühmen, daß auch nur eine ganze Gattung ſeiner Bothmäßigkeit völlig unterworfen wäre. Sie wurden, ohne ſein Zuthun, alle geſchaffen; ſollten ſie nicht auch, ohne ſeinen Beiſtand aufwachſen und ſich vermehren können? So bald man indeſſen die Schwachheit und große Dummheit eines Schafes betrachtet und ſich lebhaft vorſtellet, wie unvermögend eben dieſes wehrloſe Thier iſt, ſeine Rettung auch nur in der Flucht zu ſuchen; wenn man bemerket, daß alle Raubthiere ſeine geſchworne Feinde ſind und es nicht allein vorzüglich aufzuſuchen, ſondern auch nach ſeinem Fleiſch außerordentlich lüſtern zu ſeyn pflegen. Wenn man ſiehet, wie ſparſam dieſe Gattung von Thieren ſich vermehret und wie kurz die Lebensdauer jedes einzelnen Schafes zu ſeyn pfleget u. ſ. w. ſo könnte

 man

ra, im Flandr. Schaep, im Engl. Sheepe; — Das junge Thier aber im Deutſchen Lamm, im Lat. Agnus, im Franz. Agneau, im Hebr. Kebes, im Chald. Imar. im Arab. Elg, im Perſ. Barah, im Span. Cordero, im

man leicht auf die Muthmaßung verfallen, das Schaf ſey vom Anfang her der menſchlichen Aufſicht anvertrauet worden und könne weder zu ſeiner Erhaltung des menſchlichen Schutzes, noch zu ſeiner Vermehrung, der menſchlichen Sorgfalt entbehren. In der That pflegt man auch in den Wüſten gar nichts von wilden Schafen wahrzunehmen. Allenthalben, wo nicht Menſchen die Oberherrſchaft führen, wüten der Grimm und die Stärke der Löwen, Tiger und Wölfe. Dieſe blutdurſtigen und fleiſchbegierigen Thiere leben ungleich länger und vermehren ſich viel ſtärker, als das Schaf. Wenn man alſo noch heutiges Tages die zahlreichen Heerden dieſer Thiere, welche durch unſre Sorgfalt ſo ſehr vermehret worden, auf unſern Fluren Preis geben wollte, ſo würden wir, durch die Anzahl

und

im Ital. Agna, Agnello, im Fland. Lam, im Engl. Lambe oder Hogg genennet.

S. Cenſ. Quadr. p. 138. it. 872. Fig. 873 und 912. 927. bona Ejusd. Icon. Quadr. fig. p. 14. bona. Aldrov. Quadr. biſulc. p. 370. Raj. Quadr. p. 73. n. 1. Ovis domeſtica, cujus mas Aries dicitur, fœtus Agnus. Sloan. Nat. Hiſt. of Jam. Vol. II. p. 328. Klein Quadr. p. 13. Aries, Vervex, Agnus. Johnſt. Quadr. p. 38. T. 22. Charlet. Exerc. p. 8 & 9. Tab. I & II. fig. opt. Rzac. Hiſt. Nat. Pol. p. 242. & Ejusd. Auct. p. 332.

und Wut gefräßiger Thiere, gar bald unſre Heerden zerſtöret und ihr ganzes Geſchlecht vor unſern Augen ausgerottet ſehen. Dem

Briſſ. Quadr. p. 48. Ovis domeſtica. Aries laniger, caudâ rotundâ, brevî. La Brebis domeſtique. Außer dem gemeinen beſchreibt Hr. Briſon noch

1) Das arabiſche breitſchwänzige Schaf, ovis laticauda, la Brebis à large queuë. Linn. S. N. XII. p. 97. Ovis laticauda ſ. arabica platyura. Johnſt. T. 23. fig. bona. Hallens Thiere I. B. p. 301.

2) Das arabiſche langſchwänzige Schaf. Ovis longicauda. La brebis à longue queuë. Johnſt. l. c. Haller l. c. p. 302.

3) Das afrikaniſche — Ovis africana. La Brebis d'Afrique. Raj. Quadr. p. 75. n. 4. Linn. l. c. Idem Nom. pro lanâ pilis brevibus hirta.

4) Das guineiſche Schaf, der guineiſche Widder oder Verſöhnbock. Ovis Guineenſis: La Brebis de Guinée Linn. l. c. p. 98. n. 2 Johnſt. Tab. 46. f. bona. Hallen l. c. p. 301. welchen der Ritter, als Abänderungen, auch noch

5.) Den

Dem Scheine nach kam es alſo blos auf unſern Beiſtand und Vorſorge an, daß die Schafe bis hieher, und noch jetzo, ſich erhalten haben, auch noch ferner dauern werden. Dieſes Geſchlecht ſcheint in der That für ſich ſelbſt gar nicht beſtehen zu können, weil es weder eine Zuflucht, noch irgend ein Vertheidigungsmittel in ſeiner Gewalt hat. Und was darf man ſich wohl von den ohnmächtigen Waffen des Widders verſprechen? Iſt ſeine Herzhaftigkeit wohl et=

5) Den hochgehörnten Widder, Ovis Strepſiceros ſ. ovis cretenſis Johnſt. l. 45. Briſſ. Quadr. p. 48. Capra cretenſis. La Chevre de Crete. Hallen l. c. p. 302.

6) Das engliſche, ſpaniſche und doppelt gehörnte Schaf oder Widder. Ovis Anglicana mutica &c. Ovis cornuta hiſpanica, und polycerata gothlandica &c. hinzufüget.

Cf. Valm. de Bom. l. c. Tom. II. p. 22. 43. Bélier. Encycl. œcon. Tit. Bélier u. Brebis T. II. 689. u. T. III. p. 485-532. Hallens Nat. Geſch. der Thiere I. Band, S. 281 = 302. D. Merkleins Thierbuch p. 188-201. M.

etwas mehr, als ein bloßer Muthwillen, der ihm ſelbſt nichts helfen, wohl aber andern beſchwerlich fallen, und welchen er durchs Schneiden, oder ſo genannte Hammeln, gar bald verlieren kann? Unter den Hammeln herrſchet noch mehr Schüchternheit, als unter den Schafen. Blos eine mit äußerſter Dummheit begleitete Furcht jaget ſie oft in ſo große Haufen zuſammen. Auf das kleinſte ungewohnte Geräuſche fahren ſie auf, ergreifen die Flucht und drängen ſich dicht in einander. Sie wiſſen kein einziges Mittel, der Gefahr zu entweichen, und ſcheinen aus Dummheit nicht einmal das Beſchwerliche von ihrem Zuſtande zu empfinden. Weder Schnee noch Regen ſind vermögend ſie von der Stelle, wo ſie einmal ſtehen, zu vertreiben. Sie behaupten hartnäckig ihren Platz, mehr aus Einfalt, als aus Standhaftigkeit. Um ſie von einem Ort auf einen andern Weg zu leiten, müſſen ſie nothwendig einen beſonders darzu abgerichteten Leithammel haben, der vor ihnen hergehet und welchem ſie Schritt vor Schritt nachzufolgen pflegen. Auch dieſer Anführer ſelbſt würde mit ſeiner ganzen Heerde auf einerlei Stelle beharrlich ſtehen bleiben, wenn ihn der Schäfer oder der Schafhund

hund *) nicht wechſelsweiſe antrieben. Denn ein ſolcher Hund iſt vollkommen darauf abgerichtet, ſeine Heerde zu bewachen, zu vertheidigen, zu leiten, auseinander und wieder zuſammen zu jagen, kurz ihnen zu allen Bewegungen, welche ihnen zu fehlen ſcheinen, Anlaß zu geben.

Unter allen vierfüßigen Thieren hat man die Schafe für die dummeſten und zugleich für diejenigen zu halten, welche ſich am wenigſten zu helfen wiſſen und mit den allereinfacheſten Naturtrieben begabet ſind. Ob ihnen gleich in andern Stücken die Ziegen ſehr nahe kommen; ſo findet man ſie doch viel geſcheider, als die Schafe. Sie gehen ihren Weg ohne Führer, weichen den Gefahren aus und machen ſich leicht mit neuen Gegenſtänden bekannt. Das Schaf hingegen weiß eben ſo wenig von der Flucht, als von einer Annäherung. Ob es gleich des menſchlichen Beiſtandes höchſt benöthiget iſt, ſo waget es doch

*) Von der beſten Art, einen ſolchen Hund abzurichten, und von ſeinen unentbehrlichen Eigenſchaften handelt Ellis ausführlich in ſeinem Buche von der Schafzucht. Man findet dieſe Vorſchriften deutſch in D. Schrebers Samml. ꝛc. XI. Th. S. 30 = 53.

M.

doch nicht ſo gern, ſich denſelben zu nähern, als die Ziegen. Den äußerſten Grad von Schüchternheit oder Unempfindlichkeit, welcher unter Thieren möglich iſt, beweiſet es unſtreitig dadurch, daß es ohne Vertheidigung oder Widerſtand, ohne ſich zu zu erbittern oder durch ein vom gewöhnlichen Blöcken unterſchiedenes Geſchrei einige Betrübniß zu verrathen, ſich das junge Lamm vor den Augen wegnehmen läſſet.

Indeſſen iſt eben dieſes an ſich ſo elende, von aller Empfindlichkeit und innern Vorzügen ſo ſehr entblößte Thier, dennoch für den Menſchen eines der ſchätzbarſten Geſchöpfe, deſſen vorzügliche und mannigfaltige Nutzbarkeit auf uns den unmittelbareſten Einfluß zu haben ſcheint. Es wäre ſchon allein zureichend, uns die nothwendigſten Bedürfniſſe zu liefern, weil es uns zu gleicher Zeit mit Nahrung und Kleidung verſiehet, wenn wir auch die beſondern Vortheile nicht mit in Anſchlag bringen wollten, die uns aus dem Talg, aus der Milch, dem Fell, ſo gar aus den Eingeweiden, den Knochen und dem Miſte dieſer Thiere ſo reichlich zufließen. Beinahe ſcheint es, als ob die Natur dem Schafe gar nichts Eigenthümliches, ſondern

dern alles nur zu Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe gegeben hätte.

Der Vermehrungstrieb, als die heftigſte und allgemeinſte Regung bei Thieren, iſt auch nur die einzige, welche den Widder zu einiger Lebhaftigkeit und Bewegung reizet. Wenn dieſer Trieb ſich in ihm reget, ſo wird er ſo muthwillig, daß er beſtändig mit andern Widdern kämpfet, ſich mit ihnen herum ſtutzet, und ſich zuweilen wohl gar an ſeinen Hirten oder Schäfer waget. Ein Schaf hingegen iſt auch zur Zeit ſeiner Hitze nicht lebhafter oder luſtiger, als vorher. Es hat gerade ſo viel natürliche Triebe, als es braucht, um ſich den Liebkoſungen des Widders nicht zu verſagen, um ſeine Nahrung aufzuſuchen, und ſein eigen Lamm von einem andern zu unterſcheiden. Sein Inſtinkt iſt gleichſam ganz mechaniſch, und angeboren, und aus dieſem Grunde deſto richtiger und zuverläſſiger. Das junge Lamm ſuchet ſelbſt unter den zahlreicheſten Heerden, es findet auch, und faſſet begierig das Eiter ſeiner Mutter, ohne jemals ein unrechtes anzuſaugen. Man verſichert auch, die Hammel äußerten viel Empfindlichkeit gegen die Reize der Muſik und der Stimmen, ſie weideten begieriger, befänden

ſich

ſich beſſer, und nähmen beſſer zu, wenn man ſie oft durch den Klang der Schalmeien zu ermuntern ſuchte. Doch giebt es andere, die, anſtatt dieſe beſondere Wirkungen der Muſik auf die Hammel zu beſtätigen, mit weit mehrerem Grunde glauben, ſie könne wenigſtens dem Schäfer zu einer Verſüßung ſeiner langen Weile dienen, und ſcheine ſo gar ihren Urſprung der müßigen und einſamen Lebensart des Schäferſtandes zu danken zu haben. *)

So viel Einfalt wir an dieſen Thieren bemerken, eben ſo viel Schwächlichkeit ſcheint auch ihr ganzes Temperament zu verrathen. Ein kurzer Weg fällt ihnen ſchon beſchwerlich, eine Reiſe würde ſie ganz ſchwach und kraftlos machen. Ihr Herz pochet, ſo bald ſie anfangen zu laufen. In wenig Augenblicken kommen ſie außer Athem. Große Wär-

*) Viele Verehrer der Tonkunſt mögten wohl dieſen Urſprung derſelben für allzu erniedrigend halten, und ſich lieber nach andern Gelegenheiten ihrer Entſtehung umſehen wollen. Da es indeſſen hier der Ort nicht iſt unſre Gedanken davon zu ſagen, ſo verweiſen wir unſere Leſer in dieſem Fall auf die 83ſte Woche des II Jahrganges der Mannigfaltigkeiten, einer hieſigen gemeinnützigen Wochenſchr. S. 461 bis 472.

M.

Wärme und Sonnenhitze können ſie, eben ſo wenig, als Näſſe, Kälte oder Schnee, vertragen. Das Verzeichniß ihrer Krankheiten iſt ſehr beträchtlich. Die meiſten derſelben pflegen überdies noch anſteckend zu ſeyn. Das überflüßige Fett verurſachet ihnen zuweilen den Tod, und hindert ſie allemal in ihrer Fruchtbarkeit. Beim Lammen haben ſie viel auszuſtehen. Das Verwerfen iſt bei ihnen gar nichts ungewöhnliches. Uiberhaupt verlangen ſie, unter allen Hausthieren oder zahmem Vieh, die allerſorgfältigſte Wartung.

Wenn die Zeit nahe iſt, in welcher ein Schaf lammen ſoll, muß es gleich von der übrigen Heerde getrennet und genau beobachtet werden, damit man ihm bei der Geburt nöthigen Beiſtand leiſten könne. Oft fügt ſichs, das ein Lämmchen eine falſche Lage in der Quere hat, oder zuerſt ſeine Füße zeiget. In dieſem Fall würde die Mutter, ohne menſchlichen Beiſtand, in äußerſte Lebensgefahr gerathen. So bald aber das Lamm geboren iſt, hebet man es auf, und ſtellt es gerade auf ſeine Füße. Die erſte Milch, die ſich im Eiter des Schafes befindet, und wegen ihrer Verderbniß dem Lamme ſchaden würde, muß zu gleicher Zeit ausgemelket, das Lamm aber

nicht

nicht ehe zum Saugen gelaſſen werden, bis das Euter ſich völlig wieder mit neuer Milch angefüllet hat. Ferner muß man das Lamm ordentlich warm halten, und etwa drei bis vier Tage mit ſeiner Mutter alleine ſtallen, daß es dieſe genugſam kennen, und von andern Schafmüttern unterſcheiden lerne, *) Zu eben dieſer Zeit füttert man das Schaf, um ihm die verlohrnen Kräfte wieder zu erſetzen, mit gutem Heu und Gerſtenſchrot oder mit Kleien, worunter man ein wenig Salz gemiſchet, und läßt es dabei verſchlagen Waſſer mit eingerührtem Rocken = Bohnen = oder Hirſenmehle ſaufen. Nach Verlauf der vier oder fünf erſten Tage kann man es allmählig wieder mit ſeinem gewöhnlichen Futter beköſtigen, und mit andern auf die Weide bringen. Doch führe man es anfänglich nicht allzu weit, um die Erhitzung der Milch zu verhüten. Das an der Mutter ſaugende Lamm kann hierauf, ſobald es einige Kräfte geſammlet hat und ſchon zu ſpringen

*) Von der Pflege der Lämmer bis zum Abſetzen derſelben, leſe man D. Schrebers Samml. ꝛc. XI Theil S. 100 = 118. Jngl. XIV Th. S. 241 = 265. von den ſaugenden Hauslämmern. M.

anfängt, mit ſeiner Mutter zugleich aufs Feld getrieben werden.

Alle ſchwach ſcheinende Lämmer werden gemeiniglich dem Fleiſcher übergeben. Blos die munterſten, ſtärkſten und wollenreicheſten werden zur Zucht aufbehalten. Die Erſtlinge ſind niemals von eben der Güte, wie die Lämmer von den folgenden Würfen. Will man Lämmer, welche im Weinmonat, Wintermonat, Chriſtmonat, im Jenner und Hornung geworfen werden, zur Zucht aufbehalten, muß man ſie den Winter über im Stalle *) behalten, und nur Morgens und Abends zum Saugen herauslaſſen. Vor Anfange des Aprils dürfen ſie nicht auf die Weide kommen. Um ſie nach und nach ans Gras zu gewöhnen, läßt man ſie einige Zeit vorher täglich etwas von dieſem neuen Futter genießen. Man kann ſie zwar, nach Verlauf eines Monates abſetzen; doch iſt es beſſer, wenn dieſes erſt nach 6 Wochen oder 2 Monaten geſchiehet. Die weißen ungefläckten Lämmer hält man für weit vortheilhafter, als die ſchwarzen und bunten, weil

*) Die beſte und für das Vieh zuträglichſte Einrichtung eines Schafſtalles und alle dabei nöthige Regeln der Vorſicht, findet man in Abilgard l. c. S. 219. ꝛc. M.

weil die weiße ungefleckte Wolle, vor der ſchwarzen oder gefleckten im vorzüglichen Werthe ſteht.

Der vierte oder fünfte Monat, und in Anſehung der Jahrszeit, ſowohl der Frühling, als der Herbſt, ſind bei gelinder Witterung die beßte Jahrszeit, junge Widder zu hammeln. *) Die Operazion ſelbſt kann auf zweierlei Art verrichtet werden. Gemeiniglich macht man einen verhältnißmäßigen Einſchnitt, und zieht alsdann, ohne große Mühe, die Hoden aus der gemachten Oefnung heraus. Die zwote Art von Operazionen wird ohne Schnitt verrichtet. Man bindet oben blos den Beutel mit einer Schnur, ziehet ſie feſt zuſammen, und zerſtöret hiedurch die Gefäße, welche nach den Hoden gehen. **) Das Lamm wird nach der Operazion kränklich und niedergeſchlagen.

 Da-

*) Von den Regeln der Vorſicht und ganzem Verfahren beim Hammeln oder Schneiden der Lämmer ſ. D. Schreber l. c. p. 118 - 127 und XIV. p. 281 - 286. M.

**) Dieſe Methode und einige Regeln der Vorſicht werden ausführlicher beſchrieben im Journ. oecon. 65. Mai p. 231. Cf. D. Krünitz auserleſene Auſſätze ꝛc. Leipz. 1767. 8vo. 1 Theil. p. 78. ꝛc. M.

Daher iſt es gut, ihm zween oder drei Tage lang, blos mit Salz vermiſchte Kleien zu geben, um dem Eckel vorzubauen, welcher ſich oftmals bei dieſem Zuſtande zu äußern pfleget.

Mit Vollendung des erſten Jahres fallen den Widdern, Schafen und Hammeln die beiden Vorderzähne des untern Kinnbackens aus. *) Man weiß ſchon, daß ihnen die Schneidezähne des obern Kinnbackens fehlen. Wenn ſie anderthalb Jahre alt geworden ſind, verlieren ſie auch die beiden Zähne, welche neben den erſten ſtanden. Im dritten Jahre haben ſie an deren Stelle wieder eben ſo viel andere. In dieſem Alter ſind ſie alsdann eben und ganz weiß. Mit zunehmenden Jahren ſchiebt ſich das Zahn=

*) Im erſten Jahr heißt das junge Schaf ein Lamm, im 2ten ein Jährling, im 3ten ein Schaf. Im 4ten hat es 6, im 5ten acht breite Zähne, und heißt alsdann ein vollmäuliches Schaf. Ein Hammel heißt im erſten Jahr ein geſchnittenes Lamm, im andern ein zweizähniger Jährling, im 3ten ein vierzähniger, im vierten ein ſechszähniger, im 5ten ein vollmäuliger Hammel oder Schöps. Ein Mutterlamm ſetzt im 2ten Jahre die erſten breiten Zähne nach der Wollenſchur an. Im 3ten Jahre heißt es auch eine Schikke oder vierzähnig, im 5ten vollmäulich. M.

Zahfleiſch immer weiter herunter und die Zähne werden immer deſto ſtumpfer, ungleicher und ſchwärzer. Das Alter des Widders läßt ſich auch aus den Hörnern beurtheilen, welche zuweilen von der Geburt, gemeiniglich aber vom erſten Jahre an, zu wachſen, und alle Jahre ſeines Lebens um einen Ringel größer zu werden pflegen. Ob gleich die Schafe gewöhnlichermaſſen keine ſichtbare Hörner haben, ſo ſind ſie doch wenigſtens an eben den Stellen, wo die Hörner des Widders hervortreiben, mit knochenartigen Erhöhungen verſehen. Doch pfleget man auch oft Schafe mit zwei, zuweilen gar mit vier Hörnern zu finden, welche den andern in allen übrigen Stücken vollkommen gleichen. Ihre Hörner betragen ohngefähr 5 bis 6 Zoll in der Länge, doch ſind ſie nicht ſo ſtark, als die Hörner der Widder, gewunden. Bei den Schafen mit vier Hörnern, ſind allemal die äußerſten kürzer, als die beiden andern.

Die Fähigkeit zur Fortpflanzung zeiget ſich beim Widder im achtzehnten Monate, beim Schaf am Schluße des erſten Jahres. Doch läßt man den Widder gern drei, das Schaf aber zwei Jahre alt werden, ehe man ſie zu dieſer Abſicht zuſammen bringet. Man hat von jeher die frühzeitigen und über-

überhaupt die erſten Früchte dieſer Thiere beſtändig ſchwach und von ſchlechter Beſchaffenheit gefunden. Ein einziger Widder kann, ohne ſich zu erſchöpfen, gar wohl fünf und zwanzig bis dreißig Schafe belegen. Er muß aber unter den ſtärkſten und ſchönſten darzu ausgewählet werden. Da es auch Widder ohne Hörner giebt, ſo muß man zu dieſer Abſicht allemal gehörnte nehmen, weil die erſten, in unſerm Himmelsſtrich weder ſtark genug noch zur Zeugung geſchickt ſind. Ein tüchtiger Widder muß mit einem ſtarken dicken Kopf, breiter Stirne, groſſen ſchwarzen Augen, einer ſtumpfen Naſe, großen Ohren, einem dicken Hals, einem langen und erhabnen Leib, breitem Kreuze und Nieren, ſtarken Hoden und einem langen Schwanze verſehen ſeyn. Die weiſſen, die am Bauche, am Schwanz, auf dem Kopf, an den Ohren, bis an die Augen, viel Wolle haben, werden unter allen für die beſten gehalten. *) Auch den Schafen geſtehet man den Vorzug, in Abſicht

*) Was zur Vollkommenheit eines guten Schafbockes und zu deſſen Beurtheilung gehöret, iſt in D. Schrebers Sammlungen ꝛc. XI Th. p. 80. ꝛc. ausführlich aus dem Ellis nachzuleſen. M.

ſicht ihrer Vermehrung ein, welche mit der häufigſten, dickſten, längſten, ſeidenartigſten und weißeſten Wolle behangen ſind; beſonders wenn ſie zugleich einen ſtarken Leib, einen dicken Hals und leichten Gang zeigen. Aus wiederholten Beobachtungen iſt auch bekannt, daß die magern zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts viel geſchickter, als die fetten, ſind.

Die Hitze der Schafe dauert vom Anfang des Novembers bis zu Ende des Aprils. Sie können indeſſen zu allen Zeiten empfangen, wenn man ſowohl in ihnen, als in dem Widder, durch erhitzende Nahrung, als geſalzen Waſſer und Leinkuchen, lebhafte Begierden erreget. Jedes Schaf wird gemeiniglich drei bis viermal beleget und hernach vom Widder abgeſondert, welcher mit Hintanſetzung der jüngern, ſeine Dienſte vorzüglich den Alten widmet. *) Vor den Regen und Stürmen muß man ſie zu ſolcher Zeit nach Möglichkeit hüten, weil beide der Empfängniß hinderlich ſind. Ein Donnerſchlag iſt hinreichend, ein Verwerfen bei ihnen zu verurſachen. Ein oder

 zween

*] Von den Regeln der Vorſicht in Anſehung der Zulaſſung des Bockes zu den Schafen. S. Ebend. XV Th. p. 1-8. M.

zween Tage, nachdem ſie beleget worden, gibt man ihnen wieder das gewöhnliche Futter, weil ſie vom häufigen Genuße des Salzwaſſers, und der Leinkuchen und anderer hitzigen Sachen leicht verwerfen könnten.

Die Schafe tragen fünf Monate und pflegen zu Anfange des ſechſten zu lammen. Gemeiniglich werfen ſie nur ein Lamm, zuweilen ſieht man ſie auch wohl zwei zur Welt bringen. In warmen oder heißen Himmelsſtrichen können ſie auch wohl zweimal in einem Jahre lammen; in Frankreich aber und noch kältern Ländern iſt es ſchon an einmal genug. Zu einigen Mutterſchafen läßt man den Widder zu Ende des Julius oder Heumonats und im Anfang des Auguſts, damit man im Jänner junge Lämmer habe. Hernach bringt man ihn im September, Oktober und November zu einer größern Anzahl anderer Schafe, und iſt alsdann im Hornung, März und April mit hinlänglichen Lämmern verſorgt. Auch im Mai bis zum September darf man daran keinen Mangel dulden. Blos im Oktober, November und im Dezember ſind ſie eine Seltenheit.

Sieben bis acht Monate lang haben die Schafe Milch im Uiberfluß, womit ſich Kinder und Bauersleute viel zu Gute thun können. Sie giebt auch ſehr gute und noch beſſere Käſe, wenn ſie mit Kuhmilch vermiſchet wird. Die beſte Melkzeit iſt kurz vorher, ehe ſie auf die Weide getrieben werden, oder ſobald ſie von da wieder zurücke kommen. Im Sommer werden ſie des Tages zweimal, im Winter, bei ſparſamem Futter, nur einmal gemelket.

In der Zeit, wo die Schafe trächtig ſind, werden ſie beſſer gefüttert und folglich auch fetter, als zu andern Zeiten. Da ſie oft ſich Schaden thun, zu frühzeitig lammen oder gar verwerfen; ſo iſt eine daraus erfolgende Unfruchtbarkeit oder die Hervorbringung einer Mißgeburt bei ihnen gar nichts Ungewöhnliches. *) Indeß bleiben wohlabgewartete Schafe Zeit ihres Lebens, oder zehn bis zwölf Jahre lang fähig,

*) Die Urſache, warum die Schafe weit öfter Mißgeburten zur Welt bringen, als andere Thiere, ſucht Herr Abilgard ſowohl in ihrer ſtarken Einbildungskraft, als in einer unnatürlichen Miſchung mit andern Thieren. Man hat, ſagt er, Hunde mit Schafen laufen geſehen, welches nothwendig Mißgeburten hervorbringen muß. M.

big, ihr Geſchlechte zu vermehren. Gemeiniglich pflegen ſie aber im ſiebenten oder achten Jahre ſchon alt und gebrechlich zu ſeyn. Der Widder, deſſen Lebensziel ſich wohl auf zwölf bis vierzehn Jahre beläuft, iſt nur bis ins achte geſchickt, ſeines Gleichen hervorzubringen. Er muß alsdann ſeiner Männlichkeit beraubet und mit andern alten Schafen zur Maſt aufbehalten werden. Das Fleiſch eines ſolchen Widders, wenn er auch noch ſo gut gemäſtet iſt, bleibt immer widerlich im Geſchmacke. Das Fleiſch der Schafe iſt allemal weichlich und unſchmackhaft; Schöpfen- oder Hammelfleiſch aber unter allen gewöhnlichen Arten von Fleiſch ſowohl das ſaftreicheſte, als überhaupt das beſte.

Wer ſich eine Heerde zulegen und Vortheil daraus ſchöpfen will, muß ſich bemühen, lauter Schafe und Hammel von achtzehn Monaten oder zwei Jahren einzukaufen. Hundert Schafe kann ein einziger Schäfer gar wohl überſehen. Wenn er, bei nöthiger Wachſamkeit, einen guten Hund an der Seite hat, wird ihm nicht leicht eines davon verlohren gehen. Wenn er ſie auf die Weide führen will, muß er allemal vorangehen und ſie abrichten, ſeiner Stimme folgſam zu ſeyn, und ihm nachzugehen,

ohne

ohne ſich zu verweilen, ohne ſich im Getraide, in Weinberge, in Waldungen oder Saatfelder zu verlaufen, wo ſie augenſcheinlichen Schaden anrichten würden. Anhöhen oder auf Hügeln befindliche Ebenen ſind für ſie die beſten Stellen zur Weide. Vor niedrigen, feuchten, moraſtigen Oertern pflegt man ſie ſo viel, als möglich, ſorgfältigſt in Acht zu nehmen. Den Winter über füttert man ſie im Stalle mit Kleien, Rübchen, Heu, Stroh, Lucerne, Sichelklee, Ulmen- und Eſpenblättern u. ſ. w. wenn inzwiſchen das Wetter nicht gar zu ſchlecht iſt, ſo treibet man ſie doch alle Tage mehr zur Bewegung, als zum Weiden, aus. Bei ſchlechtem Wetter dürfen ſie aber nicht vor zehn Uhr des Vormittags aus dem Stalle geführet, und vier bis fünf Stunden auf dem Felde gelaſſen, hernach getränket und Nachmittags gegen drei Uhr wieder eingetrieben werden. Im Frühjahr und im Herbſt kann man ſie ganz frühe, ſo bald nur die Sonne Froſt und Feuchtigkeit vertrieben hat, auf die Weide, und bei Sonnen Untergang erſt wieder in den Stall führen, wo ſie täglich etwas, doch nicht ſo viel Futter, als im Winter, bereit finden müſſen. In eben dieſen Jahreszeiten iſt es ſchon genug, wenn ſie, vor

ihrer Eintreibung, nur einmal des Tages zu ſaufen bekommen. Nur im Sommer ſind ihnen die Mahlzeiten beſtändig auf dem Felde bereitet. Sie werden alsdann des Tages zweimal auf die Weide geführet und zweimal getränket. Man treibet ſie ganz früh aus, und läßt ſie, ſobald nur der Thau gefallen iſt, vier oder fünf Stunden weiden. Hierauf werden ſie getränket und entweder in den Schafſtall oder an eine ſchattenreiche Stelle geführet. Wenn des Nachmittags um drei oder vier Uhr die größte Hitze ſich zu vermindern anfängt, führet man ſie bis in den ſpäten Abend zum zweitenmal auf die Weide. Man könnte ſie, wie es in Engelland gewöhnlich iſt, wohl die ganze Nacht auf dem Felde zubringen laſſen, es würde zu ihrer mehrern Lebhaftigkeit, Reinlichkeit und Geſundheit greichen, wenn man die Wölfe des Nachts nicht allzuſehr zu fürchten hätte. Weil die Schafe von allzugroßer Hitze leicht krank, von den brennenden Stralen der Sonne aber im Kopfe dumm und ſchwindlicht werden, ſo iſt nöthig, zu ihrer Hütung ſolche Oerter auszuſuchen, welche gegen die Sonne liegen, und ſelbige frühe auf morgenſeitige, des Abends hingegen auf abendſeitige Anhöhen zu führen; damit ihr Leib, wenn

wenn ſie weiden, dem Kopfe Schatten geben könne. Zu Erhaltung ihrer Wolle hat man endlich dahin zu ſehen, daß man auf den Triften alle dornichte, mit Brombeerſtauden, Diſteln oder Neſſeln bewachsne Gegenden ſorgfältig vermeide.

In trocknen und hochgelegenen, mit Feldkümmel und andern wohlriechenden Kräutern reichlich bewachſenen Gegenden, iſt das Lamm- oder Schöpſenfleiſch weit vorzüglicher als in niedrigen Gründen und feuchten Thälern. *) Es müßten dann dergleichen Ebenen ſandicht, oder nahe an der See gelegen ſeyn, wo die Kräuter häufig Salz enthalten; denn faſt nirgends findet man ſchmackhafteres Schöpſenfleiſch, als in Gegenden, auf deren Wieſen und Triften viel ſalzige Kräuter wachſen. Auch die Schafmilch iſt daſelbſt wohlſchmeckender und in größerer Menge zu haben. **) Es gibt über-

*) Wie die Schafe und Lämmer zu füttern und fett, auch das Fleiſch wohlſchmeckend zu machen? findet man im D. Schreber *l. cit.* XVI Th. p. 262 - 279. M.

**) Herr von Blancheville in ſeiner Preisſchrift von der Wolle ſagt: „die Nachbarſchaft und „Ausdünſtungen des Meeres, machen Luft und „Weide für die Heerden vortreflich geſund und „gemäßigt. Alle mit ſalzigen Dünſten geſchwän- „ger-

überhaupt für dieſe Thiere nichts Leckerhafteres, und iſt ihnen nichts geſunder, als das Salz, wenn ſie es mit Mäßigung genießen. An einigen Orten iſt es daher gewöhnlich, einen Sack mit Salz, oder einen geſalzenen Stein in den Schafſtall zu ſtellen, woran ſie wechſelsweiſe zu lecken pflegen.

Die Stücke, welche nun dem Alter nahe, oder zur Maſt beſtimmt ſind, muß man alle Jahre von der Heerde abſondern. *) Da ſie eine ganz andere Pflege, als die übrigen erfordern; ſo verſammelt man ſie gern zu

„gerte Kräuter geben ihnen eine unvergleichli„che Nahrung; ihr Fleiſch wird davon ſchmack„hafter, die Wolle hingegen weißer und wei„cher anzufühlen. Schon die Alten brach„ten jederzeit ihre Schafe auf ſolche Weiden, „die vom Seewaſſer befeuchtet werden konnten. „Darum empfehlen auch Varro, Kolumella und „Palladius verſtändigen Landwirthen, den Scha„fen des Winters Salz unter das Futter zu „mengen, wenn ſie wegen großer Kälte im „Stalle bleiben müſſen." M.

*) Man pfleget dergleichen Schafe Märzvieh zu nennen, und unter dieſem Namen alle Schafe zu verſtehen, die entweder wegen Alters, oder theils äußerlicher, theils innerlicher Fehler, welche die Schäfer aus den Augen beurtheilen können, zur Zucht untauglich ſind, und alſo ausgemärzet werden müſſen. M.

zu einer beſondern Heerde, welche man im Sommer vor Aufgang der Sonnen auf die Weide bringt, um ihnen zum Genuß des naſſen und bethauten Graſes behilflich zu ſeyn. Das beſte Beförderungsmittel der Maſt, iſt häufiges Getränke; die ſtärkſte Hinderniß hingegen, die Sonnenhitze. Daher iſt es nöthig, ſie ſchon des Morgens um acht oder neun Uhr, ehe die Sonne brennend wird, einzutreiben, und ihnen, zu Erweckung des Durſtes, Salz zu geben. Nachmittags um 4 Uhr bringt man ſie zum zweitenmale in die kälteſten und feuchteſten Gründe. Hat man dieſe kleine Vorſorge zween bis drei Monate fortgeſetzet, ſo werden ſie zwar vollkommen bei Leibe zu ſeyn ſcheinen, auch wirklich ſo fett, als möglich ſeyn; weil man aber dieſes Fett blos von der Menge des genoſſenen Waſſers herzuleiten hat, ſo beſteht es gleichſam in einer bloßen Aufdunſtung, in einer wäßrichten Geſchwulſt, wodurch ſie zuverläßig die Fäule bekommen, und in kurzem ſterben würden, wenn man ſie nicht ſchlachten wollte, ſobald ſie dieſes ſcheinbare Fett angeſetzet haben. Das Fleiſch ſelbſt, anſtatt hiedurch ſaftig und derb zu werden, pflegt vielmehr einen ſchlechten, eckeln Geſchmack davon

anzunehmen. Will man alſo ein gutes Fleiſch von ihnen erhalten, ſo muß man ſich damit nicht begnügen, fleißig im Thaue zu weiden, und mit vielem Waſſer zu tränken, ſondern ſie zugleich mit nahrhafterm Futter, als das Gras iſt, beköſtigen. Die Schafmaſt läßt ſich im Winter ſowohl, als in allen Jahrszeiten, vornehmen; wenn man ſie in einen beſondern Stall bringet, und ſie mit geſalzenem Gerſten- Hafer- Weizen- und Bohnenſchrot u. ſ. w. füttert, wodurch in ihnen ein ſtärkerer Durſt veranlaſſet wird. Uibrigens mag man ſie mäſten auf welche Art, und in welcher Jahrszeit man will, ſo iſt es unvermeidlich, ſie gleich darauf zu ſchlachten. Nie werden ſie eine doppelte Maſt aushalten. Die meiſten ſterben an Krankheiten der Leber.

Es werden oft Würmer in den Lebern der Thiere angetroffen. Im Tagebuch der Gelehrten *) und in den Gedenkſchriften der kaiſerl. Akad. der Naturforſcher **) kann man Beſchreibungen ſolcher Würmer nachleſen, welche in den Lebern einiger Schafe und

*) S. Journal des Sçavans 1668.

**) Ephemerides Acad. Caeſar. Naturæ Curioſorum Tom. V. Ann. 1675. & 1676.

und Rinder gefunden worden. *) Anfänglich glaubte man, dergleichen ſonderbare Würmer pflegten ſich blos in den Lebern der wiederkäuenden Thiere aufzuhalten. Allein dem Herrn Daubenton ſind auch in der Leber eines Eſels Würmer dieſer Art vorgekommen. **) Vielleicht würden ſich auch wohl ähnliche Würmer bei genauer Unterſuchung, in den Lebern einiger andern Thiere bemerken laſſen. Man gedenkt ſogar einer Art von Schmetterlingen, welche in der Le-

*) Hieher gehöret auch des berühmten Herrn D. Schäffers Abhandlung von der Egelſchnecke in den Lebern der Schafe und der von dieſen Würmern entſtehenden Schafkrankheit, Regensb. 1753 und neue Auflage 1762. 6 Bogen gr. 4to nebſt einer K. Pl. Cf. D. Schrebers Sammlungen ꝛc. XII. Th. p. 282-288. M.

**) Eine Abbildung dieſer Würmer findet man in der Hamb. Ausgabe des Herrn von Buffon im *II.* B. des 2ten Theils in 4to auf der *XII.* Tafel Fig. 4. 5. Die Beſchreibung aber auf der 213 und 214ten S. „Dieſe Würmer, ſagt Hr. „Daubenton, gleichen denjenigen, welche ſich „in der Leber der Schöpſe befinden, und Egeln „(Douves) genennet werden, vollkommen. Sie „können ſich nicht anders vorwärts bewegen, „als wenn ſie ſich in die Länge ausdehnen. „Durch dieſe Bewegung aber verlängern ſie ſich „bis auf einen Zoll, da ſie hingegen in ihrer „Ruhe ein Oval von ohngefähr 9 Linien in der „Länge und 6 Linien in der Breite bilden. Bei

ber der Schafe ſollen entdecket worden ſeyn. Hr. Rouille, Miniſter und Staatsſekretär der auswärtigen Angelegenheiten, war ſo gütig, mir einen Brief mitzutheilen, den er im Jahr 1749. vom Hrn. Gachet de Beaufort, Doktor der Arzneiwiſſenſchaft zu Montier in Tarantaiſe bekommen. Hier iſt ein kurzer Auszug aus demſelben:

„Seit langer Zeit hat man an Hammeln,
„(die auf unſern Alpen in ganz Europa
„den Vorzug zu verdienen ſcheinen) die
„Bemerkung gemacht, wie ſie zuweilen zu-
„ſehens abnahmen, weiße, triefende, ein-
„geſunkne Augen, ein wäßrichtes, faſt
„gar nicht rothgefärbtes Blut, eine dürre,
„zuſammen geſchrumpfte Zunge, zugleich aber
„eine mit einem gelblichten zähen, eiterich-
„ten Rotz erfüllte Naſe bekamen, und bei
„gutem Appetit und häufigem Genuße des
„Futters, dennoch ſo kraftlos waren, daß
„all-

„der Ausdehnung in ihrem Gange werden ſie
„ſo ſchmal, daß ſie am breiteſten Orte kaum
„3 Linien haben. Hierauf ziehen dieſe Wür-
„mer, gleich den Schnecken, den hintern Theil
„ihres Körpers nach dem vordern, und kom-
„men durch dieſe Bewegung, völlig von ihrem
„vorigen Orte weg, nehmen auch wieder eben
„die eirunde Geſtalt an, die ſie vor ihrer
„Bewegung hatten.“ M.

„allmählig die ganze thieriſche Oekonomie „bei ihnen in Unordnung gerieth und end„lich ganz zerrüttet wurde. Nach vielen „genauen Unterſuchungen hat man geſehen, „daß in der Leber dieſer Thiere weiße „Schmetterlinge, mit völlig ausgewachſenen „Flügeln, mit halb eirundem, rauchen „Kopfe, von der Größe der Seidenwür„mer, ihren Wohnplatz aufgeſchlagen hat„ten. Ich bin durch eine Menge von mehr, „als ſiebenzig ſolcher Schmetterlinge, die „ich durch Zuſammendrückung der beiden „Abtheilungen der Leber herauspreßte, von „ihrer Wirklichkeit mehr, als zu ſehr, „überzeuget worden. Ich ſahe, wie dabei „die Leber auf ihrer ganzen runden Ober„fläche aufſprang und bemerkte, daß man „dieſe Art von Inſekten blos in den Blut„adern, aber niemals in den Schlagadern, „auch einige kleine nebſt kleinen Würmern „im Gallenblaſengange (ductus cyſticus) „wahrnehmen konnte. Die Pfortader und „Kapſel des Gliſſon, welche hier eben ſo deut„lich, als bei den Menſchen, in die Augen „zu fallen ſchienen, pflegten bei der gering„ſten Berührung nachzugeben. An den Lun„gen und übrigen Eingeweiden war nichts „Widernatürliches zu entdecken. u. ſ. w."

Wenn es doch dem Herrn Doktor Gachet de Beaufort beliebet hätte, die Beſchreibung dieſes Schmetterlings etwas umſtändlicher abzufaſſen, um dem gar leicht möglichen Verdachte vorzubauen, als ob dieſe von ihm bemerkte Inſekten vielleicht nur die gewöhnliche Würmer der Schafleber gewesen, die, wegen ihrer platten und ſehr breiten Figur, uns leicht in Verſuchung führen könnten, ſie beim erſten Anblick, ehe für Blätter, als für ordentliche Würmer, zu halten.

Alle Jahre pflegt man den Schafen, Hammeln und Lämmern die Wolle abzuſcheeren *) In warmen Ländern, wo man, ohne Bedenken, die Schafe ganz entblößen kann, hat man die Gewohnheit, ihnen wohl zweimal des Jahres die Wolle, nicht abzuſcheeren, ſondern auszurupfen **). In Frank-

*) Vortrefliche Nachrichten von der Wollſchur, und allen dabei zu beobachtenden Vortheilen, findet man im Schreber l. c. V. Th. S. 113-121. und einen durch Erfahrungen geprüften Unterricht dabei. Ebendaſ. XI Th. S. 144-147. Cf. XVI Th. p. 284 ꝛc.

M.

**) Dies war beſonders bei den Alten Mode. Sie thaten es vermuthlich zu der Zeit, wenn die alte Wolle auszufallen, und die neue hervor zu ſtechen anfängt. M.

Frankreich und unter noch kältern Himmelsſtrichen, muß man des Jahres mit einer einzigen Wollenſchur, die mit großen Scheeren, verrichtet wird, zufrieden, und überdies noch darauf bedacht ſeyn, den Hammeln, zum Schutz wider die rauhe Witterung, etwas von ihrer Wolle zu laſſen. Der Mai iſt eigentlich der zur Wollenſchur beſtimmte Monat. Ehe man zur Sache ſelbſt ſchreitet, müſſen die Schafe vorher gewaſchen werden, damit man von ihnen die Wolle ſo rein, als möglich, bekommen möge. Der April iſt noch zu rauh zu dieſer Arbeit. Wollte man ſie aber bis zum Junius oder Julius verſchieben, ſo würde die Wolle den übrigen Sommer hindurch nicht Zeit genug haben, ſo ſtark zu wachſen, als es zur Vertheidigung dieſes Viehes wider die Winterkälte nothwendig iſt. Die Hammel tragen gemeiniglich mehr und beſſere Wolle, als die Schafe. Die allerbeſte nimmt man vom Hals und vom Rücken; etwas ſchlechter fällt ſie an den Schenkeln, am Schwanz, am Bauch, an der Kehle u. ſ. w. Die allerſchlechteſte pflegt man von krankem und verſtorbnem Viehe zu nehmen. *) Die weiße wird aus

*) In des Hrn. von Blancheville durchgängig leſens

dem Grunde höher, als die graue, braune und ſchwarze geſchätzet, weil ſie alle Far=

leſenswürdiger Abhandl. von der Wolle, einer Preisſchrift, wovon in D. Schrebers angeführten Sammlungen ꝛc. V Th. S. 73. u. ſ. w. eine Uiberſetzung anzutreffen, werden auf jedem Felle dreierlei Arten von Wolle unterſchieden. 1] Die Kernwolle, vom Rücken und Halſe [La mere laine], 2] die Mittelwolle, vom Schwanz und den Schenkeln, 3] die ſchlechte, von der Kehle, dem Bauch und den übrigen Theilen des Leibes. Es giebt aber auch noch andere Gattungen ganz ſchlechter Wolle, als 4] die Raufwolle, die abgebeizte oder geraufte Wolle [Pelades oder Pelure, Pelie] welche die Weißgärber aus den Fellen geſchlachteter Schafe, wenn ſie vorher in Kalk gebeizt worden, ausrupfen, und wohl auch Schlachtwolle zu nennen pflegen; 5] die ſchmutzige Wolle [Laine cotiſée] von kranken Schafen; 6) die vor der Schurzeit ausgefallene, [Croton] 7] die neue Wolle [elancée] die ſchon vor Abſcheerung der alten wieder gewachſen iſt, und endlich 8) die Sterblingswolle [morillée] von Schafen, die an einer Krankheit geſtorben ſind, und deren Gebrauch die Geſetze unterſagen. Die gröbere und unvollkommnere Theile, welche beim Krämpeln oder Kämmen, im Kamme hangen bleiben, oder beim Schlagen der Wolle mit dem Wollbogen unter die Horde fallen, heißen Kämmlinge, Flocken, ausgekämmte Wolle [Peignons, oder auch Bourres de laine]. Dieſe taugt nur zu den gröbſten Zeugen und Futtertüchern. Zu den Abgängen der Wolle gehören auch noch die Schnipperlinge,

Farben anzunehmen fähig iſt. In Anſehung der Güte wird gemeiniglich die glatte der allzukrauſen Wolle vorgezogen. Man ſteht ſo gar in der Meinung, daß ein Hammel mit allzukrauſer Wolle lange nicht ſo geſund, als die andern ſey. Die Hammel können überdies noch den anſehnlichen Vortheil ſtiften, daß man durch ſie, wenn ſie des Nachts auf dem Felde in Horden eingeſchloſſen werden, die Aecker, worauf ſie ſtehen, und miſten, zu verbeſſern im Stande iſt. Zu dem Ende pflegt man Horden um einen beſtimmten Platz zu ſchlagen und alle Nächte, den ganzen Sommer hindurch, die Heerde darin einzuſperren. Der Pferch oder Miſt ſowohl, als der Harn und Leibeswärme dieſer Thiere ertheilen in Kurzem den ausgezehrten, kalten und unfruchtbaren Feldern wieder neues

linge, Klunkern, oder die groben Spitzen von der rohen Wolle, die bei der Zubereitung zum Spinnen abgeſchnitten werden; ferner die grobe Wolle, die in der Walkmühle abgehet (Laveton); die Flocken, die in den Karten hängen bleiben [Bourre laniſſe] und die vom Tuchſcheerer abgenommene Scheerwolle (Bourre tontiſſe). Alle dieſe ſchlechte Arten von Wolle, begreift man unter dem gemeinſchaftlichen Namen des Ausſchuſſes. [Jetiſſes. Rebut.] M.

Leben und Fruchtbarkeit. Hundert Hammel ſind ſchon zureichend, acht Morgen Landes auf ſechs Jahre zu düngen. *)

Nach der Meinung der Alten, ſollten alle wiederkäuende Thiere Talg haben, im eigentlichen Verſtand aber trift es nur bei Ziegen und Schöpſen ein; von welchen letztern man unter allen den häufigſten, weiſſeſten, trockenſten, feſteſten und beſten Talg erhält. Der Unterſchied, welchen man zwiſchen Talg und Fett machet, beſtehet vornämlich darin, daß dieſes allemal weich bleibt, jener aber, ſo bald er kalt wird, gerinnet. Um die Nieren herum ſammlet ſich der Talg am allerhäufigſten; und man wird allemal die linke Niere ſtärker, als die rechte damit bewachſen finden. Auch im Netz und um die Eingeweide pflegt immer ein guter Vorrath von Talg zu ſitzen, der aber bei weitem nicht ſo derb und gut iſt, als an den Nieren, dem Schwanz und andern Theilen des Körpers dieſer Thiere.

Ei-

*] Eine weitläuftige Nachricht von den Schafhorden und der davon zu gewartenden Düngung aus des Hrn. Ellis Abh. von der Schafzucht, findet in D. Schrebers Samml. ꝛc. XIII Th. S. 38 - 72.

Eine andere Art von Fett, als ihr Talg, läßt ſich an den Schafen gar nicht entdecken. Ihr ganzer Körper iſt ſo ſehr von dieſer Materie durchwachſen, daß man ihr Fleiſch an allen Enden damit überdecket findet. So gar im Blut iſt eine Menge derſelben und in der Samenfeuchtigkeit ſo viel davon enthalten, daß dieſe bei dem Schafvieh aus einer ganz andern Subſtanz, als bei andern Thieren, zu beſtehen ſcheint. Der Same des Menſchen, des Hundes, des Pferdes, des Eſels, und vielleicht aller derjenigen Thiere, die keinen Talg haben, zerfließet in der Kälte, zergehet an der Luft, und wird immer flüßiger, je länger er ſich außer dem Leibe des Thieres befindet. Allein die Samenfeuchtigkeit eines Widders, vermuthlich auch des Bockes und aller übrigen Talg ſetzender Thiere, zerfließet niemals an der Luft, ſondern pfleget vielmehr, wie Talg zu gerinnen, und mit der Wärme zugleich alle Flüßigkeit zu verlieren. Dieſer Unterſchied fiel mir ſehr deutlich in die Augen, als ich die unterſchiedene Samenfeuchtigkeiten durchs Vergrößerungsglas unterſuchte. Der Same des Widders gerinnet einige Sekunden nach ſeiner Ausführung aus dem Leibe des Thie-

res, und wenn man die ungeheure Menge darinne lebender organiſcher Theilchen beobachten will, muß man vorher das Blättchen erwärmen worauf man die Feuchtigkeit leget, um dieſe Feuchtigkeit in ihrem flüßigen Zuſtande zu erhalten.

Der Geſchmack des Schöpſenfleiſches, die Feinheit der Wolle, die Menge des Talges, auch ſo gar die Größe und Stärke des Leibes, iſt nach Beſchaffenheit der Länder, ſehr unterſchieden. In Frankreich iſt die Provinz Berri am reicheſten an ſolchen Thieren. In den Gegenden von Beauvais und an einigen andern Orten der Normandie, findet man ſie am fetteſten und mit dem häufigſten Talg durchwachſen. In Burgund giebt es recht gute Schafe, weit beſſere hingegen an allen ſandichten Küſten unſrer an der See gelegenen Provinzen. Die ſpaniſche, italiäniſche und ſo gar die engliſche Wolle kann der franzöſiſchen allezeit mit Recht den Vorzug ſtreitig machen. In Poitou, in der Provence, in den Gegenden von Bayonne und an einigen andern Orten Frankreichs, giebt es Schafe, welche das Anſehen einer fremden Gattung haben, weil ſie größer, ſtärker und viel wollenreicher ſind, als die Schafe von der

gemeinen einländiſchen Gattung. Eben dieſe Schafe ſind auch weit fruchtbarer, als die gewöhnlichen, ſie bringen oftmals Zwillinge, oder lammen zweimal des Jahres. Die Widder dieſer Art halten ſich auch wohl zu den gemeinen Schafen, und in dieſem Fall entſteht eine Mittelgattung, welche von beiden Arten, von welchen ſie abſtammet, etwas an ſich hat.

In Italien und Spanien wird man weit mehrere Abänderungen in den Arten der Schafe bemerken; man hat ſie aber insgeſammt für ſolche Schafe zu halten, welche mit unſern gewöhnlichen eines und eben daſſelbe Geſchlecht ausmachen. Uiberdies pflegt ſich dieſes zahlreiche und mannigfaltig abändernde Geſchlecht nicht über die Grenzen Europens auszubreiten. Die breit- oder langſchwänzige Schafe ſind in Afrika und Aſien ſehr gemein. Die Reiſenden haben ſie daher mit dem Namen der barbariſchen Schafe beleget; ſie ſcheinen aber, wie das amerikaniſche Kameelſchaf *) und Lama

*] Das peruaniſche Kameelſchaf oder das Schafkameel. Hallens Nat. Geſch. der Thiere 1 B. p. 389.

ma *), von einem ganz andern Geſchlecht, als unſere Schafe, abzuſtammen.

Da man allemal die weiße Wolle höher, als die ſchwarze zu ſchätzen pfleget, ſo iſt man faſt allenthalben mit Fleiß auf die Ausrottung der ſchwarzen und bunten Lämmer be-

p. 389. Camelus Peruv. laniger, Pacos dictus Raj. Quadr. p. 147. Ovis Chilenſis Johnſt. T. 23. Ovis peruana Hern. Mex. p. 663. Marcgr. Braſ. p. 244. Klein. Quadr. p. 42. Camelus laniger. Briſſ. Quadr. p. 35. Camelus pilis prolixis toto corpore veſtitus. Vicunna, La Vigogne. Linn. S. N. XII. p. 91. n. 4. Pacos, Camelus tophis nullis, corpore lanato. M.

*) Der peruvian.. Kameelbaſtard oder Glama. Raj. Quadr. p. 56. Camelus Peruv. Glama dictus Hern. Mex. p. 660. Pelon ichiatl oquitli. Klein. Quadr. p. 42. Camelus ſpurius Peruanus. Briſſ. Quadr. p. 34. Camelus Peruanus pilis breviſſimis. Le Chameau de Perou Johnſt. T. 46. Ovis Peruana, Fern. Mex. p. 669. Pervichcatl. Fr. Mouton de Perou, bei den Spaniern in Peru Glama oder Lhama. Linn. S. N. XII. p. 91. Glama, Camelus corpore lævi, topho pectorali. Vielleicht ſagt Herr Halle l. c. p. 390 iſt das peruvianiſche Glama mit dem Schafkameel einerlei. Vom wilden ſiberiſchen Schaf [Argali] oder Mouffion wird in einem der folgenden Bände gehandelt. Cf. Vallm. de Bom. l. c. Tom. VII. p. 222. &c. M.

bedacht. *) Inzwiſchen finden ſich dennoch Oerter, wo es faſt lauter ſchwarze Schafe giebt, **) und man ſieht überall von einem weißen Widder und einem weißen Schafe zuweilen pechſchwarze Lämmer fallen. In Frankreich hat man blos weiße, braune, ſchwarze und fleckichte, in Spanien aber auch rothe, und in Schottland gelbe Schafe. Dieſe Verſchiedenheiten aber und Abänderungen der Farben, hat man billig für weit zufälliger, als die Unterſchiedlichkeit in den Arten zu halten, obgleich auch die letz-

*) Man hat Wolle von allerhand Farben, und Schafe von mancherlei Gattung. Die aus Aethiopien und dem alten Phrygien haben gerade in die Höhe ſtehende Haare. In Egypten ſind ſie viel ſtärker und gröber, als in Griechenland. In einigen indianiſchen Provinzen haben die Schafe außerordentlich ſchwere Schwänze, die ſie kaum fortbringen können, und welche bisweilen an 80 Pfund wiegen. Der Schwanz eines Schafes aus der Barbarei hält gemeiniglich 20 bis 25 Pfund am Gewichte. S. D. Schreber *l.* c. V. Th. p. 80.

M.

**) Die ſpaniſchen Schafe z. B. waren ſonſt alle ſchwarz, weil die Einwohner dieſe Farbe der weißen beſonders vorzogen. Ebendaſelbſt S. 81.

M.

letztere blos in dem Unterſchiede des Futters und in dem Einfluß des Himmelsſtriches gegründet iſt. *)

An=

*) Wem daran gelegen iſt, ſich von den unterſchiedenen Arten fremder Schafe und ihren Vorzügen vor unſern gemeinen, etwas nähere Kenntniß zu verſchaffen, den erſuchen wir, im angeführten ſchreberiſchen Werke, im XIten Theil von S. 59=72. das Kapitel des Hrn. Ellis von der verſchiedenen Natur, Größe und Beſchaffenheit des Schafviehes, als der Hetfordiſchen, der Walliſer und Schottländiſchen, der Türkiſchen, der im kentiſchen Modergrunde befindlichen u. ſ. w. Schafe nachzuleſen.

M.

Der Widder u. das Schaf. Tab. XII.

Buff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.

IV. Anhang
zum
Schaf und Widder.

Die Theile des Körpers werden beim Widder eben ſo, wie beim Stiere benennet. Nur daß der Widder keinen Trie (Fanon) hat, und der vordere Theil des Geſichts bei den Franzoſen Muſeau und nicht, wie beim Stiere, Muffle heißet.

Die gewöhnlichſte Farbe bei den Widdern, Hammeln und Schafen iſt ſchmutzig-weiß oder blaßgelb; es giebt auch viel ſchwarzbraune, imgleichen auch weißgelblichte mit ſchwarzen Flecken.

Alle dieſe Thiere ſind mit Wolle oder mit einer Art von Haaren bedecket, welche von ganz anderer Beſchaffenheit ſind, als bei den Pferden, Eſeln und Ochſen. Die Wolle beſteht aus feſten, dünnen und ſehr biegſamen Fäden, welche ſich ganz geſinde und fetticht anfühlen laſſen, auch ſo zuſammen gedreht ſind, daß ein fünfzehn Linien langer Flocken von der krauſen Wolle,

wenn er nach einer geraden Linie ausgeſpannet wird, ſich bis auf 3 Zoll und 3 Linien, auch wohl noch ſtärker, verlängern läßt. Eine ſolche Wolle hat man auf dem Rücken und an den Seiten des Halſes zu ſuchen. An den übrigen Theilen des Halſes, an den Seiten des Bauches, des Körpers und an den Bügen iſt ſie länger und minder gekrauſet. Die Wolle an der innern Seite der Dickbeine und des Schwanzes, wird man allemal etwas härter, gröber und beinahe glänzend finden. Der Kopf endlich, nebſt der innern Seite der Kegel und Dickbeine, und dem untern Theil der Schienbeine ſind blos mit einer kurzen und harten Wolle überzogen, welche nur ohngefähr die Länge von neun Linien hat, und mehr dem Haar, als der Wolle, gleich ſiehet.

Die Geſichtszüge dieſer Thiere, ſind gleich beim erſten Anblick ungemein kenntlich, und laſſen ſich mit wenigen Worten erklären. Die großen und ſehr weit von einander ſtehenden Augen, die niedergebogenen Hörner, die an jeder Seite des Kopfes horizontal oder gerade weg ſtehende Ohren, das lange zugeſpitzte Maul (Muſeau), ſind lauter Züge, welche mit der Sanftmuth und Schwäche dieſes Thieres genau übereinſtimmen. Die Hörner ſind von gelblichter Farbe,

be. Jedes ſteigt im Anfang ein wenig in die Höhe, nachmals aber beugt es ſich hinter = und ſeitwärts. (S. in der letzten K. Pl. den Widder.) An gehörnten Schafen haben ſie faſt eben dieſe Richtung. Ohnerachtet an dieſem Thiere die Hörner zu ſeiner Vertheidigung ſehr ungeſchickt zu ſeyn ſcheinen, und ihm eine ziemlich unedle Bildung geben, ſo ſcheinen doch die ungehörnten Schafe, Hammel und Lämmer noch dummer und ſchwächer, als die Widder und Schafe mit Hörnern zu ſeyn. Sowohl die Figur als die Stellungen dieſer Gattung von Thieren, zeigen überhaupt weder Hurtigkeit, oder Stärke, noch Muth. Ihr Körper gleichet einem unförmlichen Klumpen, welcher auf vier dürren und ſteifen Füßen, wie auf ſo viel Stöcken, ruhet. Die vordern ſtehen ganz gerade, die hintern machen eine ganz einförmige Krümmung, mit vorwärts gekehrter Aushöhlung. Der Schwanz gehet bis auf die Kniekehle herab, und liegt am Körper unbeweglich an, als ob man einen Klump Wolle daran geheftet hätte. Wenn die Widder böſe werden, und auf einander losgehen wollen, ſo entdeckt man gleich in ihrer erſten Bewegung vielmehr Zaghaftigkeit und Furcht, als Muth und Hitze. Sie bücken den Kopf

nieder; und ſtehen unbeweglich vor einander, endlich treten ſie näher, und ſtoßen ſowohl mit der Stirn, als mit dem Untertheil der Hörner ſtark zuſammen. Sie beſitzen keine andere Kunſt, ſich zu wehren oder einander anzugreifen, als die Stirne vorzuhalten, und damit zu ſtoßen. Bei dem hartnäckigſten Streite wird man im Auge kein Feuer, am Maul aber und an den Ohren faſt gar keine Bewegung gewahr.

D.

Eine beſondere Bemerkung von der Empfindlichkeit der Schafe gegen die Veränderungen des Wetters erzählet uns der Abt Royer Schabol in ſeiner Theorie vom Gartenbaue.

„Als ich einſt Mittags auf dem Felde ſpatzieren gieng, ſagt er, meinen Geiſt an dem wundervollen Schauplatz der Natur zu ergötzen, ſah ich eine Heerde von Schafen dichte vor mir hintreiben. Plötzlich wurden dieſe Thiere von den ſeltſamſten Verzuckungen überwältiget. Man hätte glauben ſollen, ein wütender Dämon wäre in jedes derſelben gefahren. Sie hüpften auf die lächerlichſte Art herum, ſprangen mit Ungeſtüm gegen einander, ſtießen mit ihren Köpfen zuſammen und nahmen dann rottenweiſe die Flucht, als ob ſie dem Rachen ei-

eines blutbegierigen Wolfes entrinnen woll-
ten. Die Begierde, von der Urſache die-
ſes Vorfalles unterrichtet zu ſeyn, machte,
daß ich mich dem Schäfer näherte, ihn dar-
um zu befragen. Dergleichen auserordent-
liche Bewegungen unter meiner Heerde, war
des Schäfers Antwort, ſind allemal ſiche-
re Vorbothen eines Sturmes oder Gewit-
ters, das entweder noch an eben demſelben,
oder am folgenden Tage gewiß erſcheinen
wird. In der That fieng noch an ſelbi-
gem Abend ein ungeheurer Wind an, die
ganze Nacht hindurch ſchrecklich zu wüten.
Dieſer unſtreitige Vorfall beweiſet uns,
daß zu ſolcher Zeit im Gehirne dieſer Thiere
gerade dieſelbe Veränderung vorgehet, wel-
che wir bei abwechſelndem Wetter an unſern
Barometern wahrnehmen." *)

Merkwürdig iſt es, in Südamerika und
Guiana, wo die Schafe kein einheimiſches
Geſchlecht ſind, auch nicht ſo glücklich, als
Pferde, Eſel, Ochſen und Kühe fortkom-
men, daß dieſe Thiere daſelbſt eine förm-
liche Verwandlung ihrer Wolle in ordent-
liche Haare, wie man es auch in andern
Gegenden zwiſchen den Wendezirkeln be-
merket, erfahren müſſen. Doch erſetzet
hier die Natur dieſe Verwandelung durch

*) S. Gazette Salut. 1772. No. 17. p. m. 45.

die feinere Wolle der Baumwollenſtauden *), welche in dieſen Himmelsſtrichen zum Gebrauch der Einwohner viel tauglicher iſt, als die Wolle von Schafen **).

Auch bei dieſen Thieren werden, wie bei den Ochſen und Kühen (S. oben p. 371,) zuweilen Haarballen oder Egagropilen gefunden, weil ſie oft etwas von ihrer Wolle, zuweilen auch Haare von andern Thieren hinterſchlucken. Herr Anderſon hat ſie unter der Benennung; Tophus ovinus Norvegicus beſchrieben und in den Magen der nordiſchen Schafe nicht ſelten wahrgenommen. ***) Herr Daubenton beſchreibt einen ſolchen Haarballen, welcher im königl. Kabinet aufbehalten wird. Er hat eine unregelmäßige rundlichte und gedrückte Figur, iſt ohngefähr einen Zoll ſtark im Durchmeſſer, neun Linien dick, ein Quintchen und 32 Granen ſchwer. Die Oberfläche iſt ungleich und mit einer braunen Schale bedekt. Im Jahr 1737 hatte man ihn, und noch neun und zwanzig andere in einem Hammel gefunden.

M.

Vom

*) Goſſypium herbaceum Linn. Goſſypium & Bombax officinarum. Fr. Cotonnier. S. Vallm. de Bom. l.c. T. III. p. 409.

**) S. Bankrofts Nat. Geſch. von Guiana. Frft. und Leipz. 1769. 8vo. p. 72.

***) S. Pontoppidans Nat. Hiſt. von Norwegen. Kopenh. 1753. 8vo. II. Th. p. 14.

Vom Nutzen einzelner Theile der Schafe.

Herr von Buffon hat ſchon im vorhergehenden etwas von der allgemeinen Nutzbarkeit geſunder Schafe beiläufig mit angebracht und es würde lächerlich ſeyn, wenn wir noch beſonders von den allenthalben bekannten Vortheilen reden wollten, die wir uns vom Fleiſch, von der Milch, Butter und Käſe, vom Talg, dem Pferch und aus der Wolle dieſer Thiere zu verſchaffen gewußt. Allein es giebt einzelne Theile derſelben, von deren Gebrauch und nützlicher Anwendung uns noch etwas zu ſagen übrig iſt.

Mit den glatten Schaffellen wird überhaupt ein ſtarker Verkehr getrieben. Sowohl die Lederhändler und Walkmüller, als die Pergamentmacher, Buchbinder und andere Handwerker, pflegen ſie ungemein ſtark zu ſuchen. Was das Schafleder noch vorzüglich angenehm und nutzbar machet, iſt die ſeit vielen Jahren ſchon erfundne Kunſt, das Leder zu ſpalten, wozu vieles Schafle-

der zum Vortheil derer verwendet wird, denen mit ganz dünnem Leder gedienet iſt. *)

Die mit Wolle zubereitete Lammfelle liefern ein prächtiges Futter unter die Kleidungen, welches man Schafpelze (Fourrure d'Agnelins) zu nennen pflegет. Von der Zeit an, da man ſich ſtärker auf die Vortheile der Handlung und Manufakturen geleget, hat man die Erlaubniß, junge Lämmer zu ſchlachten, deren feine Wolle zu Mützen, Hüten und in mancherlei Fabriken ſo nützlich zu brauchen iſt, nur auf gewiſſe Oerter und auf beſondere Jahreszeiten einzuſchränken geſuchet. Uiberhaupt war das Schaffell die gewöhnliche Decke der Menſchen des erſten Weltalters. Noch heut zu Tage beſtehet ein großer Theil der ſpaniſchen und engliſchen Macht und des Handels in der Wolle. Sie allein ernähret einige Millionen von Menſchen; ſie unterſtützet, als die Grundlage, das ganze Gebäude der Manufakturen. Ihre Zubereitung nimmt unter den verſchiedenen Händen, welche ſie bearbeiten, tauſend unterſchiedene Geſtalten an, und ſie wird ohnſtreitig noch eine Decke aller künftigen Weltalter ſeyn. Noch können wir freilich bei uns nicht ſo ſchöne Schafpelze haben, als uns die perſiſche, lombardiſche, tartariſche u. ſ. w. Lämmer liefern, und

*) S. Ellis im Schreber l. c. XVI Th. p. 28

und man pfleget in Moſkau ſo gar die perſiſchen den tartariſchen Schafpelzen weit vorziehen, weil ſie grau von Farbe, viel kleiner gelockt und alſo viel ſchöner, als dieſe, ſind. Sie ſtehen aber in einem ſo hohen Preiſe, daß man blos die Ausſchläge der Kleidungen damit beſetzet. In der Tartarei und an den Ufern des Wolgafluſſes tragen die Lämmer eine ſchwarze, ſtark gekrauſte, kurze, weiche und glänzende Wolle; mit welcher die Großen in Moſkau ihre Kleider und Mützen ausfüttern laſſen. *)

Auch die Hörner und Klauen der Schafe gehören unter die nutzbaren Theile derſelben. Auf hohem Lande giebt es keine beſſere Düngung, als dieſe. Die Pechzeichen und die Wolle am Hintern brauchen die Pächter oder Wollkäufer, welche ſie zerrupfen laſſen, zu gleicher Abſicht auf ihren Aeckern. In Engelland ſchicken die Pächter wohl dreißig engliſche Meilen weit umher, Schafklauen und Hörner einzukaufen, weil ihnen in der Befruchtung eines hungrigen kieſichten Landes gar nichts gleich zu ſchätzen iſt. Man pfleget beides klein zu raſpeln und in dergleichen Erde zu ſäen oder einzupflügen. Sieben ganzer Jahre lang hat man ſich davon die beſte Wirkung zu verſprechen. Mit einem einzigen Wagen

*) S. Valm. de Bom. l. c. Tit. Agneau.

gen voll ſind, nachdem alles klein gemacht war, über fünf Acker Gerſtenland beſtellet worden. *)

Die Eingeweide der Schafe werden zu Raketen, zum Ballſchlagen, zu Darmſaiten, und ihre Zwiſchenhaut, wenn das Aus- und Inwendige abgezogen iſt, von einigen gebraucht, um dünne Würſte darein zu füllen. In der erſten Abſicht werden die Lämmerkaldaunen erſt genugſam gereinigt, hernach in Waſſer geweichet, alles Fett und Faſernwerk rein abgenommen, endlich aber nochmals in Waſſer gelegt und gebleichet. Wenn dieſes geſchehen, werden ſie von den Frauen herausgenommen, und an ihren Enden zuſammen geklebt, damit ſie gerade die Länge bekommen, welche ſie haben ſollen. Dann können ihrer ſo viel, als man es zur verlangten Dicke der Saite nöthig findet, zuſammengedrehet werden. Die Saiten trocknet man endlich an der Luft, und ſchleimet ſie, durch ſtarkes Reiben mit einem Haarſeitl ab, das mit ſchwarzer Seife beſtrichen worden. Die Geſchmeidigkeit kann ihnen durch Nußöl ertheilet werden. Der größte Darmſaitenhandel wird ohnſtreitig in Toulouſe, Lyon, Marſeille, Paris, vorzüglich aber in Rom und Neapolis getrieben. Die ſo genannte romaniſche Saiten haben bei den

*) S. Schreber l. c. p. 289.

Tonkünſtlern einen vorzüglichen und längſt entſchiedenen Werth. *)

Außer dem Nutzen, welchen der Schafmiſt in Düngung der Felder hat, wiſſen auch die norwegiſche Bauern aus demſelben, und aus der mittelſten Rinde von Erlenbäumen, beides in Sahne gekocht, eine gute Salbe wider die Brandſchäden zu machen; wenn aber die Wunde ſehr wäſſericht iſt, ſo wird gedörrter und pulveriſirter Schafmiſt hinein geſtreuet, wovon ſie zuſehens heilen ſoll. **)

Den Gebrauch, welchen die alten Aerzte von allen möglichen Theilen, Säften und Unreinigkeiten der Schafe vor Zeiten zu machen gewohnt waren, kann man beim D. Merklein ***) ausführlich nachleſen, und ſich freuen, daß die Arzneigelehrten unſeres erleuchtetern Jahrhunderts endlich die Güte gehabt, ihre Kranken vor der Pauliniſchen Dreckapotheke in Sicherheit zu ſtellen, und ihnen ſtatt aller dieſer ſchmutzigen, lauter wirkſamere, vernünftiger gewählte und wohlgeprüfte Mittel zu verordnen. M.

Uter

*) S. Valm. de Bom. l. c.
**) S. Pontoppid. l. c. p. 11.
***) In ſeinem Thierbuch S. 193 = 201.

IIter Anhang.

von den Schafen.

Den Haus = und Landwirthen, die von dieſem außerordentlich nützlichen, aber eben ſo zärtlichen Vieh etwas mehr, als die Naturgeſchichte zu wiſſen verlangen, wollen wir zum Beſchluß noch einige Schriften empfehlen, welche ſie mit größtem Vortheil darüber nachleſen können, weil ſie alle zur nähern Kenntniß der Natur, des Geſundheits = und Krankheitszuſtandes, der Wartung und Nutzung der Schafe gehören.

I.) Von den Schafen überhaupt handeln

1.) Linnæi Diſſert. unter dem Titel: Ovis, in dem IVten Band ſeiner Amœnit. Academicarum.

2.) Häckels Abhandlung vom Schafvieh. Stargard, 1745.

3.) Haſtfers (aus dem Schwediſchen) überſetzter Unterricht von der Zucht und Wartung der beſten Art von Schafen. Leipz. 1754.

4.) Ebendeſſelben Goldgruben eines Landes, oder von Verbeſſerung der Schafzucht, Kopenhagen 1756.

5.) Außerdem gehöret hieher noch alles, was

a) in Leopolds Einleitung in die Landwirthſchaft

b) in den Abhandlungen der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften

c) in des Hrn. Baron von Hohenthals ökonomiſchen Nachrichten

d) in des Hrn. Hofr. Zinkens Leipz. Sammlungen

e) in den Schleſiſchen ökonom. Sammlungen

f) in den Hannöver. nützlichen Beitragen

g) im Hannöv. Magazin

h) im Hamburgiſchen Magazin

i) in den Stuttgarder phyſikal. ökonomiſchen Auszügen und andern guten ökonomiſchen oder vermiſchten Schriften hin und wieder zerſtreuet vorkömmt.

II.) Von der Schafzucht insbeſondere findet man gute Nachrichten:

1.) In dem Buche des Freih. von Tam (S. oben S. 175. n. 3.) von S. 391 = 508.

2.) Im Abilgard (ſ. oben S. 179. n. 18.) von S. 216 = 240.

3.) In des Hrn. Prof. Schrebers Sammlung verſchiedener Schriften ꝛc.

I. Th.

I. Th. S. 43. ꝛc. von der Schafzucht in der Lauſitz, imgleichen im XI-XVI Theil, wo des Herrn William Ellis vollſtändige Abhandlung verſuchter Verbeſſerungen, die an Schafen, Weide- und Hauslämmern gemacht worden, oder die ganze engliſche Schafzucht, in 3 Büchern, Lond. 1749. 384 S. 8vo. völlig ins Deutſche überſetzt und mit Anmerkungen vermehret, anzutreffen iſt.

4.) In den Berliner Mannigfaltigkeiten II. Jahrgang S. 592-600. wo die beſte Nachr. von der ſpaniſchen Schafzucht nachgeleſen werden kann.

III.) Von den Krankheiten der Schafe und ihrer Kur verdienen geleſen zu werden:

1.) Die oben S. 175-179, beſonders No. 1. 3. und 13 angeführte Schriften.

2.) Des Hrn. Boutrolle geſchickter Viehhirte (oben S. 179. n. 19.) in der 2ten Abth. von S. 69-75.

3.) Die Encyclopedie œconomique &c. Tom. III. von p. 517 bis 532.

4.) Medicine des Bêtes à laine &c. (S. oben S. 177. n. 12.)

5.) — veterinaire &c. par Mr. Vitet. (S. oben S. 178. n. 14.)

6.) Dictionnaire veterinaire &c. par Mr. Buchoz &c. (S. oben S. 178. n. 17.)

7.) D. Schreber l. c. XI Th. S. 127-143. von den Arznei- und Hülfsmitteln für verwundete Schafe. XII Th. S. 241-303. vom Faulwerden der Schafe. S. 304-325. von der Beschwerde des rothen Waſſers. XIII Th. S. 1-28. XIV Th. S. 266-281. XV Th. S. 8-52. und XVI Th. S. 241-262. von unterschiedenen Schafkrankheiten. (Lauter Vorschläge des Hrn. Ellis in der oben II. n. 3) angeführten Abhandlung.)

8.) D. Siegwardi Diſſ. de Scabie ovium. Tubingæ, 1763. S. Gött. gel. Anz. 65. p. 617.

9.) Außerdem, was Hr. Pr. Schreber l. c. noch im I Th. S. 96 und 121. von den Pocken, S. 118 von der Anbrüchigkeit, S. 313 von der Tummheit, u. ſ. w. der Schafe geſaget, wird man auch in allen ſub No. I. 5. a.-i angezeigten vermiſchten Schriften viel gute Anleitungen zur Kenntniß und Kur der bekannteſten Schafkrankheiten antreffen.

IV.) Von ihrer Fütterung und Wartung könnte man außer vielen andern, im vorhergehenden angezeigten Schriften, auch noch

1.) Im Abilgard l. c. S. 222. ꝛc. und

2.) D. Schrebern l. c. I Th. S. 115. warum ſie nicht auf Heideſtoppeln zu treiben

ben ?S. 114 vom Nutzen des Steinſalzes in Schäfereien, IITh. S. 320. von der Zuträglichkeit des Spergelkrautes, S. 363. vom Nutzen der unter das Salz gemiſchten Tobacksaſche, welche die Verdauung befördern, das Blut mehr, als bloßes Küchenſalz reinigen, auch zugleich ein Mittel wider die Würmer in den Lebern der Schafe ſeyn ſoll, im XIIIten Theil aber S. 28. von den Waſſerrüben (Turnips) als einem guten Schaffutter — u. ſ. w. nachleſen.

M.

Inhalt.

I.) Von den zahmen und Hausthieren. S. 5

II.) Naturgeſchichte des Pferdes. 17

III.) — des Eſels. 256

IV.) — des Ochſen und der Kühe. 316

V.) — des Schafes und Widders. 39[illegible]

Ende des erſten Bandes.

12. D

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc <<de>>, / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, / Otto, Bernhard Christian,

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 1

Troppau 1785

H.nat. 94-3,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075176-2
VD18 80114059